ON SAFARI

ABEL CHAPMAN

Chapman, Abel: Auf Safari (1908)

ON SAFARI

GROSSWILDJAGD IN BRITISCH-OSTAFRIKA NEBST STUDIEN ÜBER DAS VOGELLEBEN

VON ABEL CHAPMAN VERFASSER VON „BIRD-LIFE OF THE BORDERS ON MOORLAND AND SEA“ (ZWEI AUFLAGEN)

„WILD NORWAY“ UND „WILD SPAIN“ MIT 170 ILLUSTRATIONEN

VOM VERFASSER UND E. CALDWELL SKIZZENKARTEN UND FOTOGRAFIEN

NEW YORK

LONGMANS, GREEN & CO.

London: EDWARD ARNOLD

1908

VORWORT

Sollte der Titel dieses Werkes keine Bedeutung vermitteln, so würde diese Tatsache zeigen, dass es immer noch „Etwas Neues aus Afrika“ gibt. Jener arabische Begriff „Safari“ hat keine präzise Entsprechung in unserer britischen Zunge, ist jedoch in den britischen Territorien, die sechsmal größer als die heimischen Inseln sind, täglich in Gebrauch. Daher wage ich es, ihn in unsere gemeinsame Sprache einzuführen. Seine Deutung wird denjenigen, die dieses Buch lesen, bald klar werden.

Britisch-Ostafrika stellt einen nicht unbedeutenden Vermögenswert des Empire dar. Es war mit der Investition mehrerer Millionen unserer nationalen Mittel verbunden und besitzt eine Zukunft, die eher als potenziell denn als gesichert bezeichnet werden sollte – was nicht zum Nachteil gereicht. Im Augenblick besteht diese Kolonie von gestern hauptsächlich aus jungfräulichen Jagdgründen, die noch weitgehend unbekannt und unerforscht sind, abgesehen von einer Handvoll Pionieren und Großwildjägern.

Jedes fundierte und sorgfältig vorbereitete Werk – was auch immer sein Standpunkt sein mag –, das dieses neue Tätigkeitsfeld deutlicher in das öffentliche Auge rückt, leistet daher einen Dienst. Vergleichen Sie diese jeweiligen britischen Gebiete:

| | Quadratmeilen | Weiße Bevölkerung |

| | | |

| Kanada | 3.750.000 | 6.500.000 |

| Australien | 3.290.000 | 4.120.000 |

| Britisch-Südafrika | 1.239.000 | 1.130.000 |

| Britisch-Ostafrika | 750.000 | 3.000 |

| Britische Inseln | 121.000 | 44.000.000 |

Das vorliegende Werk befasst sich ausschließlich mit den faunistischen Aspekten von Britisch-Äquatoria und insbesondere mit seinem Großwild. Um den Reichtum der Kolonie in letzterer Hinsicht zu belegen, genügt es zu sagen, dass der Autor und sein Bruder auf zwei Expeditionen Exemplare von vierunddreißig verschiedenen Arten erbeuteten – oder, einschließlich Südafrika, insgesamt über fünfzig verschiedene Varietäten von Großwild auf drei Reisen. Dies steht im Vergleich zu vierzehn Arten, dem Nettoergebnis vieler Jahre anstrengender Jagd in Europa. Und erst kürzlich sind drei spanische Freunde aus Britisch-Ostafrika zurückgekehrt, die in einer einzigen Saison insgesamt fünfunddreißig Arten erlegt haben.

Allein der Stamm der Antilopen zählt über vierzig Mitglieder – von Elenantilopen mit 2000 Pfund bis zu Dikdiks unter zehn Pfund; dann gibt es die Raubtiere, die drei großen Dickhäuter, Giraffen und Zebras, Büffel und eine gemischte Vielzahl darüber hinaus. Über allem stehen am Horizont des Jägers der Elefant und der Löwe. Diese beiden stellen seinen höchsten Triumph dar, da sie nicht nur am schwierigsten anzutreffen, sondern auch am gefährlichsten anzugreifen sind.

Zudem beherbergen diese äquatorialen Wälder zwei große Wildtiere, die ebenso interessant wie das vieldiskutierte Okapi, jedoch praktisch unbekannt sind, nämlich: jene prächtige Rinderrantilope, den Bongo, von dem noch nie ein Bulle durch die Hand eines weißen Jägers gefallen ist; und das Riesenwaldschwein (*Hylochoerus*), von dem, wie ich höre, ein erstes Exemplar erbeutet wurde, während diese Blätter im Druck sind.

Der Begleiter des Autors während fast seiner gesamten ostafrikanischen Wanderungen war sein Bruder Walter Ingram Chapman, mit dem er zuvor bereits viele Jagdreisen, hauptsächlich in Nordeuropa, Neufundland usw., absolviert hatte.

Die Illustrationen sind fast ausschließlich nach groben Skizzen gezeichnet, die der Autor in Afrika angefertigt hat – einige direkt am Ort des Geschehens, andere unmittelbar danach im Lager, solange der Eindruck auf der geistigen Netzhaut noch lebendig war. Um ein höheres Maß an künstlerischer Exzellenz in der Reproduktion zu gewährleisten, wurde die Hilfe von Herrn E. Caldwell in Anspruch genommen, der selbst gerade ein Jahr unter afrikanischem Wild verbracht hatte. Seine geschickte und geduldige Zusammenarbeit über mehrere Monate hinweg hat diese Serie von Zeichnungen hervorgebracht, die viele der prächtigsten Wildtiere, die heute noch existieren, originalgetreu im Leben darstellen. Dass niemals zuvor wahrhaftigere Abbildungen auf Papier erschienen sind, ist die ehrliche Überzeugung des Autors, und diese Meinung hat er dadurch untermauert, dass er dieses Werk in einem Maße illustriert hat, das, wie ihm gesagt wurde, in Büchern dieser Art nicht gerechtfertigt sei.

Eine Anzahl eigener Skizzen des Autors wurde ebenfalls eingefügt – insbesondere von Vögeln. Diese sind naturgemäß grober, da es sich lediglich um Laienarbeit handelt.

Bei dem Versuch einer groben Skizze des Vogellebens dieser wenig bekannten äthiopischen Region war der Autor vielleicht zu kühn. Die großartige Unterstützung, die ihm sowohl in Afrika als auch in der Heimat von Freunden zuteil wurde, die die erste Autorität auf diesem Gebiet darstellen, namentlich Herrn F. J. Jackson, C.B., Vizegouverneur von Britisch-Ostafrika, und Herrn W. R. Ogilvie-Grant, hat diese Einbeziehung seiner groben ornithologischen Notizen ermutigt. Sie sind zumindest die ersten, die bisher in einem populären Sinne versucht wurden. Als solche mögen sie sich für Reisende, Sportsleute und Kolonisten als nützlich erweisen – ebenso wie für das allgemeine vogelliebende Publikum –, für die alle die rein wissenschaftlichen Werke zu

diesem Thema (obwohl sie insgesamt bewundernswerte Arbeit und Forschung darstellen) völlig unbegreiflich sind.

Zum Schluss: Britisch-Ostafrika bietet heute wahrscheinlich das herrlichste existierende Jagdgebiet, sicherlich das am leichtesten zugängliche, und dieses Buch mag manchen zu einer Expedition dorthin anregen. Sie werden nicht enttäuscht sein. Es sind keine ganz besonderen persönlichen Qualifikationen erforderlich. Weder der Autor noch sein Bruder waren in der afrikanischen Jagd bewandert, und der Erstere, so kann man treffend hinzufügen, hatte bereits das halbe Jahrhundert weit überschritten, bevor er zum ersten Mal seinen Fuß nach Äquatoria setzte. Natürlich gehören ein Einblick in die Grundzüge des Waidwerks sowie eine angemessene Schießpraxis (da die Schussentfernungen in Afrika im Durchschnitt doppelt so hoch sind wie anderswo üblich) zu den wesentlichen Voraussetzungen.

Abel Chapman.

Houxty, Wark,

Northumberland.

August 1908.

INHALTSVERZEICHNIS

KAPITEL

I. AFRIKA SÜD UND OST: EINLEITUNG

II. DER ÄQUATORIALGRABEN (I) JAGD IM RIFT VALLEY (EBURU BIS ZUM ENDERIT-FLUSS)

III. DER ÄQUATORIALGRABEN (II) AM ENDERIT-FLUSS UND NAKURU-SEE

IV. EINE LÖWENTREIBJAGD AM NAKURU-SEE

V. EIN ZWÖLFTER AM ÄQUATOR – NAKURU BIS BARINGO

VI. AUF ELEFANTENJAGD BEI BARINGO

VII. JENSEITS VON BARINGO – (I) AUF ORYX UND ELENANTILOPE

VIII. „ „ (II) ZWEI NASHÖRNER

IX. „ „ (III) ORYX, ELENANTILOPE, IMPALA, JACKSON-KUHANTILOPE, DIKDIK, USW.

X. AUF SAFARI – EINE SKIZZE DES LAGERLEBENS IN BRITISCH-OSTAFRIKA

XI. ELMENTEITA – (I) IM SEPTEMBER

XII. „ (II) IM FEBRUAR

XIII. ELEFANTEN

XIV. JAGD AM SOLAI-SEE (I) ZUFALL ODER GESCHICK?

XV. „ „ „ (II) WASSERBOCK, WILDHUNDE, WARZENSCHWEIN UND NASHÖRNER (RÜCKKEHR NACH NAKURU)

XVI. DER MAU-WALD – AUF BÜFFEL BEI KISHOBO

XVII. DIE ATHI-EBENEN (I) STIPVISITE IM SEPTEMBER 1904

XVIII. EIN MONAT AM ATHI-FLUSS (II) IM JANUAR UND FEBRUAR 1906

XIX. AM STEINIGEN ATHI (JANUAR–FEBRUAR 1906)

XX. JAGD AM SIMBA-FLUSS

XXI. DIE UNSICHTBARE WELT

XXII. GROSSWILD UND SEINE VOGEL-BESCHÜTZER

XXIII. FASCICULA – (I) RÜCKBLICK

(II) GEFAHR

(III) SCHLANGEN

(IV) DIE SAFARI

XXIV. VERSTREUTE NOTIZEN ÜBER OSTAFRIKANISCHES WILD

XXV. SCHUTZ DES GROSSWILDS (BESONDERS IN BEZUG AUF BRITISCH-OSTAFRIKA)

ANHANG: GROBE VELD-NOTIZEN ZUM VOGELLEBEN IN BRITISCH-OSTAFRIKA

REGISTER

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

ÜBERSEHEN (*Fotogravüre*) Frontispiz

SING-SING WASSERBOCK-BULLE

GRAUE PHANTOME DER FELSEN (CHANLER-RIEDBÖCKE)

NEKTARVÖGEL ..... MASAI-KRIEGER

SKIZZENKARTE DES LANDES VON EBURU BIS NAKURU

TÜPFELHYÄNE ..... KOPF EINES HELMGUINEAHUHNS

GEKRÖNTER TOKO (*Lophoceros melanoleucos*)

DRONGO ..... VERSAMMLUNG DER RAUBTIERE

„BLICK IN DIE FALSCHE RICHTUNG“ (WASSERBOCK)

VERWUNDETER WASSERBOCK

MITTAG AM ENDERIT-FLUSS – NAKURU-SEE UND MENINGAI-KRATER IM HINTERGRUND

GRANT-GAZELLEN

„WÄHREND ICH EIN LEERES GEWEHR HIELT“ (LEOPARD)

AM ENDERIT GEFUNDENE MASAI-VIEHGLOCKE

WARZENSCHWEIN

GRAUER LÄRMVOGEL

IMPALA ..... IN HAUT EINES IMPALA-FESSELGRATS GEHÜLLTE JAGDMESSERSCHEIDE

KÖPFE VON NEUMANN-KUHANTILOPEN

GOLIATH-REIHER

AFRIKANISCHER SATTELSTORCH

ERSTER BLICK AUF EINEN LÖWEN

LÖWINNEN RECHTS UND LINKS

UM TOTE LÖWINNEN TANZENDE WILDE

TOTE LÖWIN

KÖNIGS-WITWENVÖGEL

JACKSON-KUHANTILOPE, BULLE

STRAUSSE

KOPF EINES OSTAFRIKANISCHEN RIEDBOCKS

GESELLSCHAFTSWEBER

KUKAL ODER BUSCHKUCKUCK

ERDFERKEL

NAMAKUA-TÄUBCHEN (*Oena capensis*)

BARTVOGEL ..... EIN MAUSGRAUER MAUSVOGEL (*Colius*) BEI NJEMPS

NESTER VON WEBERVÖGELN

FAST GEFANGEN

SKIZZENKARTE VON BARINGO

BARINGO-SEE VON NORDOSTEN

RIESENTRAPPE

RIESENWALDSCHWEIN (*Hylochoerus meinertzhageni*)

GIRAFFENBULLE BEI BARINGO

„JENSEITS DER NIEDRIGEN ALOEN“ (ORYX)

HÖRNER VON GAZELLEN

IMPALA

ORYX

GAZELLEN

TURKANA

KERIO-FLUSS, ZUM RUDOLF-SEE FLIESSEND

EINE WANDERNDE ORYX-HERDE – BARINGO, 31. AUGUST 1904

DIAGRAMM DER KONFIGURATION DER BARINGO-EBENEN

WEISSBRAUEN-KUKAL ODER BUSCHKUCKUCK (*Centropus superciliosus*)

QUELLEN DES SUGOTA-FLUSSES

SUK-KRIEGER IM FORT BEI BARINGO

IM SUK-LAND

ELENANTILOPEN ..... OSTAFRIKANISCHE BUSCHSCHWEINE

JACKSON-KUHANTILOPEN – AM MOLO-FLUSS

PURPURKRONEN-KUKAL (*Centropus monachus*)

EINE SAFARI AUF DEM MARSCH

ERDWOLF ..... WILDE, DIE EIN „HOCHWILD“ NASHORN PLÜNDERN

SOMALI-JÄGER IN MITTÄGLICHER UNKLEIDUNG

SAFARI, DIE AUF DEN STARTBEFEHL IN NAIROBI WARTET

KOPF EINES WEISSBARTGNUS

JENSEITS VON BARINGO – UNBEAUFSICHTIGT GRASENDE TURKANA-KAMELE

NEUMANN-KUHANTILOPEN

STREIFENHYÄNE

RAUBADLER ..... EIN ECKPFEILER DER MENGE – WILDMASSEN BEI ELMENTEITA (SEPT. 1904)

SING-SING WASSERBOCK

ELMENTEITA-SEE VON NORDOSTEN – BLICK DAS KARRIENDOOS-TAL HINAB NACH EBURU

CHANLER-RIEDBOCK (WEIBCHEN)

FLUSSPFERDE IM ELMENTEITA-SEE

„IM MONDSCHEIN UMGEKEHRT“ (NASHORN)

NASHORNBULLE, WIE ER FIEL

DER KOPF DES DREIHÖRNIGEN NASHORNS

HEILIGER IBIS ..... EINE AFRIKANISCHE LERCHE ODER „LANGKRALLE“ (*Macronyx croceus*)

TAGESANBRUCH AM ELMENTEITA-SEE

FLIEGENDE FLAMINGOS

VOLLSTRECKER (*Fotogravüre*)

BRUSTBEIN EINES STRAUSSES

PUFFOTTER

SKIZZENKARTE VON SOLAI ZUR ILLUSTRIERUNG DER OPERATION MIT ELEFANTEN

UMSTELLT

„WANDTE SICH UNS MIT AUFGESTELLTEN OHREN UND ERHOBENEM RÜSSEL ZU“

„BRACH MIT DEM HINTERTEIL ZUERST ZUSAMMEN“

WEITERES VORRÜCKEN GEFÄHRLICH – BEUTE DEM FEIND ÜBERLASSEN

TOTER ELEFANTENBULLE

ELEFANTENBULLE, ACHT YARDS LANG

WALTERS GROSSER BULLE

ADIEU!

UND TOTER ELEFANT

ELEFANTENOHR

WASSERBOCKBULLE

ELENANTILOPENBULLE

EIN ANGRIFF DER SCHWERGEWICHTE

„LUST AUF EINEN KAMPF“ (NASHORN)

BUSCHWÜRGER (*Dryoscopus nandensis*)

EIN RUDEL WILDHUNDE

WILDHUND MIT ZWEI TÜPFELHYÄNEN

NASHORN NACH DEM LEBEN

SCHLAFENDE SCHÖNHEITEN ..... „GRÜNDLICH BÖSARTIG“

DAS ELFENBEIN NACH HAUSE BRINGEN

WITWENVÖGEL (*Penthetria ardens*)

KOPF EINES BÜFFELS

EIN TOKO DES MAU-WALDES

TROMPETER-HORNVOGEL

EIN TOKO VON SOTIK

EIN TURACO VON SOTIK (*Gallirex chlorochlamys*)

EIN WINZIGER SPECHT

RIESEN-ERDRABEN, ALARMIERT DURCH EINEN VORBEIFLIEGENDEN ADLER

EIN WEITERER TOKO (*Lophoceros*)

TOKOS IM FLUG

DIE SCHILDKWACHE – WEISSBARTGNUS

„ABGEHAUEN“

DITO

WIMPELNACHTSCHWALBE

UM EINE LÄNGE VERLOREN

VIS-À-VIS

SCOPS CAPENSIS

FLÜCHTENDE LÖWEN

HABICHTSADLER UND PERLHUHN

DER AUTOR AUF „GOLDFINCH“

TAGESANBRUCH AM ATHI-FLUSS – WILD KOMMT ZUM TRINKEN HERAB

EIN TROPISCHES BECKEN AM ATHI-FLUSS

HAMMERKOPF (*Scopus umbretta*)

DIE ALANDART (*Leuciscus*) VOM ATHI

GIRAFFEN

STOSSENDE ADLER

KUHANTILOPE, DIE STREIFENGNUS ZUM WASSER FÜHRT

BRILLEKOBRA (*Naja haje*)

TÜPFELHYÄNE

STREIFENGNU, BULLE – STEINIGER ATHI

SEKRETÄR (*Serpentarius serpentarius*)

BRILLEKOBRA

ZEBRA AM STEINIGEN ATHI

ZWEI WEBERVÖGEL IN SCHWARZ UND GOLD (*Hyphantornis textor, Pyromelana taha*)

BAUMHOPF (*Irrisor erythrorhynchus*)

TRÄGER BRINGEN NASHORNKOPF EIN

SILHOUETTE GEGEN DIE TIEFSTEHENDE SONNE (LÖWE)

GABELRACKE (*Coracias caudatus*)

EIN PAAR BISHOP-VÖGEL (*Pyromelana sundevalli*)

NESTER VON WEBERVÖGELN AM SIMBA-FLUSS

EIN TOKO AM SIMBA-FLUSS (WAHRSCHEINLICH *Lophoceros fasciatus*)

GIRAFFEN AM ATHI-FLUSS

KÖPFE VON COKE-KUHANTILOPEN (MÄNNCHEN)

ERDFERKEL, SKIZZIRT IM BERGEN-MUSEUM

ZIBETKATZE

HONIGDACHS

WEISSBARTGNU

HONIGANZEIGER

KOPF EINES NESTLINGES VON *Indicator variegatus* (SCHUPPENKEHL-HONIGANZEIGER), DER DIE „PINZETTE“ AN DEN KIEFERN ZEIGT

„GO-WAY BIRDS“ (*Turacus corythaix*)

TURACUS CONCOLOR

ELSTERWÜRGER (*Urolestes melanoleucus*)

RAPPENANTILOPE, ALARMIERT DURCH VOGELWARNUNG

TURACUS CORYTHAIX

TROPHÄEN BEI BARINGO – ERLEGT VON G. F. ARCHER

GRÜNE MAMBAS

„GOLDFINCH“ UND SEIN NEUER BESITZER

UNSER VORARBEITER (GANZ RECHTS), ELMI LINKS VOM AUTOR, ENOCH HINTER IHM, TOTE LÖWIN VORNE – DER KAMERA ENTGANGEN

MEIN ERSTER ANBLICK EINES RAPPENANTILOPEN-BULLEN, „SPRANG MIT EINEM SCHNAUBEN AUF“

KLEINER KUDU

EINE 18 FUSS LANGE PYTHON MIT EINEM WASSERBOCKKALB, DAS SIE GETÖTET HATTE

KRONENKRANICH

KÖNIG-LEOPOLD-TURACO (*Gymnoschizorhis leopoldi*)

EMINS DROSSELHÄHER (*Crateropus emini*, ♀)

DIAGRAMM ZUR ILLUSTRIERUNG DES FLUGES VON *Mirafra fischeri*

EIN WEBER

KAPITEL I

AFRIKA – SÜD UND OST

EINLEITUNG

Südafrika, als die Welt noch jung war – das heißt, als wir jung waren –, verkörperte für jene, die einen abenteuerlichen Geist geerbt hatten und in deren Brust die Liebe zum Wilden angeboren war, etwas, das dem Gipfel irdischer Freuden nahekam. Dort drüben, so hatten es uns unsere frühen Lektionen gelehrt, existierte zeitgleich mit der eintönigen Routine einer werktäglichen Welt noch ein riesiger Kontinent, der dem Menschen absolut unbekannt und ungebändigt geblieben war und über dessen leere Flächen auf der

Landkarte, in brennenden Lettern eingeschrieben, jenes vielsagende Wort prangte: „Unerforscht“.

Einer nachfolgenden Generation kann, so wie diese Welt geologisch beschaffen ist, ein ähnlicher Zustand niemals wieder begegnen.

Auf Temperamente der beschriebenen Art übte das raue, freie, ungreifbare Leben in einem unbekannten Veld, umgeben von der wilden Natur und mit all seinen Begleiterscheinungen wie Selbstvertrauen, Ressourcenreichtum, Schwierigkeiten und manchmal Gefahr, einen Reiz aus, der an die Grenzen – und in manchen Fällen darüber hinaus – der Selbstbeherrschung ging. Die zeitgenössischen Schriften von Cornwallis Harris, Baldwin und Gordon Cumming wurden gelesen und wieder gelesen, bis man sie fast auswendig kannte. Sie entfachten die knabenhafte Fantasie; doch in meinem Fall verboten die Umstände eine solche Verwirklichung, da Erfolg dem Pflichtbewussten sicherer zuteilwird als dem Abenteurer.

Ein Buch, das in nur geringerem Maße faszinierte, war *Hawker*, und fünfundzwanzig Jahre lang folgte ich „dem Oberst“ in dem, was sicherlich die härteste und anstrengendste Form des wilden Sports darstellt, die innerhalb unserer britischen Inseln erreichbar ist – der Jagd auf Wildgeflügel vom Boot aus.

Als sich dann nach einem Vierteljahrhundert endlich die Gelegenheit bot, das ferne Veld Südafrikas zu besuchen, war sein lang ersehnter Charme bereits verblasst. Während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war die einst wundersame Fauna des Subkontinents stetig und in unglaublichem Maße vor den Hinterladern der Buren dahingeschmolzen. [1]

Es war im Mai 1899, als der Autor zum ersten Mal in Südafrika landete – in jenen Tagen tiefer Sorge und Unruhe, die kurz darauf im Krieg gipfelten. Damals streiften noch auf dem weiten Buschveld, das in Richtung des Limpopo liegt, die prächtigen Rappen- und Pferdeantilopen, der Kudu, die Leierantilope und das Streifengnu, der Wasserbock und viele mehr umher. Der Elefant war zwar endgültig verschwunden; ebenso das Nashorn, der Büffel, die Giraffe und die Elenantilope – all diese waren noch eine Generation zuvor im Überfluss vorhanden gewesen.

Die erstgenannten überlebten jedoch alle in gewisser Anzahl, zusammen mit kleineren Antilopen, die, wenn auch weniger imposant, so doch nicht weniger anmutig sind. Diese

prächtigen wilden Tiere in ihren Revieren gesehen und von den meisten Exemplare gesichert zu haben – das war zumindest ein Erfolg. Dennoch kehrte ich nach vier Monaten im Veld mit einem gewissen unbestimmten Gefühl der Enttäuschung – oder zumindest mit nicht voll verwirklichten Bestrebungen – heimwärts. Die Umstände und Bedingungen des wilden Lebens hatten sich merklich verändert. Diese waren nicht mehr rein ursprünglich. Sie hatten jenen unsagbaren ursprünglichen Charme verloren, von dem ich gelesen hatte und den ich mit eigenen Augen zu sehen gehofft hatte. Ich reiste heimwärts – durch den Krieg gezwungen auf dem langen Seeweg über Mosambik und Madagaskar – bedrückt von der brütenden Empfindung, dass ich zu spät gelebt hätte, dass jene glorreichen Szenen, die von den Pionieren alter Zeiten beschrieben worden waren, für immer vom Antlitz der Erde verschwunden seien.

Diese düsteren Vorahnungen haben sich glücklicherweise als grundlos erwiesen – sie wurden durch die darauf folgenden Ereignisse in alle Winde zerstreut. Südafrika als jungfräuliches Jagdrevier existiert nicht mehr; doch solche Schauspiele des wilden Lebens, wie sie vor fünfzig Jahren sein Veld und Karoo mit all der Pracht einer ursprünglichen Fauna schmückten, können andernorts auf diesem riesigen Kontinent noch immer genossen werden. Es sind nicht mehr die Regionen jenseits des Sambesi, denen der Jäger seine Aufmerksamkeit schenken muss – jene Regionen, in denen Herr Selous zu meiner eigenen Zeit (da wir in den Sechzigern zusammen in Rugby waren) Vorrang unter den Naturforscher-Jägern aller Zeiten erlangt hat. Nein, das Zentrum der Anziehungskraft hat sich nach Norden verlagert, weit nach Norden – in die britischen Gebiete, die um den Äquator liegen. Dort können einige der wildesten Szenen der Natur, praktisch unverändert seit den Tagen der Schöpfung, noch immer genossen werden. Mehr als das. Diese neuen Regionen sind zugänglich, wie es Südafrika in seiner Blütezeit nie war; denn diese neuen Jagdgründe sind auf dem gesamten Weg über Land und See mit dem Dampfschiff erreichbar – eine einfache dreiwöchige Reise mit dem Ozeandampfer und dem Korridorzug.

Dass diese Erneuerung ursprünglicher Bedingungen, die, wie es schien, für immer verschwunden waren, doch noch einem weiteren Jahrhundert zuteilwurde, folgte auf die Erschließung der Uganda-Bahn. Jedes schmale Band aus Stahl (obwohl es Uganda nie erreicht) durchdringt auf 600 Meilen das Herz des äquatorialen Afrikas.

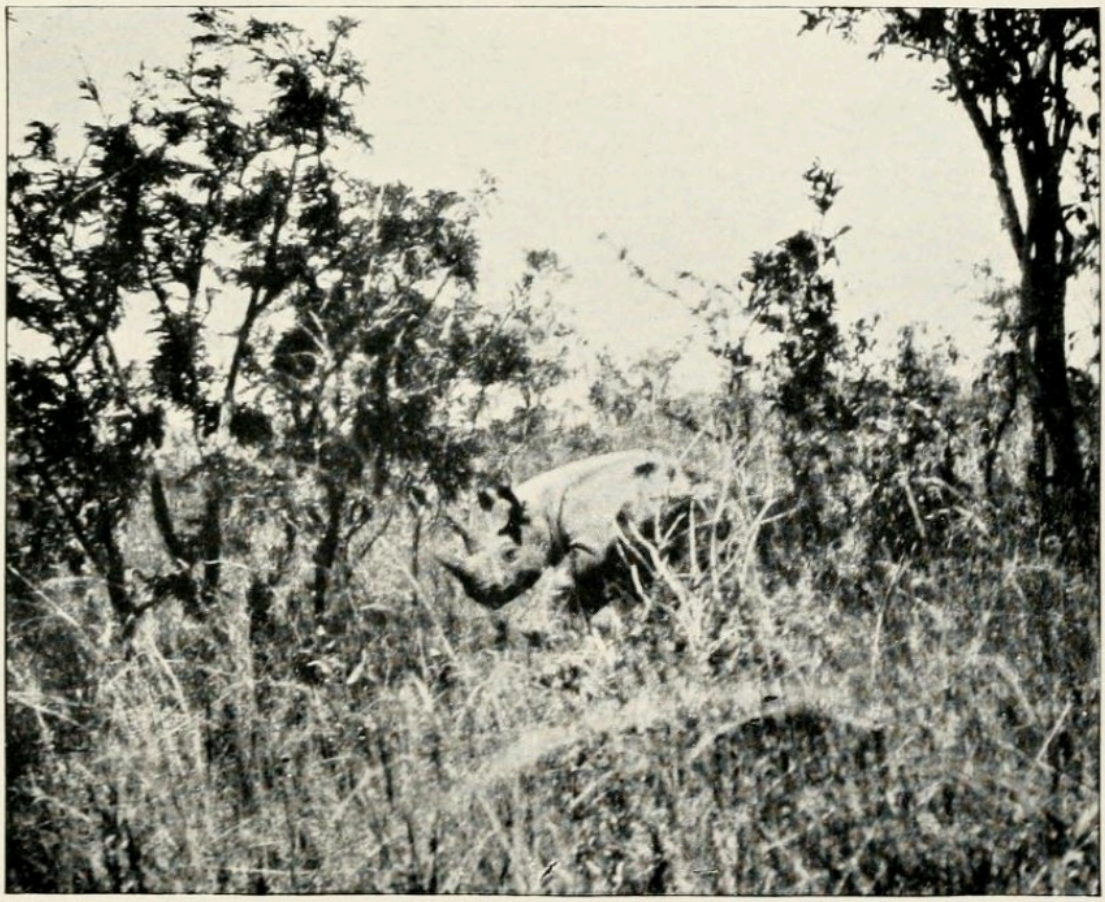
DRONGO.

Nachdem es den Küstengürtel aus Wald und Sumpf hinter sich gelassen hat, überwindet es eine 6.000 Fuß hohe Bergkette und durchquert all die weiten Hochebenen dahinter, wobei es ein tropisches Panorama bietet, das man gesehen haben muss, um es zu glauben. Niemals zuvor und niemals wieder (das lässt sich sicher sagen) werden dem Blick eines gewöhnlichen Passagiers solche Schauspiele geboten werden, wie sie heute jeden Zug auf dieser Uganda-Bahn begleiten. Unzählige Herden wilder Tiere grasen in Sichtweite der Wagenfenster – Streifengnus und Zebras, Kuhantilopen und Gazellen, dazu andere Antilopen, groß und klein, Giraffen und Strauße, sogar, durch Zufall, ein Blick auf Nashorn, Büffel oder Löwen. Aber all das ist eine schon oft erzählte Geschichte. Es ist diese einzigartige Eisenbahn und der Leitstern, der mich dorthin führte, die der Ursprung und die Quelle dieses Buches sind.

Weitsichtig und inspiriert war das Genie, das diese Linie erdachte und (mit dem Mut der Überzeugung) das Schema angesichts der billigen Rhetorik und der engen Horizonte der Stunde ausführte, die für Tausende an der Straßenecke endeten. Obwohl diese wilde Fauna gegenwärtig tatsächlich ein Hauptgut unserer ostafrikanischen Kolonie ist und der Großwildjäger heute ihr profitabelster Kunde ist, so ist es dennoch kein bloßer fantastischer Traum, wenn man sich vorstellt, dass die äquatorialen Hochlande innerhalb eines absehbaren Zeitraums von britischen Farmern und Viehzüchtern besiedelt werden, das Wild durch Herden ersetzt wird und Mombasa mit Argentinien und den Antipoden um die Fleischversorgung des Mutterlandes konkurriert.

Abgesehen von beiläufigen Erwähnungen betreffen uns solche Angelegenheiten hier nicht. Ein Merkmal, das Sportler und Naturliebhaber gleichermaßen freut, ist die Behandlung des Wildes im britischen Protektorat. Die Jagdverordnungen mögen nicht ideal sein, noch ihre Ausführung alles, was wir uns wünschen könnten, aber sie sind im Wesentlichen praktisch und beweisen sowohl eine weise Voraussicht als auch eine Politik, die das gesamte Niveau des Sports, wie er in britischen Gebieten praktiziert wird, auf eine Stufe gehoben hat, die andernorts auf dem Dunklen Kontinent niemals erreicht wurde.

In ganz Südafrika wurde kaum jemals die elementare Bedeutung unseres britischen Begriffs „Sport“ verstanden oder bedacht. Mit einigen rühmlichen Ausnahmen war der berittene Schütze des Südens mit seinem Nachreiter und dem Mauser-Repetiergewehr lediglich ein Schlachter, ein Jäger von Häuten und Fleisch.



Marq. de la Scala, Photo.

RHINO.—FROM LIFE.

Ich leistete dort eine Lehrzeit ab, bevor ich hierher kam, und erinnere mich mit Abscheu an Ausdrücke wie „den Boden aufwischen“ oder „Streifen durch sie schneiden“, die auf einige der feinsten Tierformen angewandt wurden. Kein Gefühl des Respekts vor dem Wild, keine Bewunderung seiner Anmut oder Schönheit drang jemals in Köpfe ein, die durch Jahrzehnte des Schlachtens abgestumpft waren. Wild war nichts weiter als eine Zielscheibe; danach Biltong, Riemen und so weiter.

Im Süden wird nun kein Heilmittel mehr nützen. In weiten Gebieten, die früher vor Wild überquollen, ist es zu spät, obwohl in Transvaal durch die Einrichtung eines „Wildreservats“ im Lebombo-Buschveld eine lobenswerte Anstrengung unternommen wird. [2]

In Britisch-Ostafrika ist der Kontrast auffallend und willkommen. Das Wild, obwohl wild und wachsam, wie es die in der Wüste Geborenen immer sein werden, bewahrt hier seinen ursprünglichen Adel und seine Selbstbeherrschung; es ist nicht bloß der gejagte und schreckensstarre Überrest verwüsteter Herden.

Unsere eigene erste Erfahrung in Ostafrika war unglücklich; denn innerhalb von drei Tagen nach Erreichen von Nairobi erlag der Autor dem Malariafieber. Nur ungern wird eine so rein persönliche Angelegenheit hier erwähnt, und nur, weil sie für die Erzählung wesentlich ist – und außerdem mag der Vorfall dazu dienen, andere vor einem ähnlichen Übel zu bewahren, das man sich so einfach zuzieht und das so leicht zu vermeiden ist.

Wenn man zwanzig Tage nach der Abreise aus London in Mombasa landet, muss man mit mindestens ein oder zwei Tagen Aufenthalt im Endhafen rechnen, während man die endgültige Ausrüstung der Expedition arrangiert. Nun ist Mombasa, das unter dem Äquator liegt, ausgesprochen heiß. Es gibt heißere Orte – Aden zum Beispiel; aber an beiden mildern Meeresbrisen die Sonne, oder man sagt es zumindest. Wie dem auch sei, wenn der Zug ins Landesinnere schließlich aus dem Bahnhof dampft, ist das allerletzte auf der Welt, an das man als Notwendigkeit denken wird – und Hunderte von Artikeln sind für einen dreimonatigen Aufenthalt im Zelt notwendig –, in jenem schmelzenden Moment, wie angedeutet, sind warme Umhänge, Übermäntel und Decken das allerletzte, woran man denkt. Die bloße Vorstellung ist widerwärtig.

Doch genau der Mangel an diesen Notwendigkeiten (im Abteil neben mir) wurde mir zum Verhängnis. Die Uganda-Bahn steigt, nachdem sie den 100 Meilen breiten Küstengürtel – die tiefliegende, malarische Taru-Wüste – durchquert hat, sofort zu den Hochebenen dahinter auf.

OSTRICHES.

Während dieser ersten Nachtreise wird der Reisende auf fast 4.000 Fuß über den Meeresspiegel getragen und in eine Temperatur, die im Vergleich mit einer markerschütternden Kälte frösteln lässt. Bei Sonnenuntergang schmilzt man; vor Mitternacht ist man gefroren. Wenn die Dunkelheit hereinbricht, ist die Szenerie wahrhaft tropisch: Da sind Palmen, Bananen, Papyrus und dergleichen. Wenn das Tageslicht dämmert, offenbart es Brombeeren und Adlerfarn, manchmal sogar Raureif.

Diese Nachtkälte schneidet bis auf die Knochen – es sei denn, man ist mit den einfachen, notwendigen Decken ausgestattet, die in meinem Fall übersehen wurden. Das Ergebnis war eine innere Unterkühlung, gefolgt von Koliken, die in Fieber endeten.

Grausam war die Enttäuschung. Bereits während der Durchquerung der Athi-Ebenen waren wir Zeugen des Überflusses an Wild gewesen, und der Eifer, unter sie zu gelangen, überstieg alle Grenzen; doch nun wurde ich für zwei mühsame Wochen mit Fieber und einer Temperatur von etwa 106 Grad festgehalten. Ein Glück in der Tat, dass dies in Nairobi geschah, wo es eine Art Arzt gab, grob, aber freundlich, und wo Rezepte (in jenen Tagen) in leeren Bierflaschen ausgegeben wurden. Nairobis einziges aus Holz gebautes Hotel jener Epoche (inzwischen abgebrannt), das nach den üblichen zwanglosen kolonialen Gepflogenheiten geführt wurde, hält keinen Vergleich mit den palastartigen Bauten der modernen Hauptstadt stand (die Dinge entwickeln sich dort schnell), war aber durchaus komfortabel. Mehr als das: Durch die Hände der beiden Miss Raynes – so beschäftigt sie auch mit tausend wichtigeren Dingen waren – erhielt ich während dieser Krankheit eine Fürsorge und Aufmerksamkeit, die für immer eine dankbare Erinnerung bleiben wird.

In der Zwischenzeit hatte mein Bruder Walter, nur einen Nachmittagsspaziergang von der Stadt entfernt, reichlich Wild gefunden – Kuhantilopen und Zebras, Gazellen, Strauße, Kraniche und Trappen – und bereits unser Konto eröffnet. Sobald jedoch die Krise des Fiebers vorüber war, verließ er mich und zog allein mit der „Safari“ weiter – wie eine mobilisierte Jagdexpedition genannt wird; denn es war offensichtlich ratsam, eine Truppe von zwischen vierzig und fünfzig „Boys“ nicht müßig unter den vielen Versuchungen von Nairobi zu halten.

In Äquatoria, so sollte erklärt werden, gibt es nichts von jenem eintönigen „Trekken“ mit dem Ochsenwagen, das die südafrikanische Jagd charakterisierte – ein Trekken, das oft mühsame Wochen beanspruchte, bevor ein Wildland erreicht wurde. Hier hat der Schrecken der Tsetsefliege all das beseitigt, und der Transport erfolgt abseits der Eisenbahn vollständig auf den Köpfen eingeborener Träger.

HEAD OF EAST-AFRICAN REEDBUCK.

Daraus entspringt die Entstehung der „Safari“.

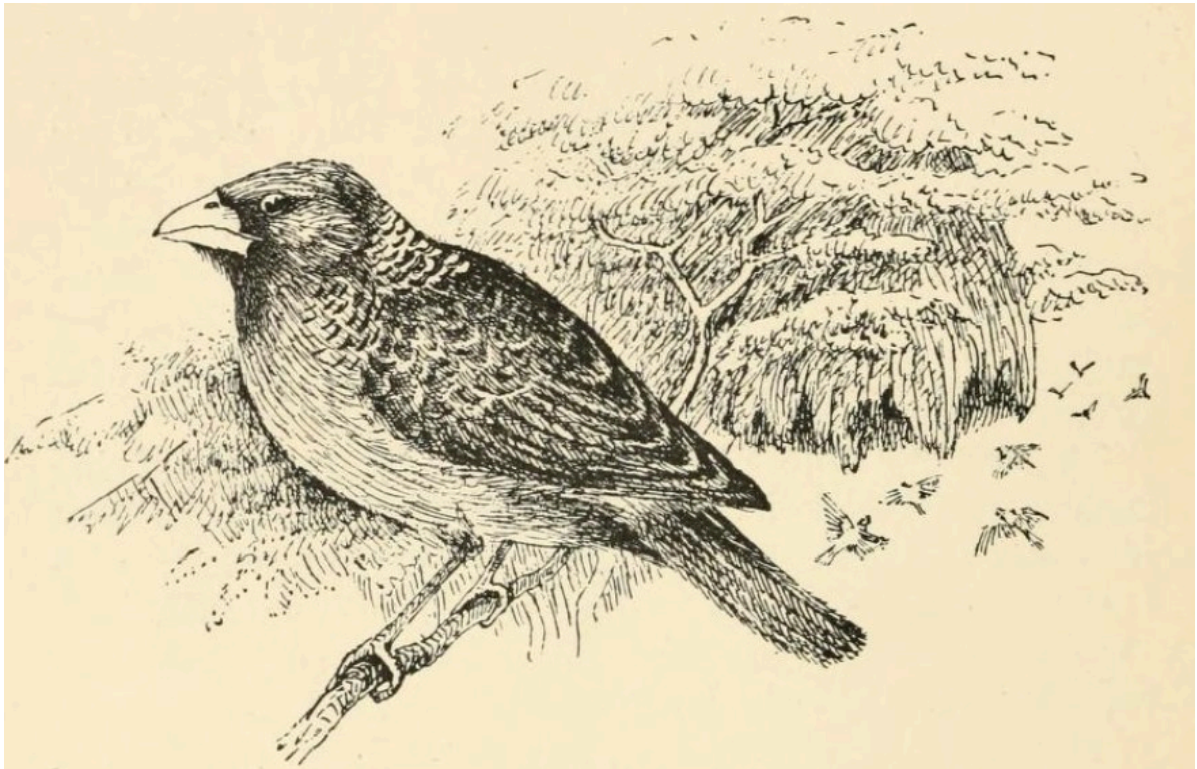
Ein Merkmal bei diesem Fieber war die schnelle Genesung. An dem Tag, als der Arzt mir sagte, ich könne am nächsten Tag aufbrechen, fühlte ich mich zu schwach, um ohne Hilfe aufrecht zu stehen, und am nächsten Morgen benötigte ich Unterstützung auf beiden Seiten, um bis zum Bahnhof zu hinken, obwohl dieser kaum zweihundert Yards entfernt war. Es schien Wahnsinn zu sein, zu gehen; doch ich gehorchte und ging, mit dem Ergebnis, dass ich innerhalb von achtundvierzig Stunden einen zwölfstündigen Marsch absolvieren konnte und danach so fit wie eh und je war und dies während der drei Monate der Jagd auch blieb. Die Erfahrung scheint vielsagend für das hervorragende Klima dieser Hochlande und für seine regenerativen Qualitäten.

Möglicherweise existiert in jener Kombination aus äquatorialer Sonnenkraft, gemildert durch große Höhe, irgendeine gesundheitsfördernde Eigenschaft, ein Elixier, das von der medizinischen Wissenschaft erst noch definiert werden muss. Ich empfinde es als nichts Geringeres als die Pflicht gegenüber Ostafrika zu erwähnen, dass ich mich nach jeder meiner Expeditionen dort (trotz des zufälligen Unglücks, das Malariafieber zu bekommen) persönlich gestärkt und etwa fünf Jahre jünger gefühlt habe! Ein dauerhafter Aufenthalt dort mag natürlich eine ganz andere Angelegenheit sein.

Als ich mein Ziel in Eburu an jenem Abend nach siebenstündiger Eisenbahnfahrt erreichte, war es sowohl überraschend als auch wohltuend, die offensichtliche Freude zu bemerken, die unser Gefolge von „Wilden“ über meine Genesung zeigte, obwohl ich ihnen allen bisher fast ein völlig Fremder war. Sie drängten sich um den Wagen, und als sie sahen, dass ich Schwierigkeiten beim Aussteigen hatte – es gibt keine Bahnsteige in der Wildnis –, hoben sie mich herunter und trugen mich fast zu unserem Lager, das auf einem schroffen Hang darüber aufgeschlagen war. Am nächsten Morgen überreichte mir ein lächelnder Swahili einen stabilen Stock aus M'piqui-Holz, den ich seither über Tausende von Meilen in Afrika getragen habe und den ich zu Hause immer noch benutze. Dieser kleine Tribut an den wilden Swahili soll nicht unerwähnt bleiben.

[1] Obwohl die Buren, da sie am zahlreichsten waren, die Hauptwerkzeuge des Schlachtens waren, waren andere Siedler nur in dem Maße ihrer Anzahl weniger schuldhaft. Die Buren erlaubten zudem den Ureinwohnern niemals den Besitz von Feuerwaffen; und dies war in anderen Gebieten (besonders den portugiesischen) eine tödliche Quelle der Vernichtung.

[2] Dies ist eine Region, die durch die Natur ausdrücklich für einen solchen Zweck angepasst und für fast jeden anderen praktisch nutzlos ist.



SOCIAL WEAVER-FINCH, with its 100-roomed nest.

Aufgrund ihrer tiefgelegenen Lage, die von Malaria trieft, ist sie für Menschen, ob weiß oder schwarz, unbewohnbar, außer nur während der trockenen Wintermonate – Juni bis Oktober. Vor dreißig oder vierzig Jahren wimmelte es dort von Großwild jeder Art, von Elefanten abwärts.

KAPITEL II

DER ÄQUATORIALE GRABEN

JAGD IM RIFT VALLEY (EBURU BIS ZUM FLUSS ENDERIT)

Der Äquatoriale Graben ist eine urzeitliche geologische Spalte, die Britisch-Ostafrika von Norden nach Süden teilt. Es heißt, der Verlauf des Grabens lasse sich nordwärts über das Rote Meer bis in das Jordantal in Palästina verfolgen. Wie dem auch sei, zumindest ist der Graben in diesen Breitengraden deutlich genug sichtbar, wo er als Rift Valley bekannt ist. Jeder Passagier der Uganda-Bahn muss seine Existenz bemerken, wenn kurz nach dem Passieren von Limoru (400 Meilen von der Küste entfernt) der Zug plötzlich unter ihm wegsackt und in einem scheinbar wahnsinnigen Abstieg durch tropischen Wald hinunter zu einer Station namens „Escarpment“ stürzt.

Innerhalb von ein oder zwei Meilen wurde er in einen Abgrund geschleudert, wobei er von 7.500 Fuß Höhe bei Limoru auf 5.800 Fuß am Enderit-Fluss abfällt. Das sind die Zahlen der Ingenieure; obwohl bloße kalte Ziffern nur eine geringe Vorstellung von seinem Gefühl der Weite vermitteln. Und auf der gegenüberliegenden Seite ist das Phänomen ebenso auffällig. Denn nach der Durchquerung des Bodens des Grabens (etwa 40 Meilen breit) steigt die Linie in kaum weniger abrupten Steigungen wieder an und erreicht auf dem Mau-Plateau eine Höhe von 8.000 Fuß.

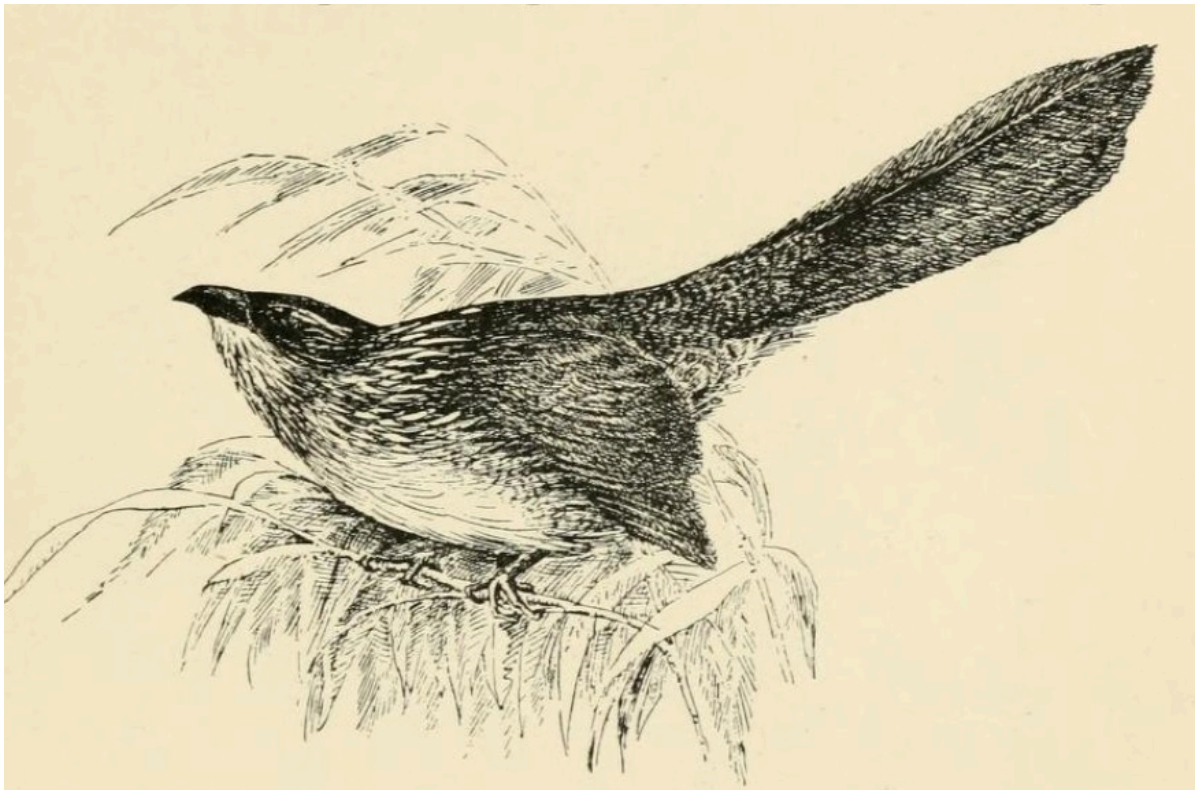
Die Breite des Grabens variiert zwischen 40 und 60 Meilen, sein Boden liegt im Durchschnitt 2.000 Fuß unter den flankierenden Gebirgswänden, die ihn einschließen –

Laikipia im Osten, Kamasia im Westen.

Innerhalb dieser Senke liegt die große Kette von Seen, einschließlich jener wenigen, die in meinen eigenen engen Bereich fallen, nämlich – Nakuru, Elmenteita, Naivasha und Baringo.

Eburu war der Ort, an dem wir beschlossen hatten, unsere Operationen zu beginnen. Es ist lediglich der Name einer schroffen, vulkanischen Bergkette, die am Rande des Rifts liegt, an einem Punkt, wo sich die Hügel zur rollenden Prärie und dem Becken des Enderit-Flusses öffnen.

Eburu erwies sich als ein schwieriger Ort zum Lagern, da es dort absolut weder Holz noch Wasser gab; für beide Hauptnotwendigkeiten waren wir auf das Wohlwollen des indischen Bahnhofsvorstehers angewiesen. Seitdem wurde der Bahnhof aufgegeben, und Eburu ist in seine ursprüngliche Trostlosigkeit zurückgefallen.



COUCAL, OR BUSH-CUCKOO.
Known as " Water-bottle bird " at Mombasa.

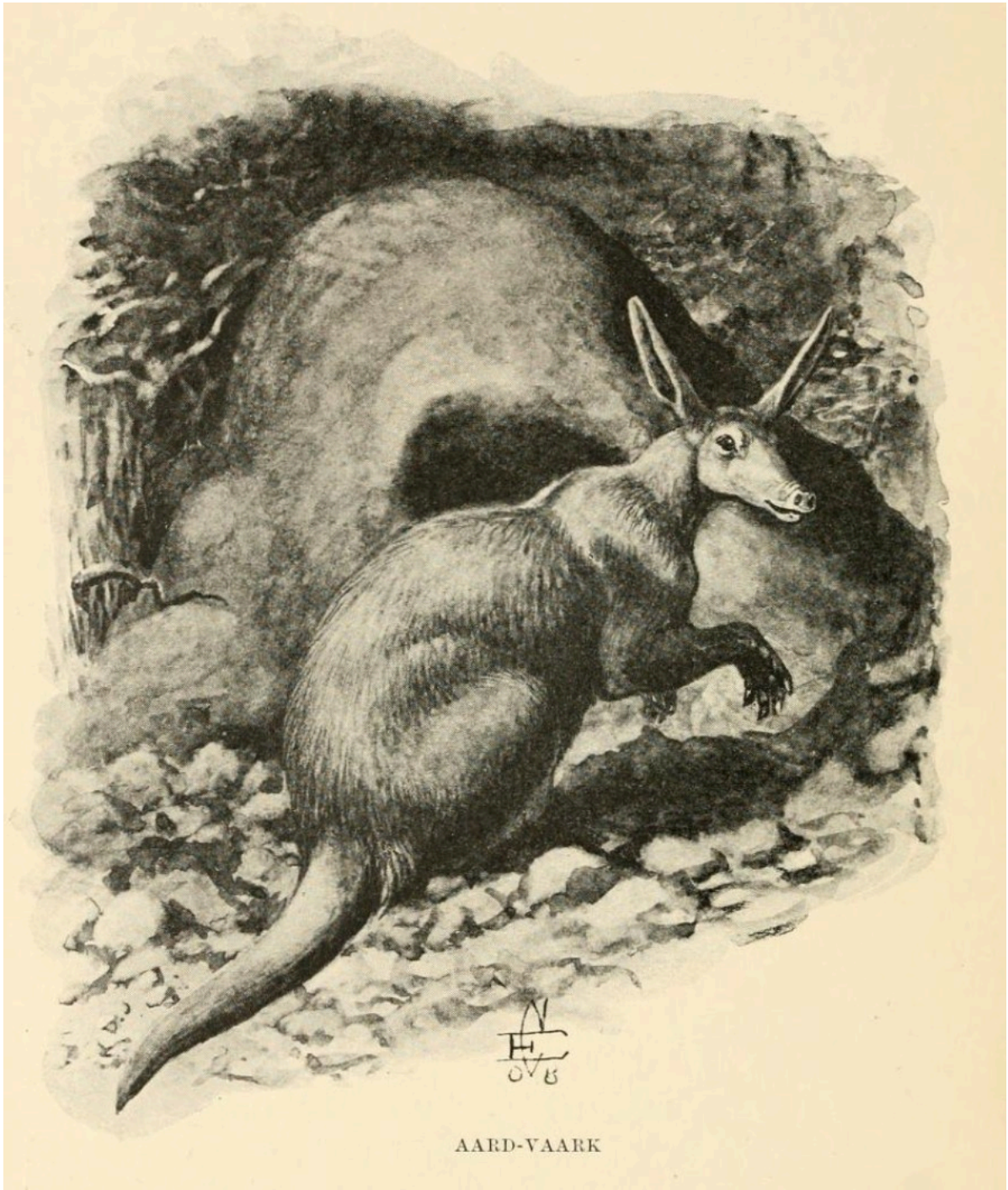
An jenem ersten Morgen im Lager, als das graue Licht zur Morgendämmerung erstarkte, sahen wir hoch oben am Hang etwas, das wie Rauchsäulen aussah. Diese deuteten für einen unglücklichen Moment darauf hin, dass andere Lagerfeuer unser Tal entweihten. Wir wurden beruhigt, als wir erfuhren, dass dies Geysere waren – Dampfstrahlen, die aus Spalten im plutonischen Gestein austraten. Tatsächlich missbrauchten keine anderen Bewohner – außer Pavianen, die von den Felsen oben bellten und schwatzten, und anderen von wilder Natur – unsere Einsamkeit. Der Name Eburu, so wurde uns gesagt, bedeutet in der Sprache der Masai „Dampf".

Unser Ziel, Eburu als Ausgangspunkt zu wählen, war es, hier Exemplare des Chanler-Riedbocks zu erhalten, einer schwer fassbaren kleinen Antilope, die ihrem Namen Lügen straft und den sumpfigen Lebensraum ihrer Artgenossen (bis auf eine) aufgibt, um stattdessen gemsenartig auf Felsen und schroffen Berghängen zu leben. Jene eine

Ausnahme ist der sogenannte Rhooi Rhebok (*Cervicapra fulvorufula*) Südafrikas, der, obwohl ein echter Riedbock, ebenfalls wie der vorliegende von gebirgsliebender Gewohnheit ist.

Der Chanler-Riedbock ist nur eine kleine Art, die etwa 70 lbs. wiegt, und war auf den Felsen von Eburu recht zahlreich; wir fanden ihn dennoch als eine höchst mühsam zu sichernde Trophäe. Sein Kopf und Hals sind gelbbraun, doch die Körperfarbe passt sich so genau seiner Umgebung aus grauem Fels an, dass er auf jede beträchtliche Entfernung praktisch unsichtbar ist. Die Kreatur ist zudem die fleischgewordene wachsame Aufmerksamkeit: Die riesigen Ohren und die vollen, prominenten Augen, die hoch an einer erhabenen Stirn sitzen, zeugen von solchen Qualitäten. Äußerst anmutig und höchst interessant zu beobachten waren diese kleinen Felsspringer, wie sie von Klippe zu Klippe sprangen oder steile Simse hinaufzogen, pfiffen und mit ihren weiß gerandeten Schwänzen wedelten; aber sie erwiesen sich als „zu viel" für uns. Sie waren in kleinen Gruppen von drei oder vier bis zu einem Dutzend unterwegs, und den ganzen Tag hielten sich die Böcke außerhalb meiner Reichweite, obwohl bei mehreren Gelegenheiten die hornlosen Ricken in Schussweite waren.

Da ich vom Fieber noch schwach war, fand ich dieses Bergsteigen als eher schwere Arbeit und dachte daran, ein „Treiben" zu organisieren. Dies erwies sich jedoch als ein System, das dem wilden Geist schwer beizubringen war, und obwohl ich einen Schuss abgab, endete er als Fehlschuss. Dies war ein schöner Bock, etwa 100 Yards unter mir; aber die ärgerliche Kugel zersplitterte den Fels etwa sechs Zoll zu hoch.



AARD-VAARK

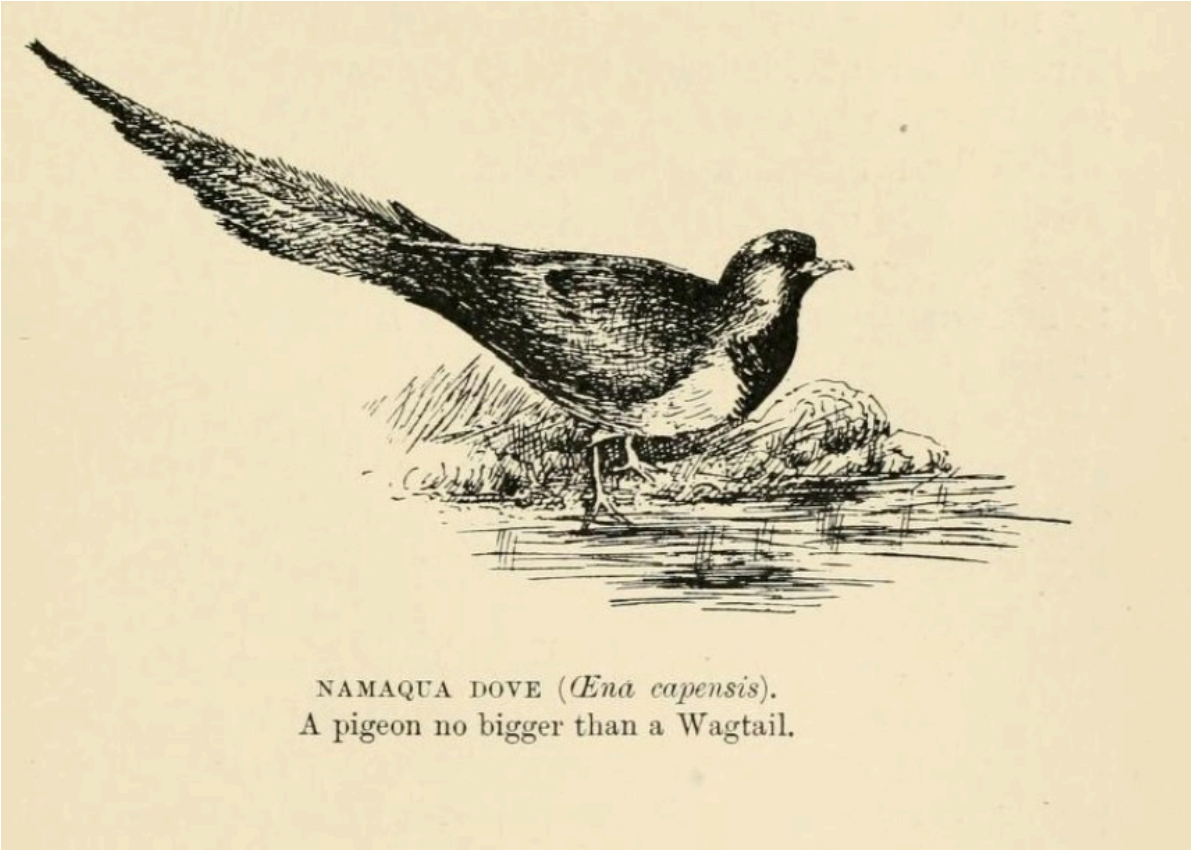
Der Chanler-Riedbock besiegte uns sowohl hier als auch bei anderen Gelegenheiten; denn wir begegneten ihm wieder am Krater von Menengai, bei Baringo und anderswo. Er ist, wie wir feststellten, auf jeder felsigen Bergkette oder Reihe von freistehenden Koppies verbreitet, doch erst bei unserem zweiten ostafrikanischen Wagnis sicherten wir uns schließlich ein erstes Exemplar.

Ein weiterer Felsspringer, von dem wir unter den Eburu-Hügeln tatsächlich Exemplare sicherten, ist der Klippspringer – eine noch kleinere Antilope, deren Böcke nur 25 lbs. wiegen. Die aufrechten Hufe ähneln eher denen eines Steinbocks als einer Antilope, und die Fährte hinterlässt beim Überqueren von weichem Boden den Eindruck, dass das Tier auf Zehenspitzen geht; aber unter Felsen gleicht der Klippspringer der Gemse an hüpfender Beweglichkeit. Klippspringer waren, wahrscheinlich weil sie an dieser Stelle wenig gestört worden waren, weniger scheu als die anderen Felsantilopen. Sie schienen sich auf ein fälschliches Vertrauen zu verlassen, dass bloße Höhe in den Felswänden Sicherheit vor einer Gewehrkugel böte. Es war dennoch schwierig genug, ihre kleinen

grauen Gestalten 300 Fuß über uns genau von den zerklüfteten Felsen zu unterscheiden, die sie umgaben.

Am nächsten Morgen, während ich eine Gruppe von Riedböcken auf den Klippen beobachtete, in der Hoffnung auf eine Gelegenheit zum Pürschen, erschienen plötzlich drei Impalas (ein guter Bock) auf dem Hügel darüber. Dann, zu unserem Verdruss, liefen sechs Masai direkt vor uns vorbei und nahmen nicht die geringste Notiz, bis wir sie mit der Bitte anriefen, sie möchten doch bitte irgendwo anders hingehen. Jeder dieser Wilden trug den üblichen zweischneidigen Speer und den gewohnten Schmuck (wie etwa viertelpfündige Tabakdosen), der in ihren Ohren steckte, während sie ansonsten völlig nackt waren. Später entdeckten wir, dass dies die Vorhut eines wandernden Stammes war, von dem ein Trupp die Nacht in einem der riesigen vulkanischen Abgründe verbracht hatte, wo sie kostenlose warme Bäder hätten genießen können. Es ist jedoch zweifelhaft, ob nomadische Masai solche Luxusgüter zu schätzen wissen.

Dieser Eingriff war höchst willkommen, als wir ein ganzes Land für uns allein brauchten. Zudem hatte Nairobi, als wir es eine Woche zuvor (Juli 1904) verlassen hatten, vor Gerüchten über Unruhen unter den Eingeborenen, Masai-Aufstände und dergleichen gebrodelt. Diese waren, wie wir wussten, völlig unbegründet und beruhten auf einer gemeldeten Entscheidung der Behörden, die Ureinwohner von der Eisenbahn weg zu verlegen, um Platz für Siedler zu schaffen.



NAMAQUA DOVE (*Œna capensis*).
A pigeon no bigger than a Wagtail.

Dann, als ob dies Gründe für solche Ängste böte, erzeugte eine Abteilung von 400 „Yaos“ (King’s African Rifles), die in drei Zugladungen eintrafen – das Truppenschiff *Clive* aus Berbera war mit uns in Mombasa eingelaufen –, eine regelrechte kleine Panik. Aber diese guten schwarzen Truppen kehrten schließlich nur von der Verfolgung des „Mad Mullah“ zurück! Wer sich wilde Länder als Heimat aussucht, sollte sich nicht Ängsten vor „Exkursionen und Alarmen“ hingeben.

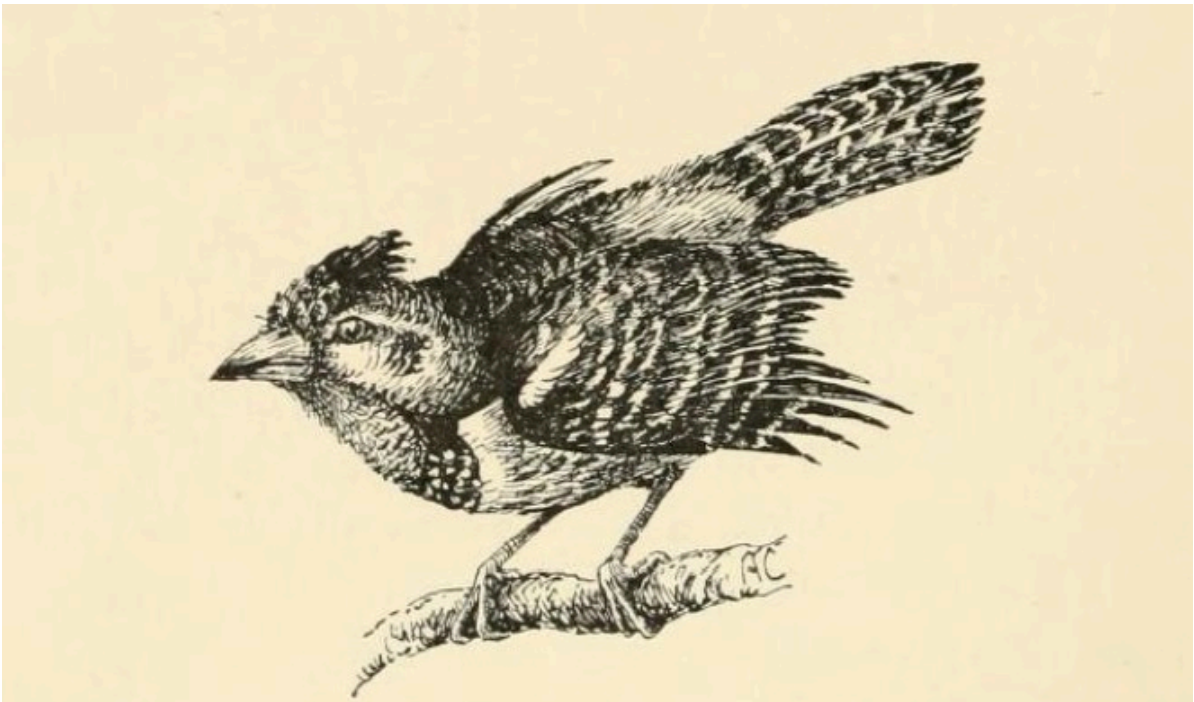
Die Umsiedlung der Masai in das Laikipia-„Reservat“ wurde schließlich ohne die geringste Störung des Friedens durchgeführt.

Aufgrund dieses unzeitgemäßen Eindringens der Masai verlegten wir unser Lager ein Dutzend Meilen von Eburu weg in das Tal des Enderit-Flusses und genossen während dieses Marsches einige denkwürdige Schauspiele des wilden Tierlebens.

Jenseits der schroffen Ausläufer von Eburu erstreckt sich eine Region von offenem Wald, in der es zu diesem Zeitpunkt buchstäblich von Wild wimmelte. Herde um Herde von Zebras, Neumann-Kuhantilopen, Impalas und die große Grant-Gazelle füllten den Blick. Weiter draußen, wo der Wald offener Grasprärie wich, waren all diese buchstäblich zu Tausenden vorhanden, obwohl die Impalas immer den Rand des Dickichts bevorzugen. Wir sahen zu diesem Zeitpunkt keine Elenantilopen, aber die Ebenen waren belebt von Herden der kleineren Gazelle (*Thomsoni*), die in lebhaftem Übermut umherflitzten und sich gegenseitig jagten. Daneben gab es Warzenschweine, Strauße und große Riesentrappen, während Kronenkraniche zu dritt und viert würdevoll durch die Menge schritten. Schakale trabten hierhin und dorthin, und weiter weg trottete eine hagerere Hyäne, die so groß wie eine Löwin aussah, über die Ebene, ihren langen Hals steif in einem Aufwärtswinkel nach vorne gestreckt und den Schwanz tief zwischen den Beinen tragend.

An einem Punkt zählten wir einunddreißig Strauße dicht beieinander – dreizehn in der näheren Gruppe, von denen zwei große alte Hähne waren, und achtzehn weitere ein Stückchen dahinter. Dicht bei ihnen weidete eine Herde Zebras, und im Vordergrund hielt eine Gruppe von Marabus eine Leichenschau über einigen Knochen ab.

Auffallend schöne Objekte waren die eben erwähnten Kronenkraniche, große Vögel mit kühn gezeichnetem Gefieder – samtschwarz, mit satt kastanienbraunen Flügeln und schneeweißen Unterseiten, die im starken Kontrast hervortraten, wenn sie zum Flug aufstiegen.



BARBET.
Colours gold, lemon and crimson, black and white.

Der seltsame Nimmersatt (*Pseudotantalus ibis*) war ebenfalls unter den Bäumen, die den Enderit säumen, auffällig – eine große storchenähnliche Art mit schwerem gebogenem Schnabel, nacktem Kopf und Hals von leuchtend oranger Farbe und von schwarz-weißem Gefieder, das jedoch im Flug rosige Reflexe zeigt, ähnlich einem Flamingo. An einer flachen Wasserstelle saßen Nilgänse, einige beim Putzen, andere schlafend – seltsam arglos für diese wachsame Sippe. Dicht daneben befanden sich jedoch ein Dutzend der lärmenden Spornkiebitze (*Hoplopterus*), und diese versetzten, wie es ihre Art ist, schleunigst den Rest in Alarmbereitschaft. Aus jedem Flecken Dickicht sprangen – oder rannten – große Scharen von Helmperlhühnern, Frankolinen, Wachteln und „Springhasen", wobei letztere in Abständen einen Meter in die Luft hüpften, während sie davonhuschten. Es gab drollige Nashornvögel (*Lophoceros*), Bienenfresser und Buschkuckucke, während prachtvolle kleine Nektarvögel über jedem blühenden Strauch flatterten. Eine fantastische Vogelform, von der wir heute ein Paar sahen, ist der Schopf-Turako (*Turacus*) mit einer schallenden Stimme, die fast menschlich klingt. Auf den dornigen Mimosen am Flussufer saßen Schreiseeadler (*Haliaetus vocifer*), die beim Vorbeigehen aufstiegen und das Echo mit gellenden Schreien erschreckten.

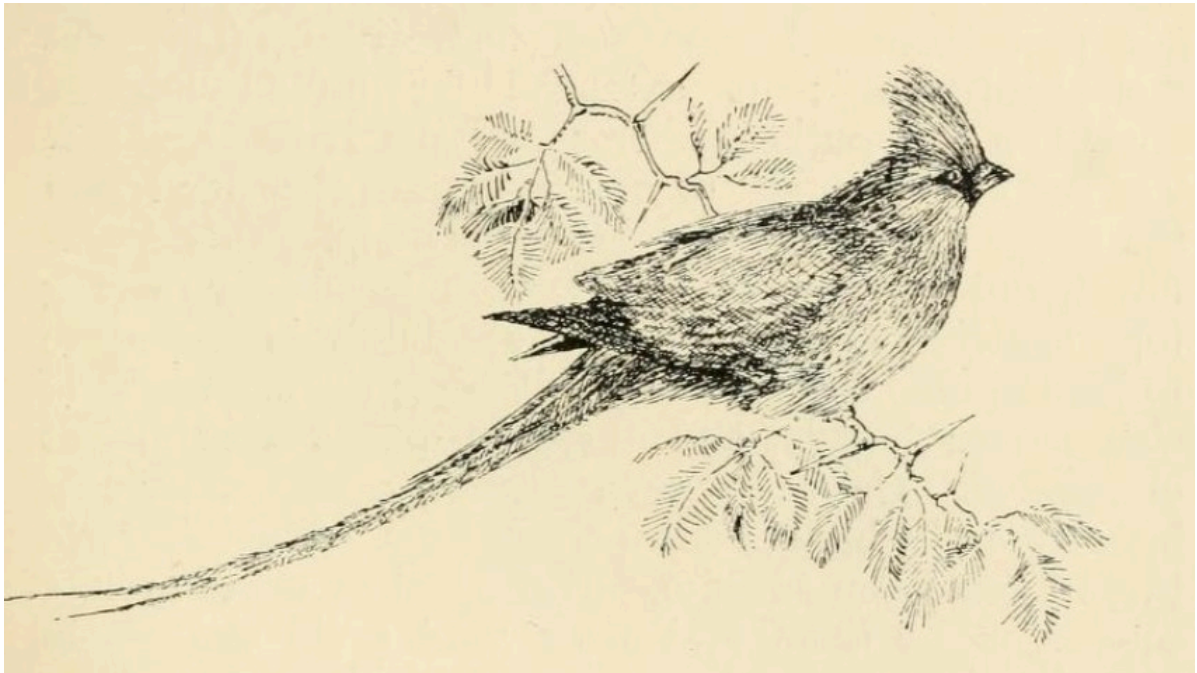
Den ganzen Tag lang war das Fernrohr im Einsatz, um etwas Neues zu untersuchen. Wir befanden uns hier, zoologisch gesehen, in einer neuen Welt – der „Äthiopischen Region" – und ihr Reichtum an wildem Leben war überwältigend. Intensives Interesse hielt uns in Bewegung, ohne das Verlangen zu töten; tatsächlich schossen wir während mehrerer Märsche wenig mehr als das, was tatsächlich zur Ernährung unserer Karawane notwendig war.

Die Sonne neigte sich fast zum Untergang, als wir nach einem zwölfstündigen Marsch unser Lager erreichten, das bereits in einem lieblichen Hain am Enderit aufgeschlagen war – hier lediglich ein schlammiger Bach, der in den Tiefen einer buschbewachsenen Donga dahintröpfelte. Während wir an jenem glücklichen Abend unter einer ausladenden Mimose speisten, wurde der Frieden des Abends von unseren Freunden, den Kronenkranichen, unterbrochen, die in lärmenden Zügen über uns hinwegflogen, um in den hohen Fieberbäumen dahinter zu ruhen. Enten flogen in der Dämmerung den Fluss hinauf, und bevor wir uns schlafen legten, begannen Löwen in den Wäldern unter uns zu „rufen".

KAPITEL III

DER ÄQUATORIALE GRABEN – (Fortsetzung)

AM ENDERIT-FLUSS UND DEM NAKURU-SEE



A MOUSE-GREY COLY (*Colius*) AT NJEMPS.

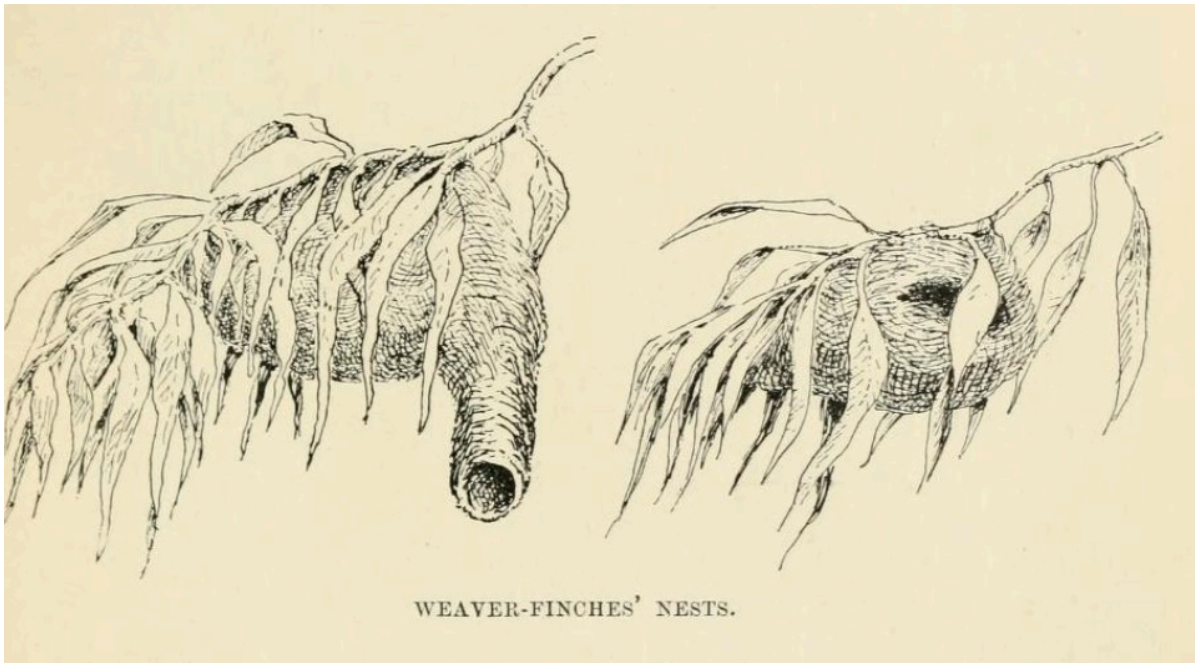
Unser Lager am Enderit-Fluss war von einer parkähnlichen Landschaft umgeben, die zwischen Buschwerk und weiter, offener Prärie wechselte, mit Waldstücken und Lichtungen von unendlicher Schönheit, während der Horizont überall von den Gipfeln und Felswänden ferner Berge begrenzt wurde.

So lieblich die Aussicht auch war, so wenig deutete auf die tropische Lage hin oder verkündete die Tatsache, dass wir uns praktisch rittlings auf dem Äquator befanden. In diesen Hochländern ist das Fehlen solcher Anzeichen auffällig. Weder Haine anmutiger Palmen mit ihren Affenhorden und Schwärmen kreischender Papageien noch Baumfarne mit federartigem Laubwerk oder andere fantastische Formen der Pflanzenwelt – wie man sie mit der heißen Zone assoziiert – fesseln hier den Blick. Im Gegenteil: Die Landschaft von Enderit, aus der Ferne betrachtet, könnte fast als britische Szene durchgehen – zwar nicht im dicht besiedelten Süden oder in der zahmen Kultivierung der Midlands, sondern eher inmitten jener wilderen Regionen meiner eigenen nördlichen Heimat, wo die Natur noch ungebändigt, unumzäunt und „unverbessert“ herrscht. Dort wie hier markiert ein struppiger Saum aus wild gewachsenem Gestrüpp oder Busch den Lauf windungsreicher Bäche; natürliche Wälder klammern sich an die Steilhänge darüber oder ziehen sich unregelmäßig über die Ebene, während Felsen und Gebirgskämme den Hintergrund ausfüllen. Die Arten unterscheiden sich, doch die Form bleibt nicht unähnlich.

Heute Morgen, noch bevor die Dämmerung vollends angebrochen war, fing eine unheimliche Melodie mein Ohr ein, und als ich aus dem Zelt blickte, sah ich ihren Urheber auf dem obersten Ast einer Akazie sitzen – ein glänzender, starenähnlicher Vogel mit tief gegabeltem Schwanz. Dies war ein Drongo (*Dicrurus musicus*), einer aus der Familie der Würger, und dazu ein Krieger, wenn auch ein Sänger; denn kein Milan oder Rabe, nicht einmal ein Adler, der es wagte, sich unserem Lager zu nähern, war vor seinem wütenden Angriff sicher. [1]

Während ich den morgendlichen Kaffee schlürfte, konnte ich von meinem Feldbett aus tatsächlich Herden wilder Tiere beim friedlichen Grasen beobachten! Als ich das Glas auf sie richtete, stellte ich fest, dass sich darunter Zebras und Thomson-Gazellen befanden, während weiter entfernt das rötliche Fell von Kuhantilopen zu erkennen war.

Letztere sind in diesem Bezirk die eher seltenen Neumann-Kuhantilopen (*Bubalis neumanni*), und sich Exemplare dieser Tiere zu sichern, bildete unser erstes und wichtigstes Ziel am Enderit.



WEAVER-FINCHES' NESTS.

Das erste Tier, das tatsächlich am Enderit geschossen wurde, war jedoch ein Zebra, und während das Häuten voranschritt, genoss ich es, jenes immer wieder wunderbare Schauspiel des wilden afrikanischen Lebens zu beobachten: das Versammeln der Fleischfresser. Das Leben war kaum erloschen, da huschten bereits dunkle Schatten über das vertrocknete Gras in der Nähe hin und her. Beim Blick nach oben sah man den Himmel von kreisenden Horden gesprenkelt. Bald ließen sich die kleineren Geier (dunkelbraune Schmutzgeier mit fahlrosa Gesichtern) mit angelegten Flügeln herab und landeten mit rauschendem Ansturm überall um uns herum, viele innerhalb von dreißig Yards. Dann ließen sich die riesigen Aasgeier (der afrikanische Weißrückengeier, *Pseudogyps africanus*, tiefbraun mit auffälligen weißen Flecken am Unterkörper, und der noch schwärzere Ohrengeier, *Lophogyps auricularis*, mit roten Ohrlappen) in Gruppen weiter entfernt nieder und bildeten einen äußeren Kreis, und inmitten dieser sah ich über das Gras die spitzen, aufgestellten Ohren von Schakalen. Einige Kronenkraniche stolzierten ebenfalls durch die Gruppe, aber diese jagten lediglich Heuschrecken und hatten kein Interesse an unserem Tun. Anders verhielt es sich mit ihren Verwandten, den Adjutanten oder Marabus, von denen mehrere aus dem Himmel herabstießen und sich in den äußeren Kreis der Geier einreihten, während andere weiterhin über uns kreisten. Die Taktik der Letzteren schien darin zu bestehen, sicherzugehen, dass das Festmahl für alle reichen würde. Sie wollten sehen, wie viel vom Zebra wir zurückzulassen o gedachten. Das Segeln in der Höhe bereitet ihnen keine Mühe, und sie dachten nicht daran herabzukommen, bevor sie nicht mindestens ein paar Bissen pro Schnabel sicher hatten. Innerhalb einer halben Stunde waren die näheren Geier verschwunden. Sie waren nicht weggeflogen, sondern hatten sich, des Wartens müde, zum Schlafen ins Gras gehockt. Einige Schakale hatten dasselbe getan, aber andere hielten Wache. Elmi Hassan (mein somalischer Jäger) wies mich nun auf neue Ankömmlinge hin – drei Hyänen. Diese hielten sich jedoch in sicherer Entfernung.

Bei anderen Gelegenheiten kreisten die Geier während des gesamten Vorgangs des Häutens weiter über uns. Doch sobald man sich fünfzig Yards zurückgezogen hat, stürzt die ganze Menge mit mächtigem Flügelschlag herab und versammelt sich um den Kadaver in einer wogenden, brodelnden, reißenden Masse.

Dieses Zebra (*Equus burchelli-granti*) war ein Hengst in seinen besten Jahren, offensichtlich acht bis zehn Jahre alt, und wies (was in Ostafrika ungewöhnlich ist) die blasseren, schattenartigen Streifen auf, die zwischen den schwarzen Hauptbändern liegen.

SUNBIRDS

Die Streifung, breit und kühn kontrastiert wie bei allen ostafrikanischen Exemplaren, erstreckte sich vollständig über den ganzen Körper, einschließlich des Schwanzes, und die Beine hinunter bis zu den Fesseln. Dies ist die Form, die einst als *E. chapmani* differenziert wurde. [2] Je weiter südlich es vorkommt, desto unvollständiger wird die Streifung des Zebras. Beim typischen *Equus burchelli* der Kapkolonie (heute wahrscheinlich ausgestorben) beschränkte sich diese Streifung nur auf den Körper, während die Beine schlicht weiß waren; und von den Beinen zweier Zebra-Paare, die ich in Transvaal schoss und zufällig behielt, ist eines vom Knie abwärts fast rein weiß, während das zweite Paar bis zu den Fesseln gestreift ist. In *A Breath from the Veld* zeigt Herr J. G. Millais alle seine in Mashonaland geschossenen Zebras mit schlicht weißen Beinen. Beim echten Quagga (*E. quagga* – längst ausgerottet) wiederum war die Streifung, die bestenfalls halb verblasst war, auf Kopf, Hals und Schultern beschränkt. Dies war die südlichste Form von allen.

Es scheint offensichtlich, dass die Systematiker in diesem Fall das Pech hatten, am falschen Ende der Verbreitung zu beginnen, da der wahre ursprüngliche Typus des Zebras aus dem Norden stammt und sich von dort nach Süden ausgebreitet hat. Das größte und schönste Zebra von allen – eine wahrhaft eigenständige Art – *E. grevyi*, ist immer noch auf den Norden des Äquators beschränkt; während die südlichste Form, als echtes Burchell-Zebra typisiert, in Wirklichkeit nur eine degenerierte Variation des ursprünglichen, stark

gestreiften Typs *E. chapmani* ist. Ich persönlich bin kein Verfechter davon, Arten lediglich aufgrund solcher Merkmale wie Farbvariationen aufzuspalten, und lasse mich nicht einmal von den Ansprüchen eines Namensvetters beeinflussen!

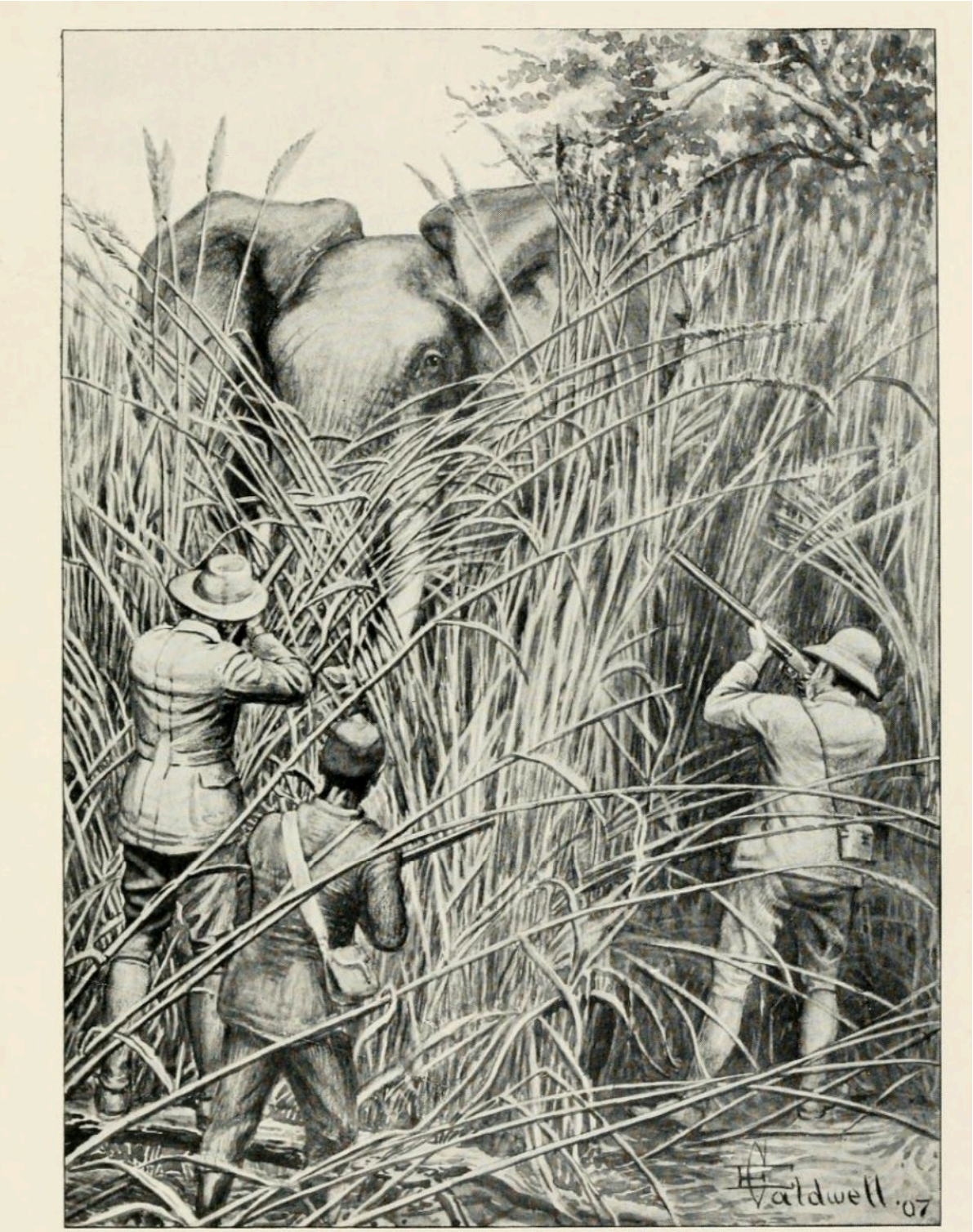
Während unserer ersten Jagdwoche an diesem bezaubernden Ort erhielten wir gute Exemplare des meisten örtlichen Wildes, und der Stapel von gehörnten Köpfen und aufgespannten Fellen hinter unseren Zelten bot einen imposanten Anblick. Die Kuhantilopen hatten sich jedoch bisher unseren Bemühungen widersetzt; sie waren in ordentlicher Anzahl vorhanden, aber überaus scheu, und die offene Ebene bot keinerlei Deckungshilfe. Selten trauen sich diese großen und stattlichen Antilopen in den Wald oder Busch, und selbst wenn sie darin gefunden werden, bleiben sie ständig in Bewegung, als seien sie sich stets der Gefahren bewusst, die im Dickicht lauern. Eines Abends (27. Juli), als mein Bruder und ich zusammen ausgegangen waren, entdeckten wir ein Dutzend Kongoni, die an den schilfigen Ufern des Nakuru-Sees zwischen dem Wasser und dem Waldgürtel, der ihn säumt, grasten.

SLEEPING BEAUTIES.

Während ich mit dieser Pirsch beschäftigt war, erblickte ich unter den Bäumen zu meiner Rechten ein Tier, das mich völlig rätselhaft stimmte. Es war ein großes, zotteliges Tier, sehr dunkel und mit einer Hornspanne, die in der Düsternis des Waldes und dem schwindenden Licht fast an einen Büffel denken ließ. Diesem wandte ich meine Aufmerksamkeit zu; doch der erste Schuss auf etwa 300 Yards ging daneben, und es sah ganz nach einem totalen Verlust aus, als das unbekannte Tier galoppierend im Unterholz verschwand. Wir folgten schnell und bekamen es glücklicherweise wieder in Sicht, als es den Wald verließ und im Galopp über eine offene Prärie zurück in unseren Rücken kam. Dann erblickte es durch einen glücklichen Zufall meinen Bruder, der mit den „Boys“ zurückgeblieben war. Das Wild hielt abrupt inne; seine prächtige Haltung und Kontur

erinnerten an einen kolossalen Rothirsch in Landseers kühnster Manier. Die dazwischenliegende Ebene war mit vereinzelten Waldbäumen übersät, die jeweils aus einer buschigen Basis entsprangen, und während dieses prächtige Tier starr in die falsche Richtung blickte, gelang es mir, durch Kriechen und Laufen von Baum zu Baum eine Distanz von knapp unter 300 Yards zu erreichen. Dann, in einem glücklichen Moment, streckte ich ihn mit einer .303-Kugel in den Nackenansatz sauber nieder.

Meine Beute erwies sich als ein Sing-Sing-Wasserbockbulle (*Defassa*), der Hörner von 28,5 Zoll trug. Was mich getäuscht hatte, war die abnormale Breite des Gehörns. Da diese nicht regelmäßig gesetzt waren, erreichten sie die außergewöhnliche Spanne von 30 Zoll zwischen den Spitzen – ein Maß, das jedes in *Rowland Ward's Records* angegebene Maß übertrifft. Ich erlegte einige Tage später einen weiteren Sing-Sing-Bullen, aber bei diesem Tier erreichten die Hörner zwar 27,75 Zoll, doch die Spanne zwischen den Spitzen betrug weniger als einen Fuß. In seinem dunklen, zotteligen Fell, mit dem der weiße Kragen und die Gesichtszeichnungen so stark kontrastieren, ist der Sing-Sing ein insgesamt schöneres Tier als der gewöhnliche Wasserbock. Beide Arten sind eisengrau gefärbt, der Sing-Sing vielleicht etwas bräunlicher als *Cobus ellipsiprymnus*; aber die Farbe, die auf der Tafel von *C. defassa* im *Book of Antelopes* (Bd. II, Tafel XXXVI) gezeigt wird, ist falsch, es sei denn, die jahreszeitliche Farbspanne ist sehr groß. Ein weißes Band umgibt jede Fessel unmittelbar über dem Huf und ist auf beträchtliche Entfernung auffällig. Das Eigengewicht dieses Tieres dürfte etwa 500 lbs. betragen.



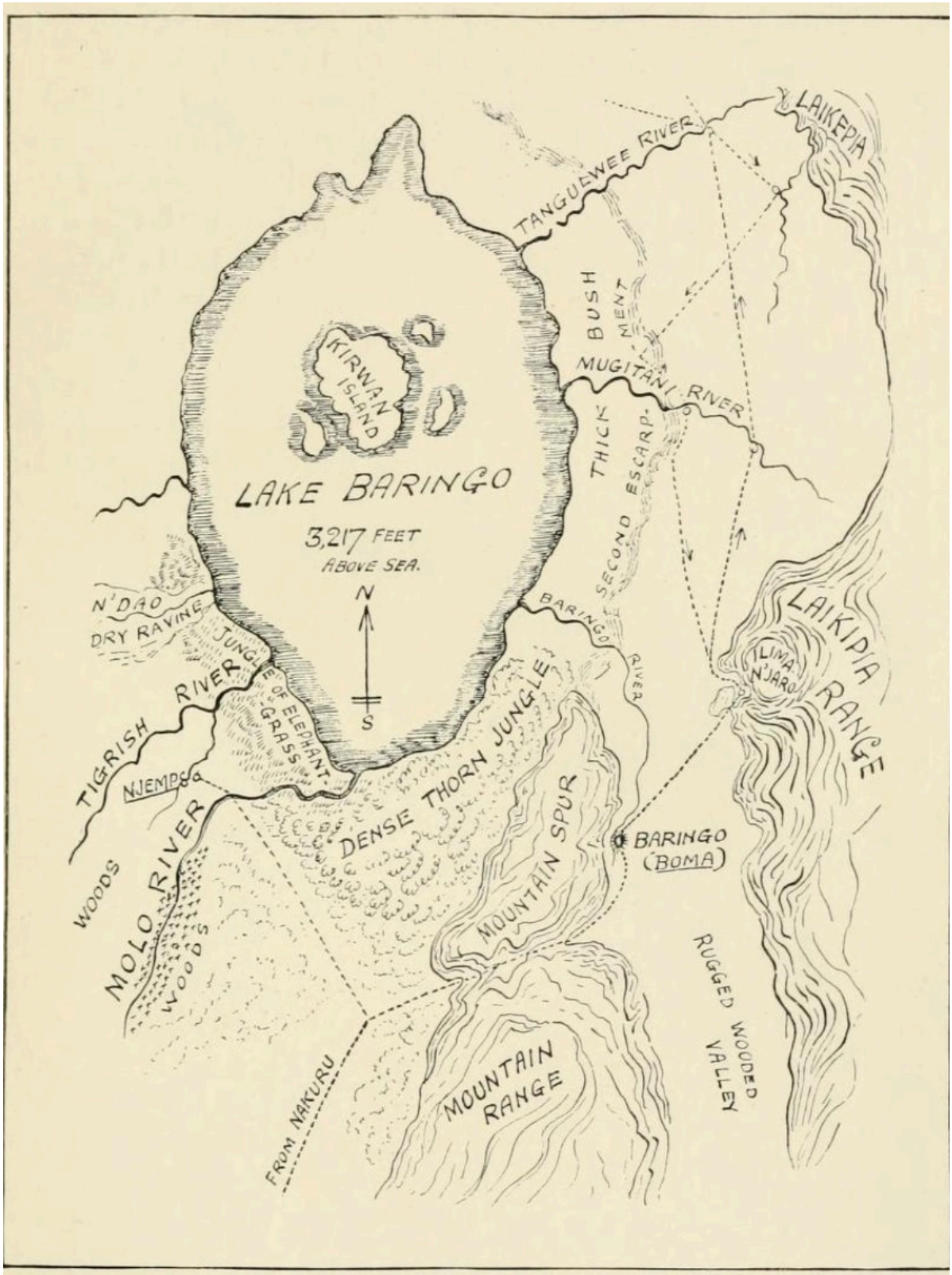
NEARLY CAUGHT.

Wasserböcke zeigen sich tagsüber bei weitem nicht in demselben Maße wie das andere erwähnte Großwild; ihre Gewohnheit ist es, bis gegen Abend im dichten Dickicht verborgen zu bleiben, wenn sie auf die lieblichen Parks und offenen Weiden heraustreten, die den Fluss säumen. Einer dieser Orte insbesondere, der an den Zusammenfluss der beiden Enderit-Flüsse mit dem Nakuru-See grenzt, war in der Tat ein bezauberndes Bild – vielleicht 500 Acres groß, besetzt mit Waldbäumen, einzeln oder in Gruppen, und gänzlich eingebettet in Waldland und dichten Dschungel, der die Ufer beider Flüsse säumte. Es wimmelte dort buchstäblich von Herden verschiedenartigen Wildes.

Mein erster Sing-Sing gab mir eine Lektion zur Vorsicht im Umgang mit diesen schweren, gehörnten Tieren. Elmi, der sich außerstande sah, allein den Gnadenschuss zu geben, bat

mich, „auf das Horn zu treten“. Dies tat ich, indem ich das obere Horn mit beiden Händen packte, während Elmi auf der Spitze außerhalb von mir stand. Solch eine ungeheure Kraft entwickelte der große Bulle jedoch in einem letzten Aufbäumen, dass wir beide meterweit durch die Luft geschleudert wurden. Ich erhielt zudem einen Schlag in die Rippen vom anderen Horn, und da Elmi dann auf mich drauf fiel, erlitt ich eine Erschütterung, die ich für ein oder zwei Tage nicht vergaß. Der Vorfall löste jedoch offensichtlich Heiterkeit bei meinem Bruder und den „Boys“ aus, die in diesem Moment hinzukamen. Während wir letztere zurückließen, um das Fleisch einzubringen, gingen wir beide zum Lager, und auf dem Weg liefen wir einer umherstreifenden Tigerkatze in die Arme, die es schaffte, durch das Gebüsch zu entwischen, ohne einen Schuss zu ermöglichen. Während der anschließenden Jagd verloren wir die Orientierung, und da es nun dunkel war, verbrachten wir eine schlechte halbe Stunde, bis wir die Lagerfeuer entdeckten, zu einer Zeit, als die Löwen zu rufen begannen.

Am nächsten Morgen sicherte ich mir mein erstes Paar Grant-Gazellen, den Bock durch einen Schuss in den Nackenansatz auf über 250 Yards. Er gehörte zu einer Gruppe von dreißig oder vierzig Tieren, die weit verstreut im lichten Busch standen, aber seines war das einzige gute Haupt. Er trug massive, geringelte Hörner von 23 Zoll Länge bei einem Basisumfang von sieben Zoll und mit der weiten Spanne von 16 Zoll zwischen den Spitzen. Die Ricke bekam ich durch ein kleines, improvisiertes Treiben, wobei ich sie mit einer Paradox-Kugel erlegte, als sie auf achtzig Yards vorbeiflog – eine liebliche Kreatur mit Hörnern von 15,6 Zoll. Mein Bruder brachte ebenfalls einen Grant-Bock ein, dessen Hörner in der Länge mit meinen identisch waren, aber schmaler, da die Spanne nur 11 Zoll betrug.



SKETCH-MAP OF BARINGO.

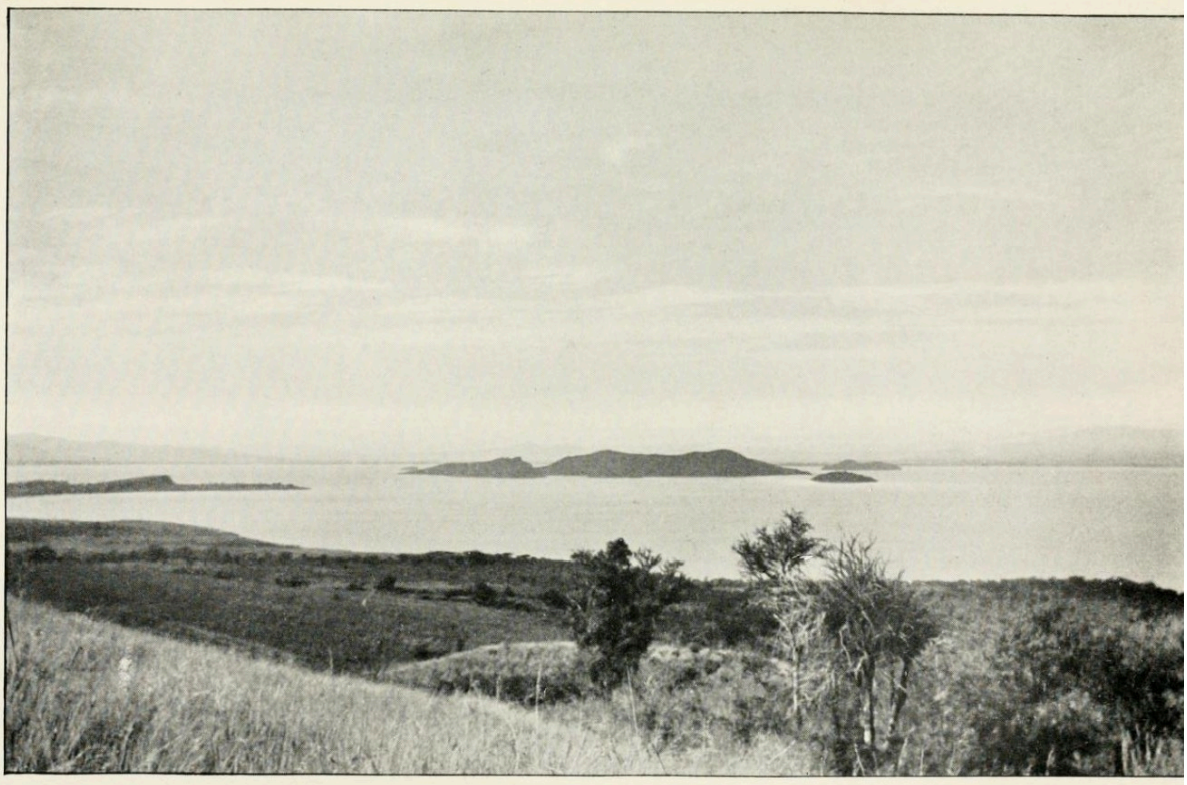
Am nächsten Tag erlegte ich einen guten Impala-Bock nach einer nervenaufreibenden Pirsch durch offene, schilfbedeckte Täler. Diese waren jedoch in alle Richtungen von den seltsamen Doppelfährten von Flusspferden durchzogen – regelrechte Straßen, auf denen diese riesigen Amphibien nachts zum Grasen herauskamen und auf denen wir ungesehen kriechen konnten. Dieser Impala war Herr über einen Harem von nicht weniger als zweiunddreißig Ricken, und ich hielt ihn für den besten in unserem Tal; aber mein Bruder erlegte später einen einsamen Bock, der ihn um einen halben Zoll schlug.

Diese beiden Antilopen, der Impala und die Grant-Gazelle, tragen so feine Trophäen wie kaum ein anderes Wild auf Erden, wenn man ihre proportionale Größe berücksichtigt. Beide Arten wiegen im Durchschnitt 10 bis 12 Stones – etwa die Größe eines Rothirsch-Alttiers –, doch ihre Hörner, massiv und wunderschön in geschwungenen Kurven, erreichen Längen von 26 und 28 Zoll; „Rekord"-Exemplare erreichen fast 30 Zoll.

An jenem Nachmittag, während der Mittagsruhe im Lager, wurden wir von einer Abordnung der Masai besucht. Diese baumstarken Wilden – absolut nackt bis auf einige Schmuckstücke, die von ihren Ohren hingen (ich hielt diese Dinge für Schmuck) – trugen jeder einen mörderischen zweischneidigen Speer, lang genug, um drei Feinde auf einmal aufzuspießen. (Die Klingen einiger, die ich mit nach Hause brachte, übersteigen 3 Fuß an Länge.) Nach viel Palaver verstanden wir die Botschaft unserer Freunde wie folgt: An jenem Morgen hatte ein Löwe ihre Herden angegriffen. Sie hatten ihn vertrieben, und er hatte Schutz in einigem Buschwerk gesucht, wo sie Männer zurückgelassen hatten, um Wache zu halten, bis wir eintreffen könnten, um den Übeltäter zu erschießen.

Wir brachen sofort auf, und als wir den Ort erreichten (eine Stunde Fußweg), fanden wir das Gelände völlig offen mit einigem dünnen Buschwerk vor. Es gab viel Hin- und Herlaufen und viel Gestikulation durch Mengen aufgeregter Masai. Dies löste sich schließlich in einer allgemeinen Konzentration auf ein einziges Fleckchen niedrigen Unterholzes auf, das kaum einen Acre groß war. Auf dieses deuteten nun Dutzende von Speeren begierig, aber sowohl die Masai als auch unsere eigenen „Boys" hielten sich streng zurück. Infolgedessen erreichten W. und ich das Gebüsch allein, jeder nur von seinem Gewehrträger begleitet.

Für einen Moment, ich muss es gestehen, zögerte ich, in dieses Gebüsch zu gehen, in dem ein lebendiger Löwe steckte; aber da unsere gesamte Linie genau im Wind und innerhalb von vierzig Yards von dem Fleck stehen geblieben war und sich nichts bewegte, gab ich W. ein Zeichen und wir gingen hinein.



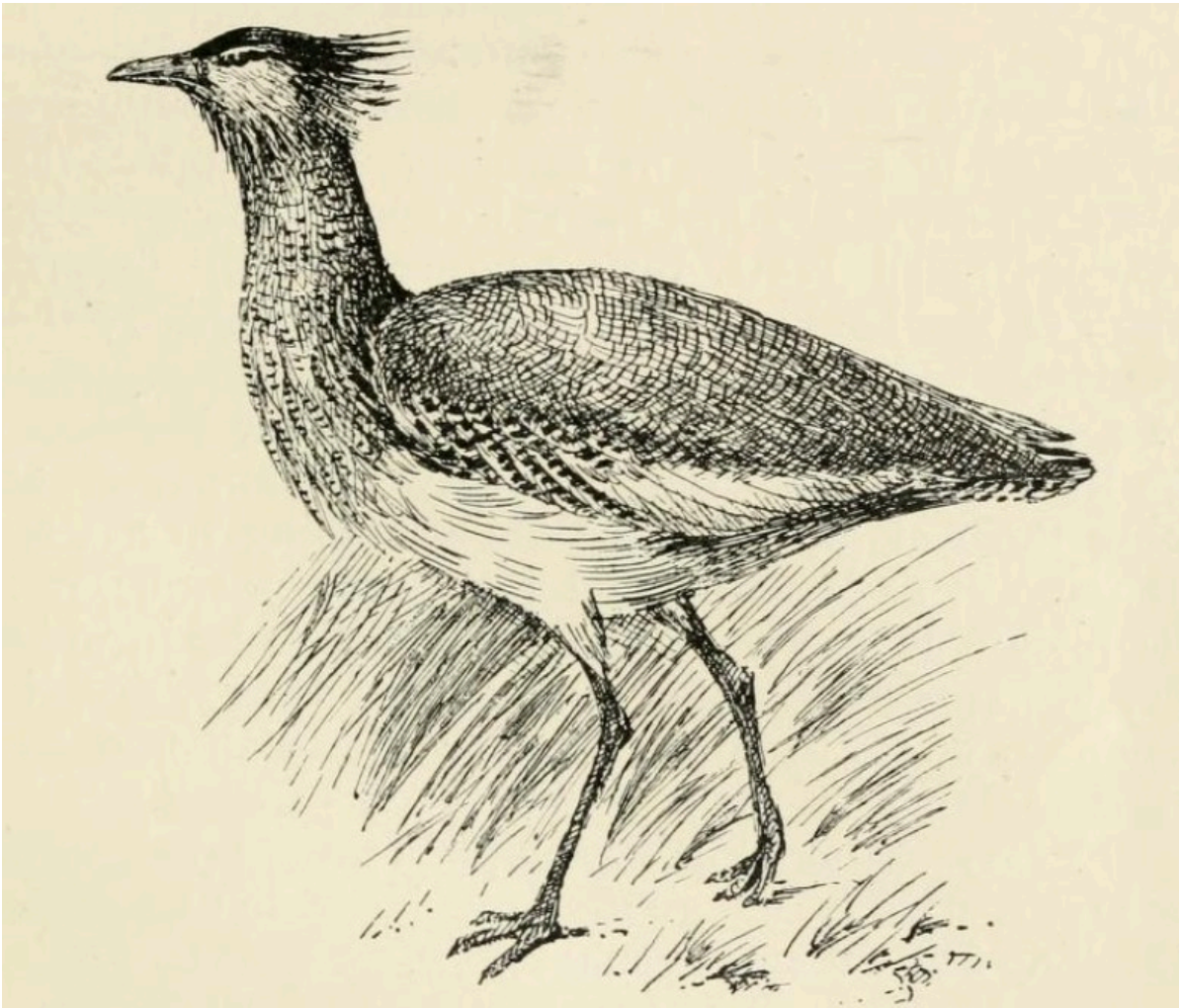
LAKE BARINGO FROM NORTH-EAST.

Kaum waren wir zehn Schritte vorgerückt, als ich eine lange, katzenartige Gestalt sah, die etwa siebzig Yards vor uns durch den dünnen Ausläufer des Gebüsches davonhuschte. Sie schien klein für einen Löwen, aber ich feuerte beide Läufe der Paradox ab, während Elmi mit meinem zweiten Gewehr direkt an mir vorbeistürmte. Das war von seiner Seite völlig falsch und ein Bruch aller Regeln. In diesem Moment, während ich ein leeres Gewehr hielt, sprang ein wahrhaft prächtiger Leopard innerhalb von dreißig Yards aus dem Busch, und ich blieb völlig hilflos zurück, um ihre unendliche Anmut zu bewundern, während sie lautlos vor mir dahinsprang.

Was für eine endlose Katastrophe war jenes Geschäft von Babel! Hätten wir nur zu Beginn inmitten des vielsprachigen Durcheinanders verstanden, dass es zwei Leoparden waren, hinter denen wir her waren, statt eines Löwen, wie wir angenommen hatten, dann wären sicher nicht beide entkommen – möglicherweise keiner. Elmis Ungestüm kostete mich in jedem Fall den zweiten. Beide Schüsse auf den ersten hatten ihr Ziel verfehlt. Ich hatte auf dieser Reise Pech mit Leoparden. Einige Tage später verlor ich eine weitere gute Chance durch denselben sprachlichen Fluch. Es befanden sich einige Wasserböcke auf einem felsigen Kamm. Während wir diese anpirschten, erblickte Elmi einen Leoparden und erklärte etwas, das ich nicht verstand, aber er war eifrig, und ich folgte ihm. Wir erreichten eine kahle Grasöffnung. Ein einzelner Dornbaum stand in ihrer Mitte, und unter diesem einen Baum lag der Leopard im eher kurzen Gras, kaum fünfzig Yards entfernt. „Schießen“, flüsterte Elmi und fügte hinzu: „In den Büschen, liegend.“ Immer noch im Glauben, wir seien hinter den Wasserböcken her, die sich vermutlich bewegt hatten, suchte ich jeden Busch auf jenem Koppie dahinter ab – dreimal so weit entfernt wie der Leopard lag. Endlich sah ich ihn, aber zu spät. Bevor ich ihn im Visier hatte, sprang der Leopard ab. Ich wartete in der Hoffnung, er könnte stehen bleiben; und er blieb stehen, aber erst dicht am Kamm des Koppie, 200 Yards entfernt. Meine Kugel zersplitterte den Fels eine Handbreit über seiner Schulter – eine knappe Sache, aber ein Fehlschuss. Hätte Elmi nur gesagt: „Unter dem Baum“, hätte dieses Tier kaum entkommen können; was er sagte, war im höchsten Maße irreführend.

[1] Ein Drongo bleibt stundenlang auf einem Ast sitzen und hält Ausschau nach vorbeifliegenden Insekten. Gelegentlich schießt er herab, fängt eines, manchmal zwei oder drei in schneller Folge, und kehrt dann auf seinen Posten zurück, genau wie es unsere Fliegenschnäpper zu Hause tun.

[2] Ich bemerke, dass Herr F. C. Selous diese ostafrikanische Form (in lit.) als *E.



KORI BUSTARD.
Male : weight 25lbs., span 8 ft., has head like a bittern.

granti* bezeichnet.

Obwohl ich dieses letzte Tier als Leoparden beschrieben habe, bin ich inzwischen davon überzeugt, dass es in Wirklichkeit ein Gepard war, der gewöhnlich so im Freien lagert, während der Leopard dies niemals tut. Es ist ein bemerkenswerter Umstand, dass der Gepard, obwohl er in seiner allgemeinen Erscheinung einem Leoparden sehr ähnelt und sicherlich mit den *Felidae* verwandt ist, dennoch einen Hundefuß besitzt – das heißt, seine Krallen sind stumpf und kaum, wenn überhaupt, einziehbar.

Ein bezauberndes Merkmal der Jagd in Ostafrika ist das Pürschen im Busch. Nun mag das Pürschen im Busch wie ein einfaches Problem erscheinen, und das ist es zweifellos auch manchmal bei einem einzelnen, unbeweglichen Tier. Solche Gelegenheiten ergeben sich jedoch selten, denn das Wild hier, wie Zebras, Elenantilopen, Kuhantilopen, Impalas, Wasserböcke, Gazellen, Warzenschweine und Gras-Antilopen verschiedener Art, tritt fast immer in Herden auf, und diese Herden bewegen sich während der Fütterung im Busch umher. Daher ist das Problem nicht einfach. Erstens muss der Jäger mit angemessener Geschwindigkeit vorankommen, sonst verliert er den Kontakt. Dann wird in einer Herde von beispielsweise einem Dutzend wahrscheinlich nur ein wirklich gutes Haupt sein. Die anderen elf sind lediglich ebenso viele Störfaktoren und Gefahrenquellen. Dennoch müssen alle elf genau beobachtet werden, da sonst irgendein unbedeutendes kleines Tierchen, das an einer unerwarteten Stelle auftaucht, die gesamte Operation ruinieren wird. Das Pürschen im Busch ist kurzum eine Kunst für sich, die schwierige, aber dennoch sehr reizvolle Manöver erfordert. Der Jäger, der den Leitbock ausgesondert, ihn

in all seinen Launen im Auge behalten, den scharfen Blicken der anderen elf entgangen ist und schließlich die Beute gesichert hat, hat gute Arbeit geleistet.

Häufiger als elf sind es vierzig, fünfzig oder sechzig unerwünschte Individuen, deren Blicken man ausweichen muss.

Zwei Schwierigkeiten verdienen Erwähnung. Erstens der ständig wechselnde Wind, der sich sowohl in seiner Stärke als auch in seiner Richtung mit den wechselnden Tagesstunden ändert. Dieses Problem ist dem gesamten tropischen Afrika eigen, ist aber besonders ausgeprägt in diesem großen Rift Valley, das, obwohl sein Boden durchschnittlich 6.000 Fuß hoch liegt, dennoch von höheren Gebirgsketten mit einer Höhe von 10.000 bis 14.000 Fuß eingeschlossen ist, die etwa dreißig bis fünfzig Meilen voneinander entfernt sind. Daher bewegen sich die leichten Lüfte in Stößen und Wirbeln und wehen den Witterungsgeruch wer weiß wohin.

GIANT FOREST-HOG (*Hylochœrus meinertzhageni*).
A female from the Mau Plateau.

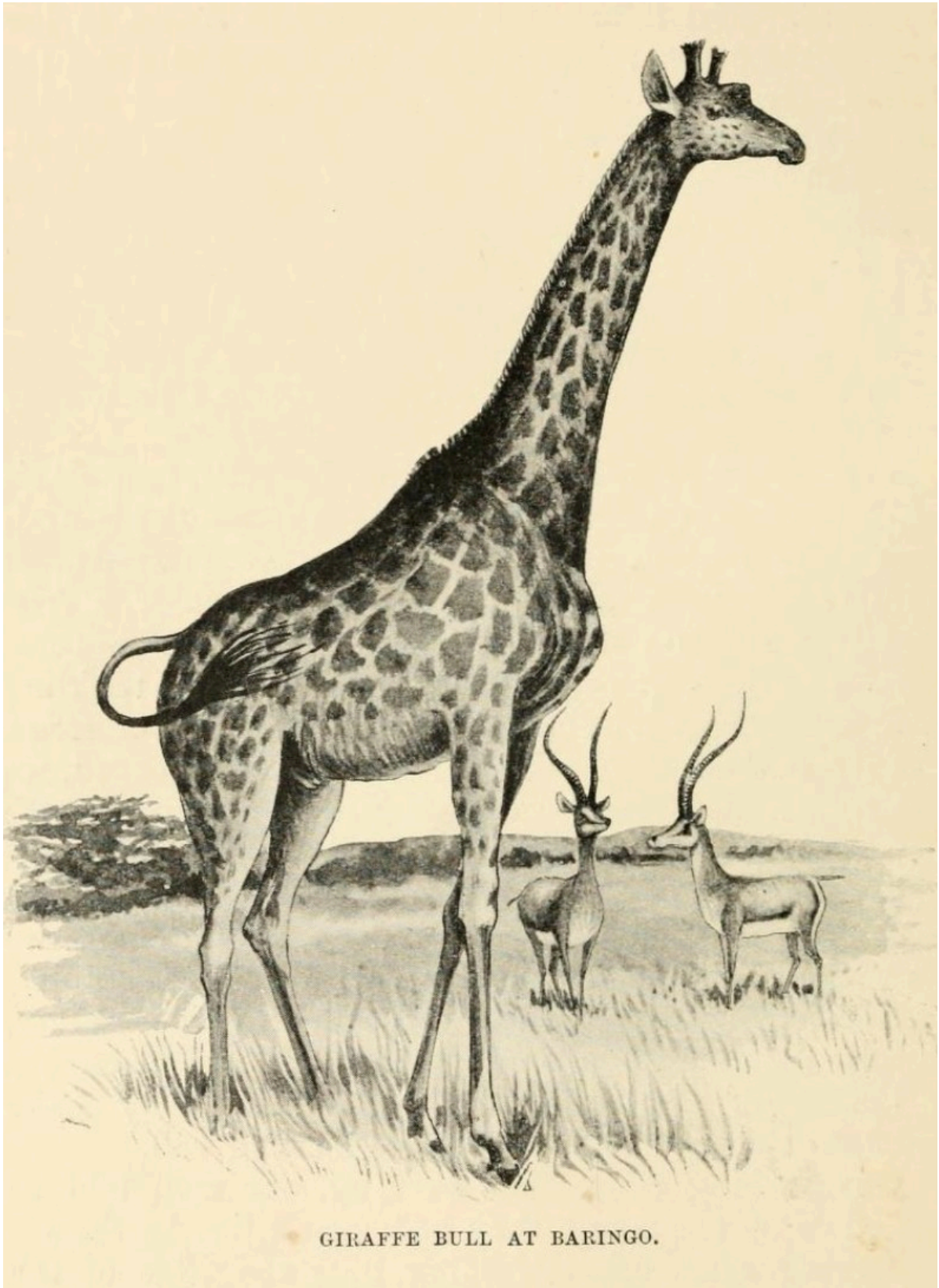
Wenn man nach unendlicher Sorgfalt die tödliche Schussweite erreicht hat und jedes Horn in der Herde mustert, um sicherzugehen, das beste zu erlegen, gehen plötzlich ohne einen Moment der Warnung alle Köpfe hoch. Irgendeine tückische Windböe im Rücken hat uns verraten, und in einem Augenblick ist das Wild verschwunden, schnell und lautlos wie ein Gedanke.

Die zweite Gefahr liegt in der Gegenwart so vieler Kreaturen, die im Verborgenen liegen. Ich übergehe die Frankoline und Perlhühner, da sie nicht schlimmer sind als das auffliegende Moorschneehuhn, das einen Hochlandhirsch erschreckt. Hier stehen dem Jäger ernstere Hindernisse gegenüber, insbesondere die „Gras-Antilopen“, Ducker und Steinböckchen, Dikdiks und dergleichen, die oft genau im kritischen Moment direkt vor den Füßen aufspringen und durch ihr Wegstürmen und das Springen über Busch und Zweige alles andere in Sichtweite beunruhigen. Dann kann ein großes Warzenschwein von

zwanzig Stone Gewicht aus seinem Lager aufspringen, grunzend und schnaubend, mit aufgestellten Borsten und dem Schwanz aufrecht wie ein Flaggenmast, während es durch Unterholz und Dornen kracht. In jedem Fall ist die Mühe des Jägers verloren. Aber zumindest in Ostafrika wurde ich nie durch Vögel behindert – das heißt durch die Honiganzeiger (*Indicator*), die Turakos und Würger, die in Transvaal so oft ein Warnsignal an das ansonsten ahnungslose Wild gaben.

Bezaubernde Beispiele für tierischen Instinkt – der fast an Vernunft grenzt – begegnen dem lautlosen Jäger ständig. So mag das vorgenannte wilde Warzenschwein schnaubend und mit aufrechtem Schwanz durch Herden grasender Gazellen stürmen. In einem Augenblick geht jeder Kopf hoch; aber niemals wird dem unmittelbaren Störer ihres Friedens ein Blick gewidmet, noch seiner endgültigen Richtung. Ihr gemeinsamer Blick konzentriert sich auf den Punkt, von dem er gekommen war, und genau dort, wo nun ein geistig gepeinigter Jäger liegt.

Wiederum mag der Jäger beim Vormarsch auf eine Gruppe von Wild entscheiden, ein scheinbar sicheres Risiko einzugehen, indem er sich – vielleicht nur für wenige Yards – den Blicken anderen Wildes aussetzt, das viel weiter entfernt ist, möglicherweise eine halbe Meile weit weg. Sollten diese letzteren jedoch seine Bewegung entdecken, werden sie sofort – indem sie starr Ausschau halten – allen in Sichtweite die Gegenwart einer Gefahr signalisieren. Das nähere Wild – das Objekt der Verfolgung – hört, obwohl es für den flach im Gras liegenden Jäger absolut außer Sicht ist, sofort auf zu grasen oder zu ruhen und nimmt eine alarmierte Haltung ein.



GIRAFFE BULL AT BARINGO.

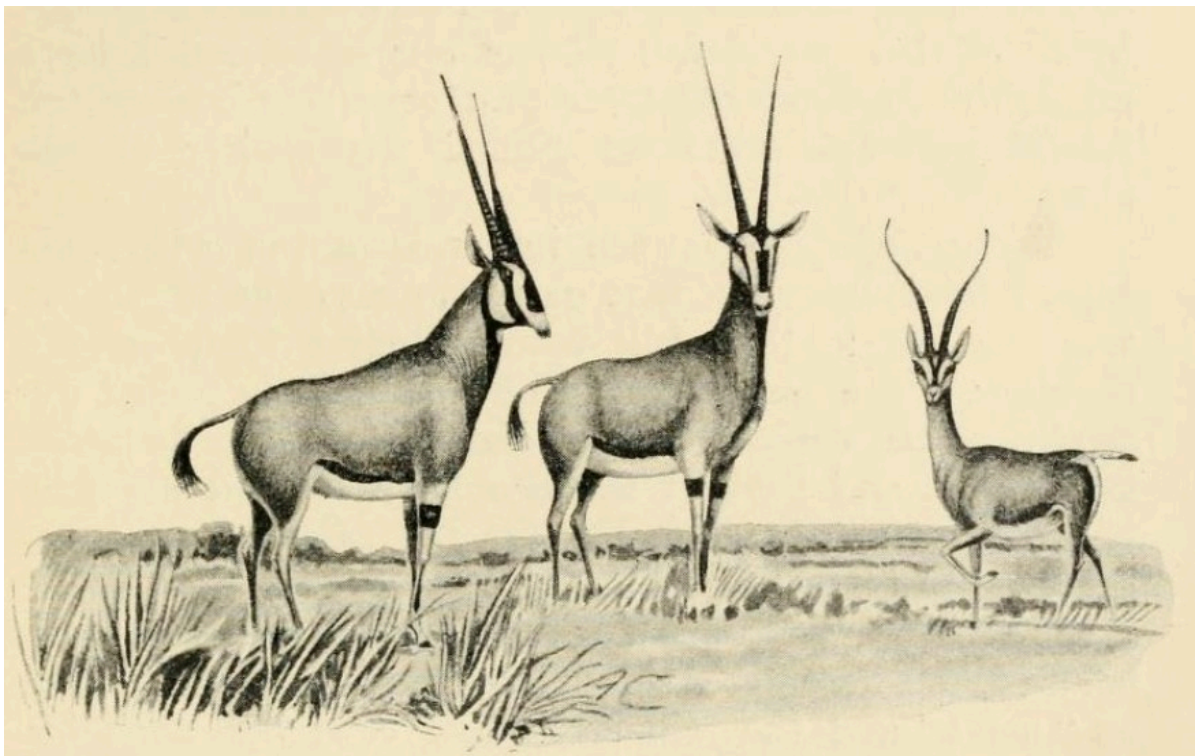
Ihr Blick ist nicht auf einen unsichtbaren Feind gerichtet, sondern auf die wachenden Wächter in der Ferne, die den Alarm gegeben hatten und auf deren scharfe Sinne sie sich zu ihrem eigenen Schutz verlassen. Sollte jedoch jene ferne Gruppe, die sich teils auf ihre eigene Abgelegenheit verlässt, aber weit mehr auf die Tatsache, dass sie seit jenem einen alarmierenden Blick nichts mehr gesehen hat – denn während der folgenden halben Stunde hat der entdeckte Jäger regungslos gelegen, ungeachtet beißender Ameisen, spitzer Dornen und Sonnenstichs –, sollte sie entweder wieder mit der Nahrungsaufnahme beginnen oder sich langsam wegzubewegen beginnen, dann wird auch das nähere Wild seine Ängste vergessen und die Pirsch wird fortgesetzt.

Folgendes sind aus dem Tagebuch kopierte Notizen:

1. August. – Weit weg am Rand des fernen Busches fing mein Auge ein rötliches Objekt auf, von dem ich dachte, es könnte ein Impala sein. Dies erwies sich beim Einsatz des Glases als richtig; doch jener Impala stand, wie man dann sah, inmitten eines Trupps von Zebras, vollständig von ihnen umgeben! Dennoch waren letztere dem unbewaffneten Auge gänzlich entgangen.

Das scheinbar auffällige Zebra ist in der Praxis oft sehr schwierig auf eine beträchtliche Entfernung im Busch zu unterscheiden. Jenseits von etwa 500 Yards (mehr oder weniger, je nach Licht) verschmelzen die breiten schwarz-weißen Streifen zu einem grauen Einheitsstrom, der fast unsichtbar ist. Im Offenen sind sie natürlich auffällig genug. Wenn man sie gegen die Sonne betrachtet, erscheinen Zebras naturgemäß dunkel, während sie im Sonnenlicht weiß aussehen. Ich erinnere mich an ein einzelnes Zebra bei Sonnenaufgang, das wie eine Figur aus ziseliertem Silber wirkte, als es in den frühen horizontalen Strahlen zwischen grünen Büschen stand. Auch Giraffen nehmen bei gewöhnlichem Licht einen Einheitston an, wenn sie über 700 oder 800 Yards entfernt sind. Diese Eigenschaft des Farbschutzes hat jedoch einen streng begrenzten Wert, andernorts stünde es schlecht um den roten Impala.

1. August. – Während ich eine Gruppe von drei Kuhantilopen anpirschte, entdeckte ich beim Kriechen durch einen Gürtel hohen Grases durch die verflochtenen Halme eine kleine Antilope dicht vor mir. Ihr Kopf wurde flach auf den Boden gedrückt gehalten, ihre vollen dunklen Augen auf meine fixiert, keine sechs Fuß voneinander entfernt.

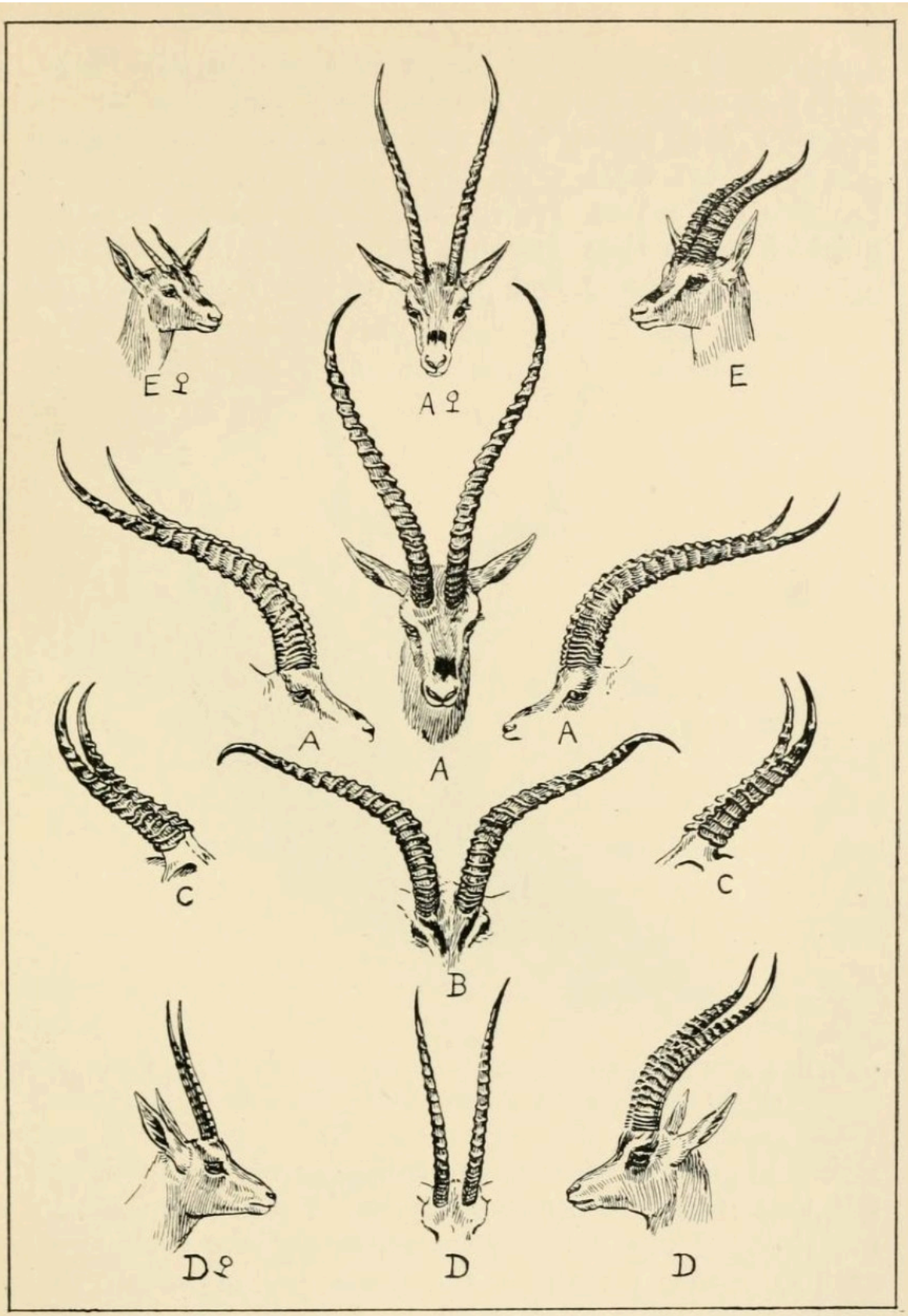


"BEYOND THE LOW ALOES" (ORYX).

An den kurzen aufrechten Hörnern und der dunklen Blesse im Gesicht beurteilte ich sie als Oribi; aber da ich ganz darauf bedacht war, den begehrten Neumann-Bullen vor mir zu sichern, lehnte ich die Chance ab, was ebenfalls eine neue und interessante Art für unsere Wildliste gewesen wäre, und bekam schließlich keine von beiden.

Löwen waren am Enderit zahlreich. Wir gewöhnten uns daran, ihre ersten Töne, die gewöhnlich in unseren verschiedenen Lagern gegen 22 Uhr zu hören waren, als Signal zum Schlafengehen zu betrachten. Entlang des Flussufers gibt es dichtes Gebüsch, und wir sahen hier tagsüber nie einen Löwen, obwohl wir zweimal Tigerkatzen begegneten und einmal einem bräunlichen Luchs, der wahrscheinlich ein Karakal war. Ein dunkel aussehendes Tier, von dem ich gedacht hatte, es gehöre ebenfalls zu den Katzenartigen, bezeichnete Elmi sicher als „Yea", ein Name, der in der Sprache der Somali einen Wildhund (*Lycaon pictus*) bedeutet. Er war allein, trottete langsam umher und legte sich schließlich in hohes Gras, wo ich nah genug herankam, aber mit dem Karabiner im Laufen kläglich fehlte. Ein anderes Tier, das durch seinen Somali-Namen „Shook-shook" identifiziert wurde, gehörte zur Gattung *Herpestes*, eine große braune Manguste. Als sie zuerst beobachtet wurde, lag sie unter einem dichten lorbeerartigen Strauch am Flussufer und verschlang einen Frankolin; aber eine Kugel aus der Paradox veranlasste sie, einen so überwältigenden Geruch auszuströmen, dass ein weiteres Interesse an dem Exemplar unmöglich war. Es war so groß wie ein Otter, mit einem auffälligen buschigen Büschel, das über den Schwanz hinausragte. Wir sahen häufig kleinere Mangusten, besonders in den frühen Morgenstunden, neugierige kleine Tierchen, die jedoch nie in einer Kette laufen gesehen wurden, wie sie es in Spanien tun. Andere hübsche Geschöpfe sind die Erdhörnchen, rötlich-braun gefärbt, die einen an Murmeltiere erinnern, wenn sie einen Moment lang aufrecht sitzen und zuschauen, bevor sie in ihren Löchern verschwinden.

Neben all diesen wimmelte es in unseren glücklichen Jagdgründen von anderen schönen Antilopen – inmitten der Fülle ist es schwierig, allen gerecht zu werden. Buschböcke bewohnten das dichte „Löwen-Gestrüpp", das den östlichen Fluss säumte. Diese sind, wie der Wasserbock, nachtaktiv. Wir sahen sie in der Morgendämmerung; und kurz vor Sonnenuntergang zeigten sie sich wieder außerhalb des Dschungels, während sie zwischen den verstreuten Bäumen grasten. Ein besonderer Bock erregte meine Aufmerksamkeit – kohlenschwarz erschien er in seinem glänzenden Fell. Am nächsten Abend erschien er auf die Minute pünktlich mit seinen drei Ricken.



HORNS OF GAZELLES.

A, A, A.—Grant's Gazelle—Three males, typical race.
A. ♀.— ,, Female ,,
B.— ,, Male of variety *G. g. robertsi.*
C, C.— ,, Two young males, Baringo race.
D, D, D ♀.—Peters' Gazelle—Two males and a female.
E, E ♀.—Thomson's Gazelle—Male and female.

Den Fluss fanden wir hier zu unserem großen Ärger aufgrund des dornigen Dschungels, der ihn säumte, unpassierbar. Schließlich entdeckte Elmi eine Art Tunnel von etwa 3 Fuß Höhe – vermutlich das Eigentum eines Flusspferdes – und durch diesen waren wir fast bis zum Wasserrand gekrochen, als von unserer Seite etwas (wir konnten nicht sehen, was) mit lautem Platschen in den Tümpel sprang. „Großes Krok", flüsterte Elmi. Es war sehr quälend, aber das Ergebnis war, dass unser begehrter Buschbockrammler am anderen Ufer in Frieden grasen durfte, nachdem wir festgestellt hatten, dass die Tiefe einen Meter überstieg. Eine intensive Abneigung gegen Reptilien – besonders große Unterwasser-Reptilien – besitzt die meisten von uns, und die Erinnerung an jenes Bild in Arthur Neumanns *Elephant Hunting*, S. 309, mildert diese nicht.

Dann gab es die „Gras-Antilopen". Jeden Tag, während wir den Busch auf der Suche nach größeren Dingen durchquerten, sprangen die allgegenwärtigen Ducker und Steinböckchen in dreißig oder vierzig Yards Entfernung aus dem hohen Gras oder dem lichten Gestrüpp hervor. Beide kleinen Antilopen bewegen sich hinten sehr hoch und vermitteln, da sie zudem fett sind, die Vorstellung von übertriebenen Fußbällen, wenn sie durch den Busch davonhuschen. Noch kleiner sind die Dikdiks, ebenfalls zahlreich und hier in der Umgebung alle von der „Cavendish"-Art (*Madoqua cavendishi*). Ein hier geschossenes Männchen wog nur 11 lbs., war aber dennoch eine vollblütige kleine Antilope mit geringelten Hörnern von etwas über 3 Zoll Länge und winzigen Hufen am Ende langer Beine, die nicht dicker als ein Bleistift waren – eine perfekte Miniatur.

Eines Morgens am Enderit stieß ich beim Umgehen einer Biegung dicht auf ein schweres, gedrungenes Tier, das mit flach auf den Widerrist gelegten Hörnern durch das Unterholz krachte. Da ich nicht wusste, was es war, schoss ich nicht. Elmi behauptete steif und fest, dies sei ein Oryx gewesen; aber jetzt (nachdem ich beide Arten gesehen habe) bin ich überzeugt, dass es eine junge Elenantilope war.

Eine vierzehntägige Jagd hatte vierunddreißig ausgewählte Exemplare erbracht, die elf verschiedene Arten von Großwild umfassten. Aber bisher hatte die extreme Scheu unseres am meisten begehrten Objekts, der Neumann-Kuhantilope, unseren größten Bemühungen getrotzt. Das Pürschen in der offenen Prärie, die von diesen Antilopen frequentiert wurde, hatte sich als unmöglich erwiesen. Ein sorgfältig organisiertes „Treiben" war gescheitert – ich will nicht sagen durch die Dummheit der Treiber, sondern schlicht, weil Wilde den Umfang der Operation nicht begreifen konnten.

IMPALA.

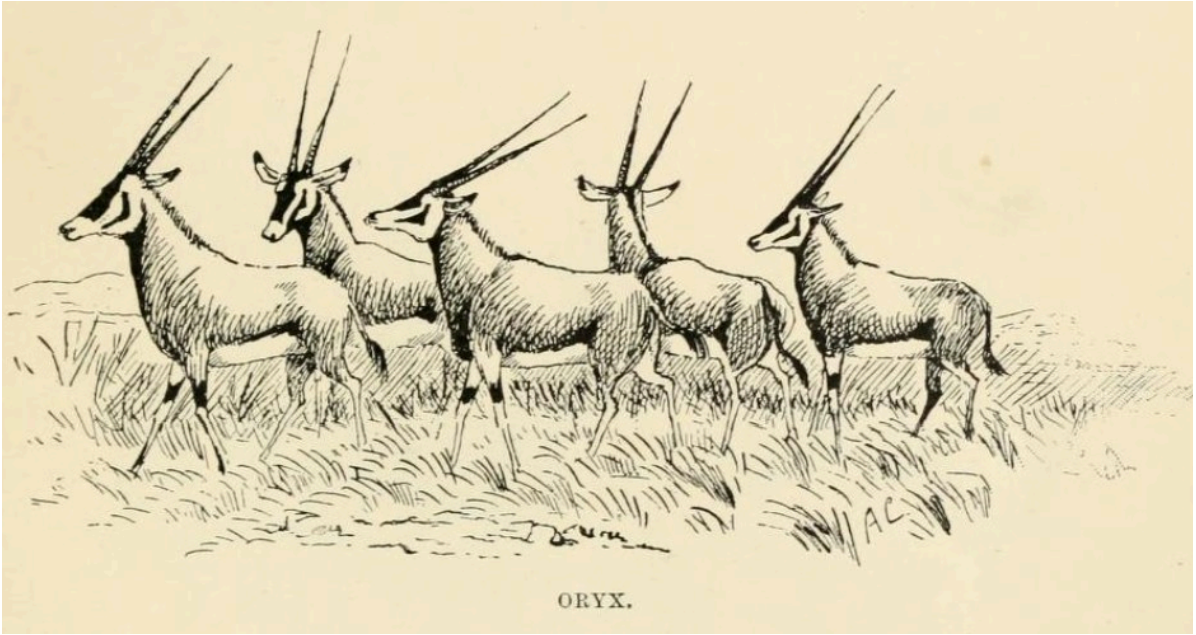
An unserem vorletzten Tag wendeten wir einen modifizierten Plan an, bei dem eine Herde einfach „bewegt“ wurde, und dies war insofern erfolgreich, als wir beide jeweils ein Exemplar auf extreme Distanzen sicherten. Beide erwiesen sich unglücklicherweise als Weibchen, wobei meines ein stattliches adultes Tier mit einem Kopfmaß von 15,6 Zoll war und das meines Bruders eine kleinere Kuh. Letztere führte uns, da sie nur ein gebrochenes Schulterblatt hatte, auf eine lange Jagd und betrat schließlich, nachdem sie zwei weitere Kugeln (eine in den Kopf) erhalten hatte, ein Stück dichten Waldes. Da ich zufällig der Nächste war, folgte ich hinein und gab ihr mit der Paradox den Rest; aber der Schuss wurde sofort von einer Folge solcher Brüller beantwortet, die mich veranlassten, das Offene mit einer recht ungehörigen Eile wieder zu erreichen – so zumindest erschien es W., der in einiger Entfernung war. Beim Auskundschaften von einem sichereren Punkt aus stellten wir fest, dass die Ursache des Alarms eine Herde von Flusspferden war. Dieses kleine Wäldchen, mir unbekannt, grenzte an einen Arm des Nakuru-Sees, und ein Dutzend dieser Dickhäuter hatte nur wenige Yards von der Stelle entfernt geschlafen, an der ich jenen letzten Schuss abgegeben hatte.

So blieb der Bulle der Neumann-Kuhantilope vorerst ausstehend. Ich hatte jedoch ein nicht ausgewachsenes Exemplar gesichert, und die beigefügte Zeichnung zeigt das frühere, aufrechte Wachstum der Hörner dieser Art. Sie gehörten zu einem fast ausgewachsenen Kalb (weiblich) und massen 10,75 Zoll in der Länge entlang der vorderen Kurve. Wie ich dazu kam, dieses kleine Tier zu töten, wusste ich nie ganz genau.

Möglicherweise hatte die Kugel, die ihr Ziel verfehlte, ein anderes getroffen; wahrscheinlicher ist (da die Entfernung groß und das Gras hoch war), dass das unglückliche Jungtier vor einem größeren Tier gestanden hatte, welches den separaten Umriss verdeckte. Wie dem auch sei, es lag dort tot; und schließlich weisen seine Hörner eine interessante Phase des Wachstums auf.

An jenem Abend sah ich dicht beim Lager einen weiteren Leoparden. Er zog sich in dichtes Gebüsch zurück, das über die Ufer eines Baches hing – ein günstiger Ort, um ihn herauszuscheuchen. Ich hatte fünfzehn „Boys“ bei mir, Swahilis, aber zu meiner Überraschung wollte nicht einer von ihnen die Aufgabe übernehmen, und der Leopard entkam durch eine unvernünftige Sorge um ihre kostbare schwarze Haut. Für einen Trupp lärmender Treiber bestand überhaupt keine Gefahr.

Die nomadischen Masai zogen in Richtung des Sees, und an diesem Abend (5. August) sahen wir in vielen Richtungen den Rauch von Grasfeuern, wo sie das tote Kraut abbrannten.



ORYX.

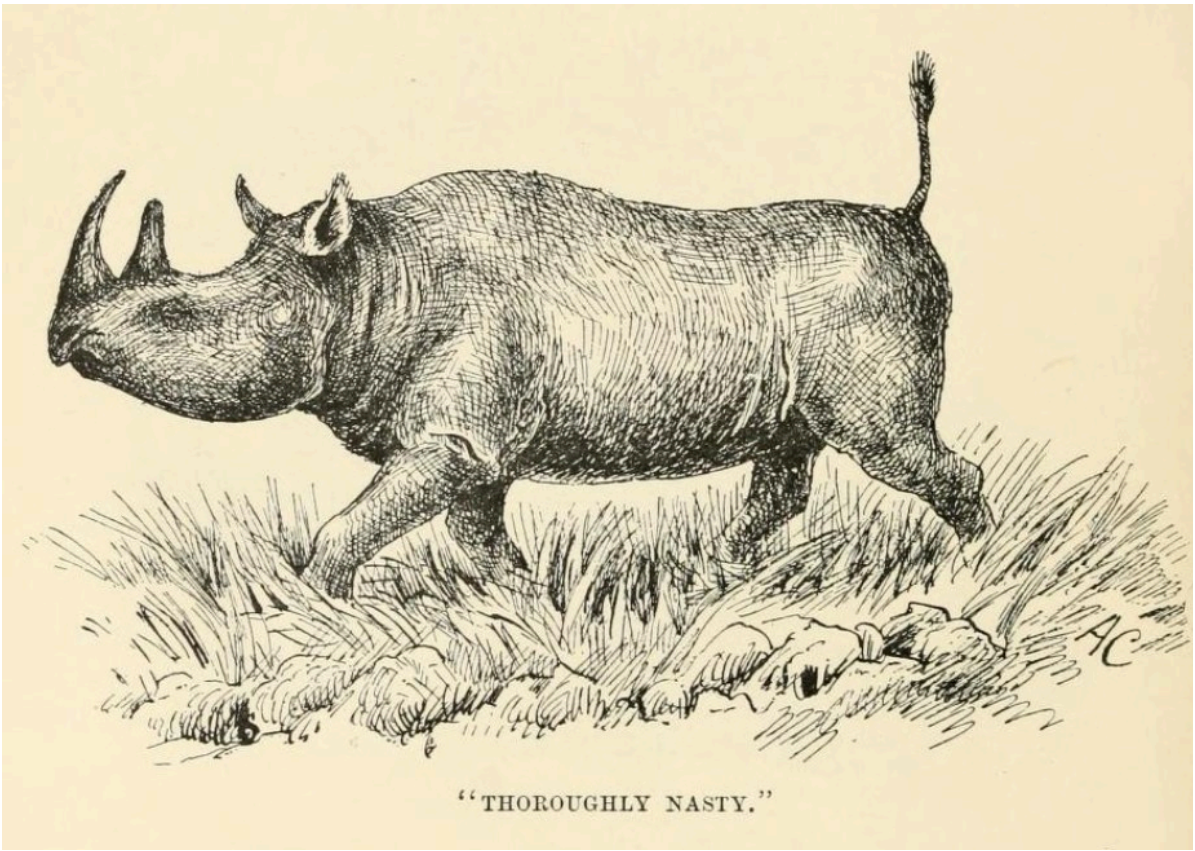
Wir gingen am nächsten Morgen zusammen hinunter, um das wunderbare Vogelleben zu untersuchen, das an den Ufern des Nakuru-Sees wimmelt. Niemals habe ich größere Ansammlungen oder eine solche Vielfalt an Wasservögeln gesehen. Diese gehörten zu Formen und Gattungen, die alle vertraut waren, doch spezifisch war fast jeder Vogel ein völlig Fremder für mich. Das besondere Merkmal, das die Aufmerksamkeit erregte, war die immense Größe vieler Arten. Da waren kolossale Kraniche, Störche und Reiher, wahre Riesen der Vogelwelt. Da waren Pelikane in Scharen; diese sind natürlich immer groß. Gänse, Enten und Flamingos in Tausenden füllten Luft und Wasser. Schlangenhalsvögel (*Plotus*) mit schlangenartigen Hälsen und kleine Kormorane saßen auf halb versunkenen Bäumen. Da waren Reiher und Silberreiher in ihren vielen Varietäten; Ibisse beider Arten, dazu Kiebitze und Strandläufer, Möwen groß und klein, Lappentaucher und viele mehr. Obwohl ich mein ganzes Leben lang Ornithologe war, wage ich es kaum weiter, diese exotischen Mengen zu beschreiben oder zu definieren. Die Ansammlung umfasste jedoch sicherlich den Goliathreiher, groß und grau, kerzengerade stehend wie ein Gardist; ein weiteres auffälliges Ungeheuer war der riesige Jabiru oder Sattelstorch mit seinem schweren, aufwärts gebogenen, mörderischen Schnabel, rot mit einem breiten schwarzen Band in der Mitte, welche beide Vögel ich darzustellen versucht habe. Außerdem sind in meinem Notizbuch eingetragen – wenn auch mit gebührendem Zweifel, sowohl bei dieser als auch bei anderen Gelegenheiten an Nakurus Ufern – der Schuhschnabel (*Balaeniceps*)

und der Klunkerkranich (*Grus carunculata*), eine Art, der ich in Südafrika begegnet war; aber bei keinem der Vögel wurde bisher bewiesen, dass er hier in Äquatoria vorkommt.

Zwei Flamingos, die ich mit dem Gewehr erlegte, gehörten zur europäischen Art (*Phoenicopterus roseus*), aber wir sahen andere, die ganz rot waren (*Ph. minor*).

Viele Flusspferde lagen im seichten Wasser vor der Küste; eines, ein riesiger Bulle mit rosa Wangen und Hals, zeigte prachtvolles geschwungenes Elfenbein, als er ein höhlenartiges Maul zum Gähnen öffnete. Er bot ein gutes Ziel, und W. feuerte eine Kugel ab, die gut traf. Das Flusspferd verschwand, und wir sahen es nicht mehr, obwohl wir den ganzen Tag warteten (und dabei auch die Vögel beobachteten) und am nächsten Morgen „Boys" hinunterschickten. Keiner von uns schoss jemals wieder auf ein Flusspferd.

An jenem Abend marschierten wir nach Nakuru ein und lagerten neben der Eisenbahn.



"THOROUGHLY NASTY."

Es gibt einen Dak-Bungalow am Bahnhof, und ohne Sybariten zu sein, genossen wir ein ausgezeichnetes Abendessen und eine Flasche Pontet Canet – eine dankbare Abwechslung zur rauen Kost des Velds.

KAPITEL IV

EINE LÖWENTREIBJAGD AM NAKURU-SEE

Löwen waren nicht ausdrücklich in unserem Programm oder unseren Ambitionen vorgesehen, als wir zum ersten Mal in Britisch-Ostafrika landeten; denn viel vergeblich aufgewendete Zeit und viele ungemütliche Stunden, die ich während meiner vorherigen Expedition (in Südafrika) bei dem Bemühen, einen Löwen zu erlegen, erduldete, hatten mich zu dem Schluss geführt, dass es über meine Kräfte ginge, den König der Tiere zur Strecke zu bringen. Doch *dis aliter visum*.

Löwen, so darf man hier anmerken, sind in Britisch-Ostafrika noch immer recht zahlreich, besonders in jenen Regionen, in denen Antilopen, Zebras und anderes Wild so im Überfluss vorkommen, wie auf den Athi-Ebenen und in Teilen des großen Rift Valley. Während unseres dreimonatigen Aufenthalts in Ostafrika im Jahr 1904 hatten wir mehrere Lager, in denen wir fast jede Nacht Löwen rufen hörten, doch sahen wir in jenem Jahr persönlich niemals einen lebendig, außer bei jener einzigen Gelegenheit, von der ich hier berichten möchte. In Südafrika genoss ich einmal einen flüchtigen Blick auf einen Löwen, und die grobe Skizze, die ich in mein Notizbuch von diesem Anblick machte – der, so flüchtig er war, immer eine bemerkenswerte Erinnerung bleiben muss –, wurde hier von Herrn Caldwell umgesetzt.

Es ist vielleicht unnötig zu erwähnen, dass Löwen nicht brüllen, wenn sie nachts jagen. Es wäre ein sehr törichtes Tier, das dies täte. Ihr Laut bei Nacht wird besser als ein Ruf beschrieben – eine Art tiefes, anschwellendes, resonantes Husten – und man hört einen zweiten, oft einen dritten Huster, jeder weiter entfernt als der andere, was zeigt, dass die Tiere in einer weiten Formation gemeinsam jagen und so Kontakt untereinander halten. Wann Löwen tatsächlich brüllen, ist auf dem Heimweg, wenn sie satt sind, gegen Tagesanbruch, zu einer Stunde, in der Jäger meist zu fest schlafen, um es zu hören. Die einzigen Gelegenheiten, bei denen ich ein echtes Brüllen gehört habe, waren beim nächtlichen Ansitz an einem Riss. Bei diesen Unternehmungen muss man die langen, dunklen Stunden auf einem *Cartel* verbringen, einem Gestell, das in den Ästen eines Baumes befestigt ist; und unter solchen Bedingungen schläft man niemals so tief, dass das prächtige, widerhallende Brüllen eines Löwen einen nicht sofort wieder zu vollem Bewusstsein bringen würde.

Young, Photo., Nairobi.

MASAI WARRIORS.

Der Hirtenprophet von Tekoa verstand die Gewohnheiten der Löwen in dieser Hinsicht bereits vor Tausenden von Jahren, als er schrieb (Amos 3,4): „Brüllt ein Löwe im Walde, wenn er keinen Raub hat? Schreit ein junger Löwe aus seiner Höhle, wenn er nichts gefangen hat?“

Nun, am 7. August 1904 lagerten wir neben der Eisenbahn bei Nakuru und beabsichtigten, bei Tagesanbruch am nächsten Morgen den langen Marsch zum Baringo-See anzutreten, der etwa fünfundsiebzig Meilen genau nördlich liegt. Während des Abends wurde uns jedoch eine Nachricht überbracht, dass Seiner Majestät Kommissar (der verstorbene Sir Donald Stewart) während der Nacht mit dem Zug erwartet wurde und vorgeschlagen wurde, für den nächsten Tag eine Löwentreibjagd zu organisieren. Wir hatten eine stattliche Anzahl von Eingeborenen bei uns – zwischen vierzig und fünfzig Menschen, Swahili-Träger, mit Snider-Gewehren bewaffnete Askari, Jäger, Zeltboys und die üblichen Bestandteile dessen, was man eine „Safari" oder Karawane nennt. Wir dachten, diese würden einen nützlichen Trupp von Treibern abgeben; aber sie betrachteten das Vorhaben kaum mit demselben Enthusiasmus. Ein Swahili hat seine guten Seiten, aber er ist weder ein geborener Waidmann noch ist er länger ein echter Wilder. Er trägt Kleidung verschiedener Art, trinkt, wenn er die Chance hat, und kann ausrechnen, wie viele Rupien auf ein Pfund Sterling gehen. Der echte Wilde, wie der Masai, tut nichts von alledem. Jedes Widerstreben, als Treiber zu fungieren, wurde jedoch bald durch die energische Überredungskunst unseres „Headman" Maguiar zerstreut, dem riesigen Sudanesen, dessen Wort – gestützt auf die offensichtliche Macht, es durchzusetzen – Gesetz ohne Debatte war; und nach dem Frühstück brachen wir unter ohrenbetäubendem Lärm auf. Die regelmäßigen Musikinstrumente Zentralafrikas wie Trommeln und Tomtoms wurden durch leere Keksdosen, mit Kieseln gefüllte Kürbisse und andere ohrenbetäubende Vorrichtungen ergänzt, die durchaus dazu angetan waren, selbst einen Löwen zu erschrecken.

Der Schauplatz unserer geplanten Operationen, weniger als eine Stunde Fußweg entfernt, war eine Reihe von Waldstücken, die sich entlang des Nordufers des Nakuru-Sees anschmiegten, einer Wasserfläche von etwa fünfzehn Meilen Länge. Diese Wälder waren nicht von großer Breite, lediglich Gürtel von wenigen hundert Yards Tiefe, und durch natürliche Lichtungen in Abständen von ein oder zwei Meilen bequem voneinander getrennt. Landeinwärts vom Waldgürtel befand sich offenes Grasland, das sanft zu niedrigen, felsigen Koppies anstieg, die mit etwas bewachsen waren, das wie Adlerfarn und Brombeeren aussah.

Die ersten beiden Treiben erwiesen sich als leer; nichts Größeres als „Gras-Antilopen“ oder Dikdiks wurde gesehen. Im dritten Treiben war ich der vorletzte Schütze am linken Ende der Linie, dem See zugewandt, wobei der letzte Schütze so postiert war, dass er das äußerste Ende jenes Waldstücks am Seeufer beherrschte. Ich hatte für diese Arbeit meine 12er Paradox und einen alten .450 Express-Doppelstutzen gewählt, an den ich seit langem gewöhnt war, da sie für schnelle Schüsse auf moderate Distanz besser geeignet waren als die weitreichende Cordite-.303. Ich lag verborgen im hohen Gras, etwa hundert Yards vom Dickicht entfernt, und die lärmende Treiberkette hatte sich bereits bis auf eine halbe Meile genähert, als mein somalischer Gewehrträger Elmi Hassan, der neben mir lag, in den Wald deutete und sagte: „Sehen! Zwei Löwen! Sie nicht sehen?“

Ich sah sie gewiss nicht. Eine Zeit lang konnte ich überhaupt nichts sich Bewegendes ausmachen; aber schließlich, als die Löwen genau gegenüber meiner Position ankamen, wo der Wald rasch dünner wurde, sah ich sie. Sie waren nicht leicht zu entdecken, so niedrig und heimlich war ihr Vorankommen, geduckt unter dem Schutz von Unterholz und Schilf. Da die Löwen vollständig eingeschlossen waren, wollte ich den unsicheren Schuss, den sie nun boten, nicht riskieren; tatsächlich schien es mir klar, dass die Löwen, wenn sie nicht zurückbrachen, kaum eine andere Wahl hatten, als zwischen mir und meinem linken Nachbarn durchzuziehen. Sie taten weder das eine noch das andere. An einem Punkt genau vor mir legten sich die beiden Bestien in zwei grünen Büschen nieder, die im Abstand von einem Dutzend Yards unter den letzten verstreuten Bäumen wuchsen.

Kaum war dieser Vorfall geschehen, als wir durch einen Chor disharmonischer Schreie der Treiber (von denen wir einige aus dem Wald stürzen sahen) gewahr wurden, dass sie im Inneren auf etwas gestoßen waren, das nicht ganz nach ihrem Geschmack war. Inmitten des Lärms dominierte das Wort „*Simba*“ (Löwe), und sofort stürzten die drei Schützen zu meiner Rechten, einschließlich meines Bruders W., in die angezeigte Richtung davon. Da ich meine beiden markierten Löwen vor mir hatte, blieb ich ruhig, wo ich war,

und sobald die Luft rein war, winkte ich meinem linken Nachbarn zu, erzählte ihm, was ich gesehen hatte, und vereinbarte, dass er von links vorrücken sollte, während ich direkt auf die Löwen vor mir zuging.

Natürlich ging man unter solchen Umständen mit höchst gespannten Sinnen vor, auf jede Eventualität gefasst; aber als ich jenen zwei Büschen näher und näher kam, ohne ein Zeichen von Bewegung darin zu sehen, begann die Spannung nachzulassen.

Archer, Photo.

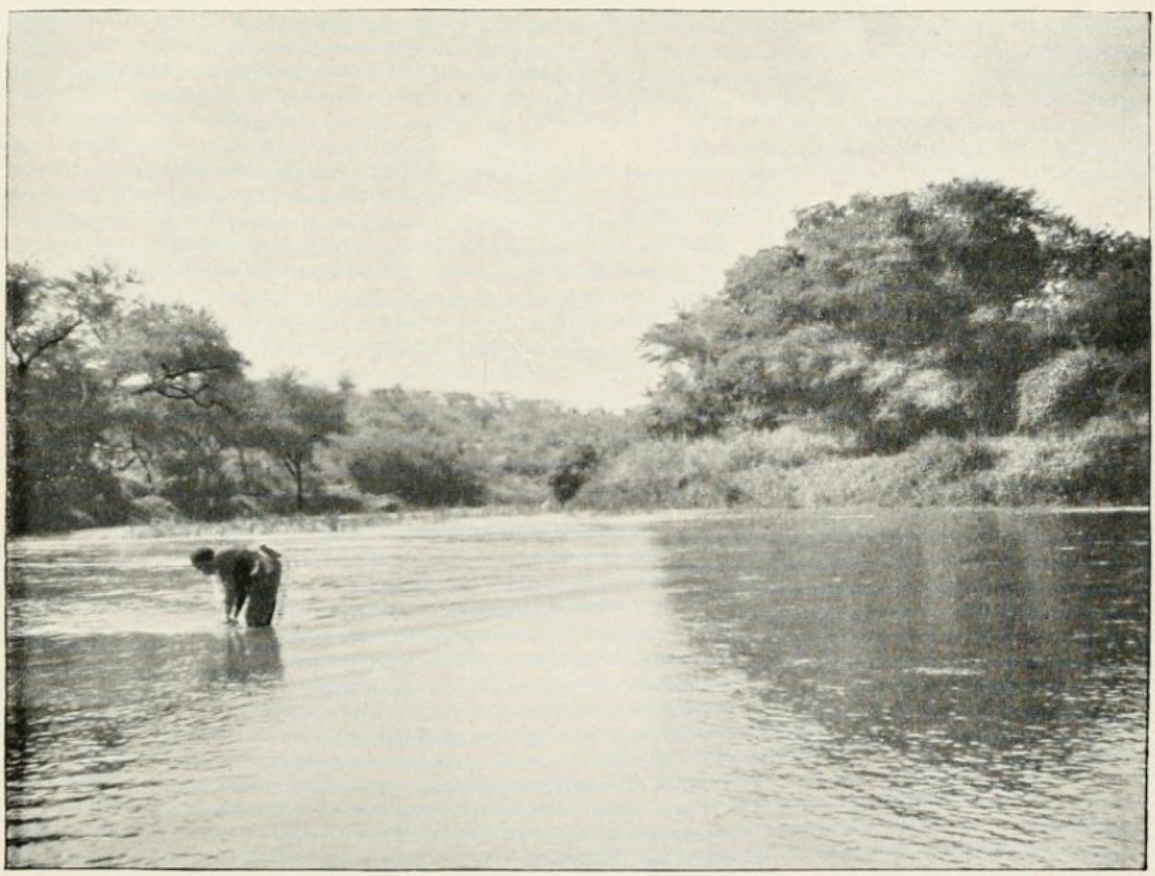
TURKANA.

The wild nomad inhabitants of the region towards Lake Rudolph.

Auf zwanzig Yards Distanz schien es unmöglich, dass ein so großes Tier wie ein Löwe noch immer in einem so kleinen Busch liegen konnte, ohne dass ich es sah. Sie mussten, so dachte ich, unbemerkt weggeschlüpft sein, und ich ging fast sorglos weiter, bis Elmi innerhalb von zehn Yards vor dem rechten Busch plötzlich meinen Arm packte, mit dem Gewehr, das er trug, in den Fuß des Busches deutete und zischte: „Sehen! Sehen! Der Löwe! Schießen – er springt!“ Wieder muss ich gestehen, dass ich nichts sehen konnte. So sehr ich meine Augen auch anstrengte, ich konnte nichts Löwenähnliches in jenem Busch ausmachen – nichts außer einem sehr kleinen Fleck in Einheitsfarbe im hinteren Winkel. Doch Elmi war so sicher, und der Busch so klein und so nah, dass ich beschloss – eher leichtsinnig und vielleicht aus einem Gefühl der Beschämung, dass ein schwarzer Mann eine so überlegene Sehkraft haben sollte –, zu schießen. Die Antwort war unmissverständlich – ein Knurren, wilder als ich es jemals zuvor in meinem Leben gehört

hatte. Ich sah auch durch den dichten Rauch der Paradox die elektrische Erschütterung, mit der sich die Bestie für einen Sprung zusammenzog. Diese Bewegung gab die Position von Kopf und Schulter preis, und noch bevor Unheil geschehen konnte, setzte ich die zweite Kugel gut hinter das Blatt. Das schlug jede Idee eines Kampfes nieder, und das Tier, immer noch knurrend, aber tödlich krank, kroch dahinter hervor. Ich sah nun, dass es eine Löwin war. Elmi reichte mir die .450, und eine dritte Kugel, die vom Heck nach vorne durchschlug, streckte sie im Gras nieder. Mein erster Schuss saß mittschiffs in den Rippen, der zweite hoch auf dem Blatt.

Während ich vorstürmte, um das Tier zu untersuchen, und in der Aufregung des Augenblicks den zweiten Löwen im anderen Busch völlig vergaß, der nun hinter uns lag, wurde ich prompt durch Rufe und zwei schnell hintereinander abgegebene Schüsse aus jener Richtung daran erinnert. Ich drehte mich um und kam gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie dieses zweite Tier, ebenfalls eine Löwin, als gelber Streifen aus dem dichten Dickicht hervorsprang, knurrend wie die erste. Als sie mich sah, hielt sie abrupt inne und stand mit erhobenem Kopf inmitten des grünen Schilfs am Seeufer, wobei sie über ihre Schulter zu uns zurückblickte. Ich erinnere mich, ihre weißen Zähne gesehen zu haben, als sie zu einem weiteren Knurren ansetzte – sie war nur zwanzig Yards entfernt –, aber diese Bewegung war ihre letzte. Eine Paradox-Kugel auf das Blatt ließ sie aus unserem Blickfeld zusammensacken.



Archer, Photo.

KERIO RIVER RUNNING TOWARDS LAKE RUDOLPH.

Als diese zweite Löwin zum ersten Mal in Sichtweite sprang, hatte ich die Paradox für einen Schnellschuss hochgerissen, im Glauben, sie käme direkt auf mich zu; aber als sie wie beschrieben zögerte, warf ich durch eine Eingebung einen Blick über das Visier, um sicherzugehen, dass der Anschlag korrekt war. Das Gewehr zeigte einen vollen Zoll über ihre Schulter!

Beide Tiere lagen völlig tot innerhalb von dreißig Yards voneinander entfernt; dennoch entwickelte mein Begleiter Elmi, der, solange sie noch lebten, so kühn und gefasst gewesen war, als hätten wir es lediglich mit Antilopen zu tun gehabt, nun ein bemerkenswertes Maß an Vorsicht. Wahrscheinlich hatte er recht und handelte aus Erfahrung, aber er erlaubte mir nicht heranzutreten, bis er diverse Stöcke und Steine gesammelt und mehrere auf beide Kadaver geworfen hatte.

Während Elmi und ich so beschäftigt waren, hatten wir mehrere Gewehrschüsse fern zu unserer Rechten gehört. Es stellte sich nun heraus, dass eine dritte Löwin ebenfalls von den Schützen erlegt worden war, die (wie oben erwähnt) in jene Richtung davongegangen waren. Der erste Schuss wurde vom Sub-Commissioner, Herrn C. W. Hobley, abgegeben. Alle drei Löwinnen wurden von unseren „Boys“ aus dem Dickicht geschleift und in einer Reihe auf dem Gras draußen abgelegt, wo eine Szene unbeschreiblicher Aufregung folgte: Die Neger tanzten und sprangen um die toten Bestien herum, begleitet von Kreischen, dem Schlagen von Tomtoms und anderen furchteinflößenden Instrumenten, einschließlich Keksdosen.

Ich maß die beiden Löwinnen, mit denen ich persönlich zu tun hatte. Die erste und größere der beiden maß 8 Fuß bis auf einen Zoll; die zweite war ein wenig unter 7 Fuß. Alle drei hatten in der Nacht zuvor Zebra gefressen, was an den Massen von gelbem Fett leicht zu erkennen war.

Nachdem wir die Löwen gehäutet hatten, versuchten wir noch zwei oder drei weitere Treiben in ähnlichen Wäldern entlang des Seeufers, jedoch ohne weiteren Erfolg, was Löwen betraf. Ein Vorfall ist jedoch erwähnenswert. Meine Position war in einer kleinen Lichtung, umgeben von dichtem Dschungel – eine Art grünes Zimmer, zwanzig Yards im Geviert, eingemauert von Massen undurchsichtiger Sträucher, Lianen und Schlingpflanzen. Man konnte buchstäblich nichts über diese engen Grenzen hinaus sehen. Es gab einen Schützen außerhalb von mir, am See, und ihm hatte ich meine Position angezeigt. Wo genau der Rest platziert war, wusste ich nicht, noch konnten sie sagen, wo wir zwei waren. Während das Treiben voranschritt, hörte ich ein großes Tier herankommen, hörte es im Dickicht unmittelbar vor mir ankommen und dort stehen bleiben.

A PAIR OF BISHOP-BIRDS (*Pyromelana sundevalli*).
Gorgeous in orange-red, with velvety-black points and golden-brown mantle.

Vergeblich suchte ich nach einem geeigneten Baum zum Erklimmen, weniger aus Furcht vor einem Löwen als vielmehr wegen des Risikos wahllos abgefeuerter Kugeln. Bäume gab es zur Genüge, aber kein einziger konnte erklettert werden wegen der herabhängenden Massen parasitärer Pflanzen und hakenförmiger Dornenranken, mit denen jeder Stamm umkleidet war. Als die Treiber herankamen, brach das Tier aus. Es war nur ein Buschbock; niemand schoss. Aber bei unvorsichtigen Schützen wäre die Gefahr durch verirrte Kugeln größer gewesen als durch die wildeste Bestie, die den afrikanischen Wald durchstreift. Der Abend endete in Bakschisch. Die „Boys" baten um jeweils zwei Pence. Ich gab die dreifache Summe aus und gab mich als Wohltäter. Am nächsten Morgen begannen wir den langen Marsch zum Baringo-See.

Ein kurioser Vorfall verdient Erwähnung. Am Bahnhof in Nakuru war eine schriftliche Bekanntmachung ausgehängt, dass es (vermutlich aufgrund kleinerer Schwierigkeiten mit den Eingeborenen) Sportjägern verboten sei, sich „nördlich des Äquators" zu begeben, welcher, so fügte die Bekanntmachung hinzu, „als über die Molo-Brücke verlaufend betrachtet werden könne". Nun war der Äquator für mich immer eine Art Abstraktion gewesen – kein konkretes Ding, das in der Lage wäre, eine Brücke zu überqueren, wie ein Esel oder ein Telegrafendraht. Daher hatte ich die Bekanntmachung für einen tropischen Scherz gehalten! Glücklicherweise wurde der Irrtum, da wir jene Nacht in der erlauchten Gesellschaft der Regierung verbrachten, rechtzeitig entdeckt und die notwendige Erlaubnis erteilt.

KAPITEL V

EIN ZWÖLFTER AM ÄQUATOR

NAKURU NACH BARINGO

Die vier Tage vor dem zwölften August waren wir stetig durch grasbewachsenes Hochland marschiert und hatten den gewaltigen Krater des Menengai umgangen. Im August gab es hier nur wenig Wild; dafür aber, in jenen Tagen, viele Masai mit ihren Herden. Achtzehn Monate später (Februar 1906) waren die Masai in ihr Reservat auf Laikipia „umgesiedelt" worden, und das Wild war zahlreich.

Dies ist nicht die reguläre Route nach Baringo, wohin wir unterwegs waren, aber wir hatten den längeren Umweg gewählt, um den beschwerlichen Marsch von dreiundzwanzig wasserlosen Meilen zwischen Nakuru und dem Molo-Fluss zu vermeiden. Die Abweichung brachte viel „Pfadfinderei" mit sich, das Aufspüren von Orientierungspunkten und Peilungen, verbunden mit nicht geringer Sorge, ob wir wirklich den richtigen Kurs hielten. Am ersten Tag hatten wir die Gesellschaft von Herrn F. R. N. Finlay, dem südafrikanischen Jäger, der es freundlicherweise übernahm, uns den Weg zu weisen.

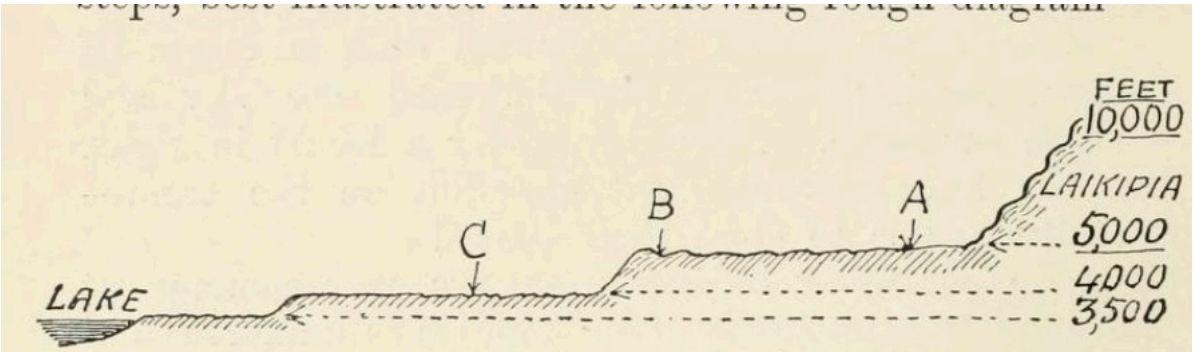


DIAGRAM SHOWING CONFIGURATION OF THE BARINGO PLAINS.

Am ersten Abend hatten wir an einem winzigen Bächlein ohne Namen gelagert; am zweiten am Ungusori-Fluss. Am Vorabend des Zwölften hatten wir den Alabanyata erreicht, einen reißenden, schlammigen Strom von sechs Yards Breite und einem Yard Tiefe. Mittags, kaum dass wir nach sechs Stunden Marsch unter einer unsäglichen Sonne an seinem Ufer „ausgespannt" hatten, schreckten uns Rufe nach „*Simba*" (Löwe) aus einer wohlverdienten Ruhe auf. Unsere Männer, die sich zerstreut hatten, um Feuerholz zu sammeln, waren ganz in der Nähe auf das Tier gestoßen; doch obwohl wir sofort ausrückten, eine Meile flussabwärts suchten und dann alle Dickichte und wahrscheinlichen Schlupfwinkel auf unserem Weg „durchtrieben", wurde nichts mehr gesehen. Welch ein Rösten wir bei dieser mittäglichen Jagdstunde erduldeten! Senkrechte Felsen reflektierten in jener tiefen Schlucht eine angestaute Hitze, die beinahe erstickend wirkte. Thermometer sind da nutzlos.

Den Punkt, den wir in jener Nacht erreichten, nannten wir Äquator-Camp, in dem Glauben, dass dieses geografische Symbol genau zwischen unseren beiden Zelten verlaufe. Vielleicht tat es das – ganz sicher verlief es nur wenige Yards entfernt.

In diesen vier Tagen hatten wir kein Wild geschossen, und eine an diesem Abend erlegte Gazelle (*Granti*, Ricke) kam wie ein wahres Himmelsgeschenk für den Proviant. Es sei angemerkt, dass man für Gelegenheiten wie diese immer einen gewissen Anteil an Dosenfleisch mitführen sollte. Zudem muss der schwarze Koch streng überwacht werden, da er sonst diese Notreserven rücksichtslos an Tagen aufbraucht, an denen reichlich frisches Fleisch zur Hand ist. In den meisten Lagern gibt es Wild im Überfluss; aber es gibt lange Märsche und wildlose Strecken, für die eine Reserve an Konserven, wie etwa „Armeerationen", immer bereitgestellt werden sollte. Heute Abend, so vermerkt das Tagebuch, „speisten wir prächtig".

Die örtlichen Masai, freundlich und doch stolz unabhängig, hatten sich geweigert, uns auch nur ein einziges Schaf zu verkaufen oder einige ihrer robusten Esel zu vermieten, die uns für den Transport gute Dienste geleistet hätten. Ihre Gründe sind verständlich genug. Die Gewohnheiten dieser nackten Wilden, die ausschließlich von Fleisch, Milch und Blut leben und weder Stoffe, Perlen, Draht noch irgendetwas anderes benötigen, was wir ihnen hätten geben können, ließen kein Tauschmittel zu. Zwar kamen sie täglich in unser Lager, um Medizin und ärztlichen Rat zu suchen, aber das erwarteten sie umsonst – was vermutlich in etwa dem tatsächlichen Wert jedes Rates entsprach, den wir geben konnten.

Wir besuchten eine ihrer Kraals, die stark verbarrikadiert war, um nach dem Weg zum Molo zu fragen.

Archer, Photo. SOURCES OF THE SUGOTA RIVER.

Hot springs whence issues that strange chalybeate stream that flows down the Northern Rift through burning-hot, lava-strewn country to within 20 miles of Lake Rudolph.
(Note the Storks and Ibises.)

Ein Dutzend Masai kam uns entgegen, jeder seinen Speer tragend. Der Häuptling, ein alter Mann, grauhaarig, reserviert und gefasst, war ein prächtiger Wilder von etwa sieben Fuß Größe. Auf unsere Fragen hin kniete er nieder und gab die Richtung, der wir folgen sollten, an, indem er mit der Hand auf den Boden klopfte.

Im August ziehen hier ständig Schwärme von Nilgänsen und Pelikanen nach Süden – zweifellos von den Seen Baringo und Rudolf zu denen von Naivasha und Nakuru. Der merkwürdige „Kaffernfink" oder Langschwanz-Wida (*Chera delamerei*) mit seinem lächerlich übertriebenen Schwanz ist ebenfalls charakteristisch für dieses Veld, ebenso wie die Zwergtrappe oder Weißbauchtrappe (*Trachelotis canicollis*), zahllose Lerchen, Pieper, Tauben und Raben.

Der ferne Horizont auf diesen, wie auf den meisten grasbewachsenen Hügellandschaften, war häufig geschmückt durch die hageren, aufrechten Gestalten von Straußen, die meist paarweise weideten. Einmal wurden wir Zeugen einer straußischen Liebesszene. Soweit man es aus der Entfernung unterscheiden konnte, vollführte der Straußenhahn, der in krampfhaftem, ruckartigem Stil Kreise lief, mit geblähtem und nach vorne gestrecktem Hals eine Art wilden Tanz. Die wunderschönen weißen Prachtfedern an Flügeln und Schwanz, die wie ein Fächer aufgespannt waren, hoben sich auffällig von seinem tiefschwarzen Körper ab. Die Szene erinnerte an das Balzen eines alten Birkhahns im April oder (passender, wenn auch weniger präzise) an die Großtrappe in Spanien. Die Straußenhenne schien die ganze Zeit über geschäftig mit Fressen beschäftigt zu sein.

Ich erinnere mich auch daran, einmal einen dreiseitigen Kampf zwischen drei Straußenhähnen gesehen zu haben. Trotz viel tapferem Gehabe und weit gespreizten Federn wollte keiner der drei Ernst machen. Der Kampf degenerierte zu einer bloßen Demonstration in drei Akten – Drohung, Angriff (der nicht zu Ende geführt wurde), Flucht – und dies wiederholte sich immer und immer wieder.

Hier am Alabanyata beschlossen wir, unseren Zwölften zu verbringen, und machten uns früh auf den Weg. Am Flussufer befanden sich im Morgengrauen zahlreiche Warzenschweine in Rotten von fünf bis zu einem Dutzend, dazu Strauße, Gazellen, kleine Antilopen und Schakale. Drei Meilen flussabwärts verschwindet der Alabanyata völlig – er verliert sich in einem großen grünen Vlei oder Sumpf von einer Meile Ausdehnung, der ganz mit hohem Schilf zugewuchert ist. Am grasbewachsenen Ufer lag eine Herde großer Tiere, die in der Ferne und im frühen Sonnenlicht wahrlich wie Elenantilopen aussah. Bei der Annäherung erwiesen sie sich als Wasserböcke (*Defassa*), aber anscheinend allesamt Weibchen, die dort lagen.

SUK WARRIORS IN THE FORT AT BARINGO.

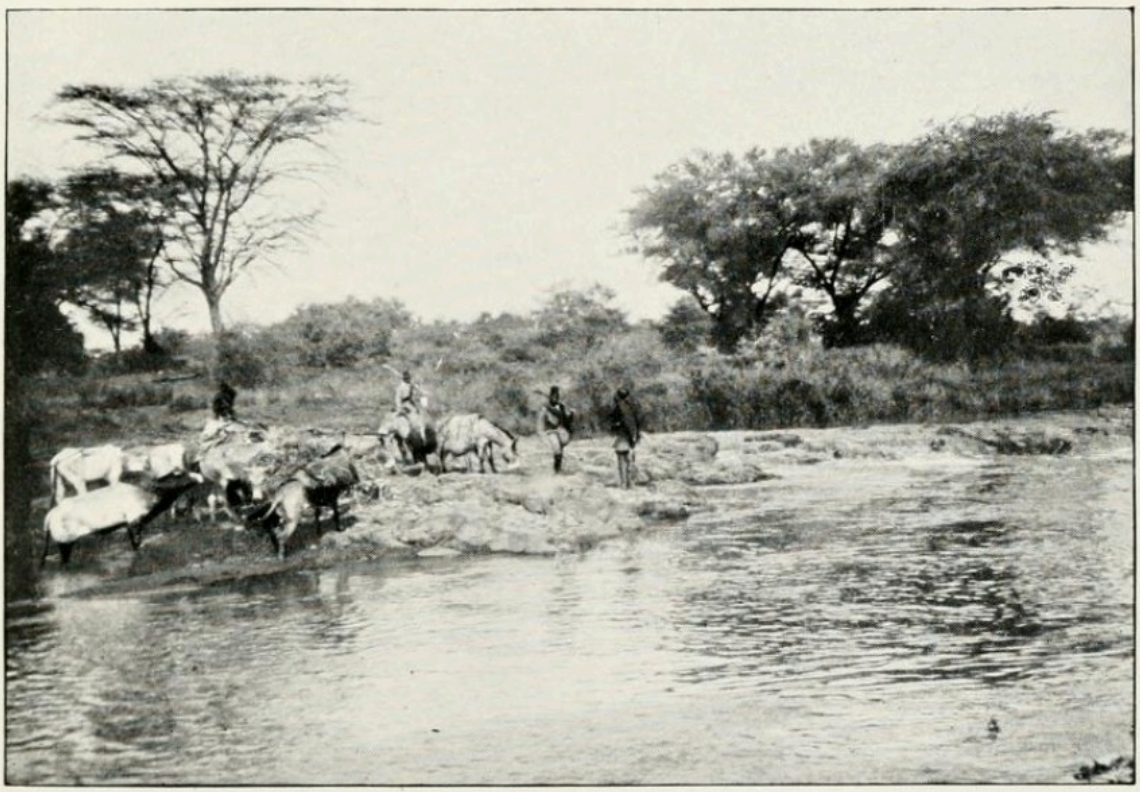
„Kein Horn“, lautete Elmis Urteil; doch in der Zuversicht, dass eine solche Herde mindestens ein passables Männchen enthalten müsse, kroch ich zurück und gewann bald einen anderen Aussichtspunkt. Von hier aus wurden wir belohnt, indem wir einen prächtigen Bullen entdeckten, der zwischen zwei Gruppen von Kühen lag und dadurch halb verborgen war. Auch seine Hörner, die flach auf dem Widerrist lagen, waren unauffällig.

Der äußerste Punkt der Deckung war immer noch genau 270 Yards vom Wild entfernt – das dazwischenliegende Ufer bestand aus kahl gefressenem, kurzem Gras, flach wie ein Kricketfeld und übersät mit riesigen Wildgänsen der Sporngans-Art (*P. gambensis*). Kuhreiher stolzierten ebenfalls zwischen den Sing-Sing umher und befreiten die Tiere von Parasiten. Die Kühe und Kälber hielten einen leisen Chor aus blökenden Rufen aufrecht. Ich dachte kurz daran, den Bullen „anzupfeifen“, aber das offensichtliche Risiko, dass sein Körper dann von den umstehenden Kühen verdeckt würde, war zu groß, und so blieb nichts anderes übrig, als den weiten Schuss im Liegen zu wagen. Ein abfallender Ameisenhügel bot eine perfekte Auflage, und auf den Schuss folgte ein antwortendes Klatschen. Hierhin und dorthin liefen die Kühe in Verwirrung, aber dahinter lag eine große, am Boden gestreckte Gestalt. Die Kugel hatte den Hals getroffen.

Die Hörner dieses Bullen massen 28 Zoll bei einem Basisumfang von 8,5 Zoll. Eines war an der Spitze leicht gesplittert und ein Ohr durchgebissen – zweifellos das Ergebnis der Kämpfe, die ihm seinen zahlreichen Harem eingebracht hatten. Das Eigengewicht, wie er da lag, wurde auf nahezu 500 lbs. geschätzt.

Während das Häuten voranschritt, schlenderte ich zu einigen niedrigen Kämmen dahinter, um das Land zu überblicken. Zuerst waren nur Zebras und Strauße in Sicht; doch bald blieb das Glas an einem Tier hängen, das mir völlig neu war – eine große, dunkelrote Kuhantilope, die eine Meile entfernt unter einer schattigen Mimose stand. Es war ein einsamer Bulle, größer, röter und mit prächtigerem Gehörn als jeder seiner Art, den ich bisher gesehen hatte. Dies war mein erster Anblick einer *Bubalis jacksoni*. Wir machten uns sofort daran, ihn anzupürschen.

Wieder war die Distanz weit – das Visier auf 300 Yards eingestellt; doch der Treffer war so schwer, dass wir eine volle halbe Stunde lang nicht daran zweifelten, dass auch dies „unser Fleisch“ sei. Langsam bewegte er sich mit häufigen Stopps, aber weiter, immer weiter ... in die niedrigen Hügel, die die Ebene begrenzten, nahm einen Kamm nach dem anderen und schien mit der Zeit sogar wieder zu Kräften zu kommen.



IN THE SUK COUNTRY.
Donkey-transport cut off by river coming down in flood.

Dann, als wir eine Kuppe erreichten, „schreckten“ wir einen zweiten einsamen Bullen derselben Art auf und gewannen durch ein Stück hervorragender Feldkunst einen Vorteil, der sich innerhalb von zwanzig Minuten als fatal für das Wild erwies. Diese Kuhantilope war davongestürmt und umkreiste den Rand einer schüsselförmigen Senke. Elmi tauchte inspiriert in diese Mulde ab und wies unsere vier „Boys“ an, gut sichtbar auf dem Kamm dahinter stehen zu bleiben. Wie erwartet hielt unser gehörnter Freund bald inne und starrte unverwandt auf diese vier harmlosen Swahili, während wir, in der Senke unterhalb seines Sichtfeldes, unseren Vormarsch fortsetzen konnten. Auf etwas über 100 Yards tauchten die Spitzen jener dicken, rückwärts gebogenen Hörner über dem

dazwischenliegenden Buschwerk auf, und ein tiefer Schuss durch das Laubwerk – dorthin gezielt, wo ich die Brust vermutete – brachte eine dumpf hallende Antwort, die verkündete, dass ein weiteres prächtiges Tier tot dalag.

Jacksons Kuhantilope ist die stattlichste ihrer Gattung in Ostafrika und eng verwandt mit der Kap-Kuhantilope (*Bubalis caama*) vom Kap. Sie ist wahrscheinlich die nördliche Form einer Art, denn bei einigen Exemplaren findet sich eine Spur der schwarzen Gesichtsblässe, die charakteristisch für *B. caama* ist, bei *B. jacksoni* wieder – in diesem Fall erstreckte sie sich von oberhalb der Nüstern bis zur Hälfte der Basis der Hornzapfen. Andere später erlegte Exemplare zeigten kein Anzeichen davon, und selbst das dunkelrote Fell ist kein beständiges Unterscheidungsmerkmal, denn ein später geschossener Bulle war am Körper ganz blass – heller sogar als *B. cokei*. Das Eigengewicht dieses Tieres schätzten wir auf volle 400 lbs., gegenüber etwas über 300 lbs. bei *B. cokei*; und die Hörner massen 22 Zoll bei 10,25 Zoll Basisumfang, mit einer Spanne von 7,5 Zoll zwischen den Spitzen. Die Iris war gelb.

In der Zwischenzeit war unser zuvor verwundeter Bulle verschwunden. Wir unternahmen jede mögliche Anstrengung, ihn wiederzufinden, folgten ihm meilenweit und schickten Späher aus, um auf die Geier zu achten, aber er wurde nie wieder gesehen.

Das Lager war nun fünf Meilen entfernt, die weißen Zelte bloße Punkte in einer flimmernden Ebene, und es war zwei Uhr, als wir sie erreichten.

Zahlreiche Strauße auf dieser Ebene schienen zu einem Pirschversuch herauszufordern; aber dies ist ein Unterfangen von nicht geringer Schwierigkeit. Die immense Höhe dieser Riesenvögel – sie stehen etwa 8 Fuß hoch – ermöglicht es ihnen, über jede gewöhnliche Deckung hinwegzusehen.

Zudem gehen sie beim Fressen schneller, als man laufen kann – laufen wohlgemerkt ganz zusammengekauert und behindert durch kräftiges Gras und dazwischenliegende Schlingpflanzen. Mein Bruder sicherte sich dennoch hier einen Straußenhahn unter folgenden Umständen. Weit draußen in der Ebene wälzten sich zwei Strauße auf einer

kahlen Stelle im Gras – sie nahmen ein Staubbad. Weder W. noch sein Gewehrträger konnten unterscheiden, was dieses dunkle, sich wälzende Objekt war, und hatten schon fast den Schluss gezogen, es müsse ein Nashorn sein. Bei ihrer Ankunft auf 200 Yards stand der Straußenhahn auf und erhielt prompt eine Kugel durch den Körper. Er lieferte Prachtfedern und Federn genug, um eine durchschnittliche Familie zu versorgen, war aber in Bezug auf Fleisch ein kompletter Reinfall. An einem Strauß ist kaum etwas Essbares. Da er keine Flügelmuskeln benötigt, hat das Brustbein nicht einmal den Ansatz eines Kiels, noch befindet sich irgendein Fleisch an seiner Brust, während die Beine reine Sehnen sind.

Da wir beide im Laufe des Vormittags mehrere kleine Antilopen oder Dikdiks uns unbekannter Art „aufgeschreckt" hatten, nahmen wir an diesem Abend Paradox-Gewehre mit der Idee, eine Linie zu bilden, um dieses kleine Wild, oder was auch immer kommen mochte, aufzustöbern. Einem sehr heißen Tag folgte jedoch nun Regen, und wahrscheinlich weil das Gras nass war, sah man mehrere kleine Tiere wild vor unserer vorrückenden Linie flüchten. Mit der Absicht, diese abzufangen, drängte ich auf der rechten Seite vor, schaffte es aber nur, einige Schakale und kleine Schweine aufzuscheuchen, sah zudem eine lohfarbene Katze oder einen Luchs; und da das Gelände bewaldet wurde, wurden wir getrennt. Allein weitergehend, fand ich mich bald an demselben Sumpf wieder, an dem wir am Morgen den Sing-Sing geschossen hatten. Eine alte Fährte von drei Elefanten führte am Rand des Vlei entlang – es war die erste, die ich sah, und ich war entsetzt über ihre Größe! – und mehrere Wasserbockkühe warteten noch immer auf ihren verlorenen Herrn.

Da die Stunde spät war, beschloss ich, eine Weile zu bleiben, in der Hoffnung, dass bei Sonnenuntergang irgendein seltsames Tier aus der großen schilfigen Festung auftauchen würde. Die Idee war vage, aber sie wurde konkret belohnt. Tatsächlich erschien bald etwas, und das Glas zeigte, dass es eine lohfarbene Antilope mit kräftigen, zurückgekrümmten Hörnern war – zum zweiten Mal an diesem Tag ein neues Tier!

Auf 200 Yards stand es da, nichts als ein gelber Kopf und Hals, die sich inmitten des kontrastierenden grünen Schilfs zeigten.

ASSEMBLING OF THE CARNIVORA.

Ich gab drei Schüsse mit dem .303-Karabiner ab, jeder auf ein unsichtbares Blatt gezielt, irgendwo darunter, ich wusste nicht genau wo. Die ganze Zeit über stand der Bock statuenhaft da – gleichsam wie hypnotisiert. Der vierte Schuss, direkt auf den Kopf selbst gezielt, traf unterhalb des Auges mit sofort tödlichem Ergebnis. Elmi trug unsere Beute aus einem Fuß tiefem Wasser an Land – eine liebliche Kreatur, der Ostafrikanische Riedbock (*Cervicapra wardi*), mir völlig neu und das einzige Exemplar, das wir in jenem Jahr erhielten. [1]

Dies ist ein kleineres Tier als der gemeine Riedbock (der in Ostafrika nicht vorkommt); sein Lebendgewicht übersteigt wahrscheinlich nicht 80 oder 90 lbs.; das Fell ist rauer und lohfarbener als das der größeren Art, und die Hörner sind abrupter nach vorne gekrümmt. Sie massen bei diesem Exemplar 9,5 Zoll bei 6 Zoll Basisumfang. Diese Antilope hat den breiten, fächerartigen, wedelnden Schwanz mit weißem Rand und den kahlen Fleck unter dem Ohr, die charakteristisch für ihre Gattung sind. Die Iris ist dunkel.

Die Dunkelheit brach herein, bevor wir mit unserer Last den Rückweg zum Lager antraten, und wir erlebten ein oder zwei schlimme halbe Stunden bei der Pfadsuche im Dunkeln durch schweres Gestrüpp, bis wir zwei Askari mit Laternen trafen, die W. uns entgegengeschickt hatte, um uns hineinzusteuern. Er hatte eine Grant-Gazelle geschossen, und wir beide waren auf frische Nashornfährten gestoßen.

So endete unser Zwölfter am Äquator. Wir hatten fünf Stück Wild von ebenso vielen verschiedenen Arten eingebracht, drei davon neu für uns. Überfluss herrschte wieder einmal – wir hatten eine halbe Tonne Fleisch, an der sich unsere Männer wie Wölfe gütlich taten. Bald darauf schreckte unheimliche Musik – Gesang und Lieder, begleitet von Rohrflöte und einer einfachen Gitarre, denen es nicht an einer eigenen, passenden Melodie fehlte – die Stille der tropischen Nacht auf. Die letzte Pfeife wurde inmitten einer wunderbaren Serenade von Nachtschwalben und Zikaden, Grillen und Ochsenfröschen genossen, untermalt vom Gelächter der Hyänen in der Ferne.

Vom Äquator-Camp setzten wir unseren Marsch nach Norden in Richtung Baringo fort. Eine Tagesreise über niedrige, felsige Kämme, die mit verstreuten Mimosen bewachsen waren, brachte uns an den Molo-Fluss bei Ya-Nabanda – einem Ort, an dem wir später einige denkwürdige Jagderlebnisse genossen.

EAST-AFRICAN BUSH-PIGS.

Von dort folgten wir dem Fluss, bis er an einem als Maguiohni bekannten Punkt nach Westen abbog, und hielten genau nach Norden; drei Tage harter Reise, die ganze Zeit verstrickt in unübersichtlichen Pässen durch felsige Berge – grausame vulkanische Lava, verborgene Felsbrocken, überwachsen mit drahtigem Gras und Schlingpflanzen, schrecklich durch Busch und Dornen – ein schlechtes Vorankommen für die schwer beladene Safari, besonders wenn Nashörner ihre Herzen in häufige Unruhe versetzten.

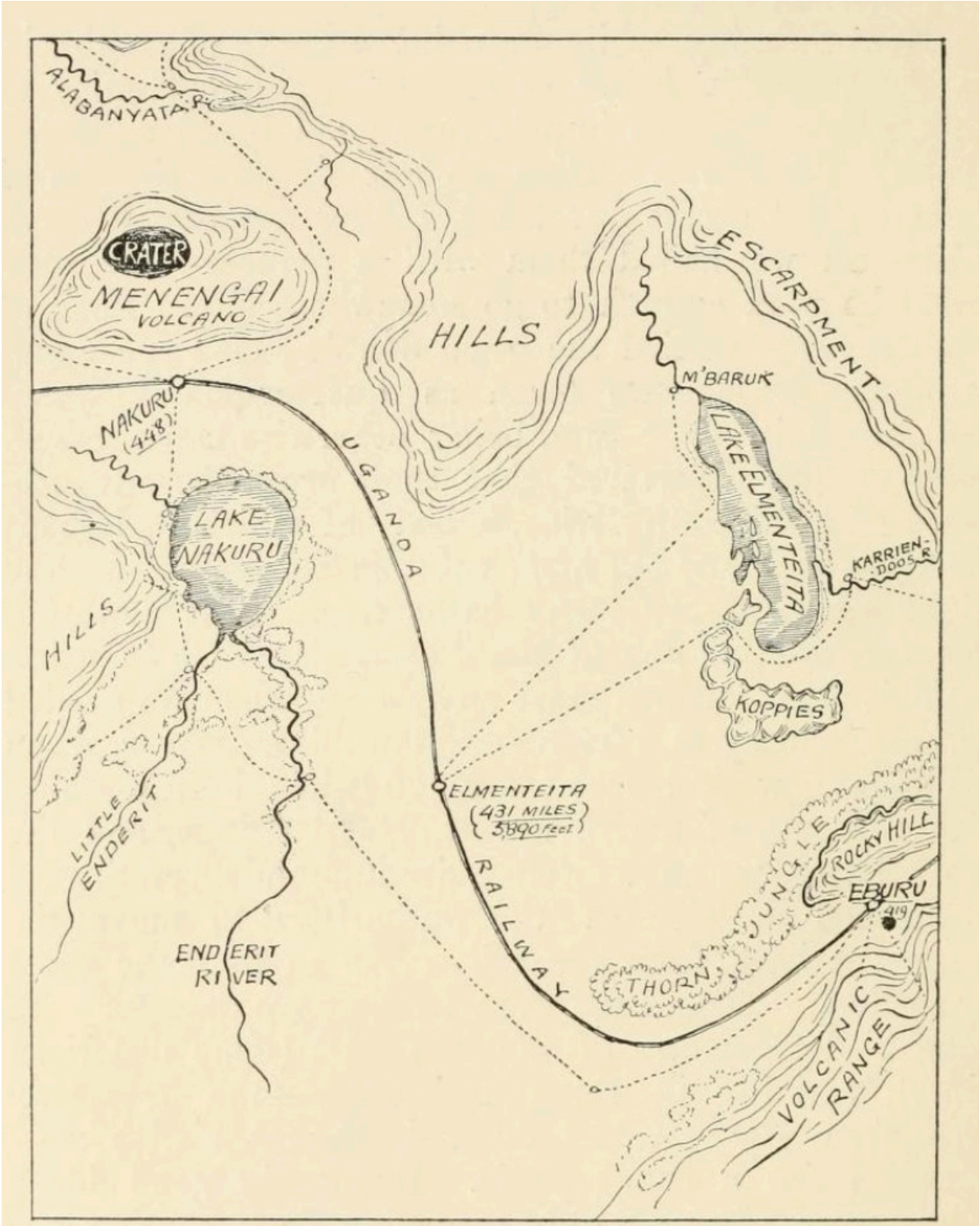
Unser Ziel war es, den Hannington-See zu erkunden, der inmitten der felsigen Hügel im Osten liegt, und mit diesem Vorhaben hatten wir den Pfad verlassen; doch die Abweichung erwies sich mit beladenen Männern als nicht praktikabel. Wir erreichten eine Ecke des Sees, der eingebettet in waldumkränzte Höhen lag, die sich alle auf der stillen Oberfläche spiegelten, was an die Landschaft Norwegens erinnerte. Die Untiefen und

Schlammbänke am Kopf des Sees leuchteten von unzähligen Herden rosafarbener Flamingos, die das Wasser dem Blick entzogen.

Wir waren über diesen Misserfolg umso weniger enttäuscht, als die schroffen vulkanischen Hügel und der dornige Dschungel, die den Hannington-See umgeben, kaum wie ein geeignetes Gelände für Elenantilopen erschienen, von denen man uns gesagt hatte, sie suchten die Ufer dieses Sees auf, und deren Erlegung unser Ziel beim Versuch gewesen war, ihn zu erreichen. Jene felsige Gegend schien eher für Kudu als für Elenantilopen geeignet.

In all diesen Lagern, die im Weidegebiet der Masai lagen, quälten Fliegenplagen (wie gewöhnliche Hausfliegen) über alle Gebühr. Morgens waren wir glücklicherweise unterwegs, bevor die Dämonen erwachten. Zu jener Stunde bildeten sie eine solide schwarze Masse, Zentimeter tief, entlang der Firststangen unserer Zelte und in den Winkeln des Dachs. Aber mittags gab es kein Entrinnen. Sie krabbelten über Hände, Gesicht und Essen gleichermaßen; schwammen in Schwärmen in Milch oder Kaffee; summten in den Ohren und im Nacken – ein langes Summen, Summen, Summen, Beißen und Stechen vom Morgengrauen bis zur Dunkelheit.

Von dort aus führte uns ein weiterer Reisetag in die Baringo-Ebene. In vier Märschen waren wir von 8.000 Fuß am Ungusori-Camp auf 3.500 Fuß hier abgestiegen; und die geringere Höhe markierte sich durch entsprechende Veränderungen in der Hitze, der Vegetation und der Vogelwelt, die hier alle drei einen tropischen Charakter annahmen. Wir waren aus Regionen von Adlerfarn und Brombeeren zu Palmen und Baumfarnen herabgestiegen. Es gab Vögel, die wir nie zuvor gesehen hatten – Vögel von fremdartiger Gestalt, Gefieder und Flug; mir damals allesamt gänzlich unbekannt.



SKETCH-MAP OF COUNTRY FROM EBURU TO NAKURU.

Es gab prächtige tropische Typen wie Nektarvögel und Bartvögel, Bülbüls mit herrlichem, flötenähnlichem Gesang, der sowohl tagsüber als auch spät in der Nacht zu hören war, und Weberfinken, die ganze Bäume mit Nestern füllten – einige enthielten im August Eier, andere Junge. Bienenfresser in leuchtendem Grün und Rot blitzten im Sonnenlicht auf; doch ein noch brillanterer Farbton wurde von einem azurblauen Eisvogel zur Schau gestellt. Es gab drollige Nashornvögel, Racken und blubbernde Buschkuckucke – letztere hatten wir seit Mombasa nicht mehr gehört –, Uhus, Bussarde und Falken vieler Arten. Eine auffällige Gattung war die der Tauben, zu Tausenden vorhanden und in jeder Größe bis hinunter zur winzigen Maskentaube (*Oena capensis*). Insekten wurden hier zur Last – insbesondere Moskitos. In unserem letzten Lager, an einem pestartigen Sumpf am Molo,

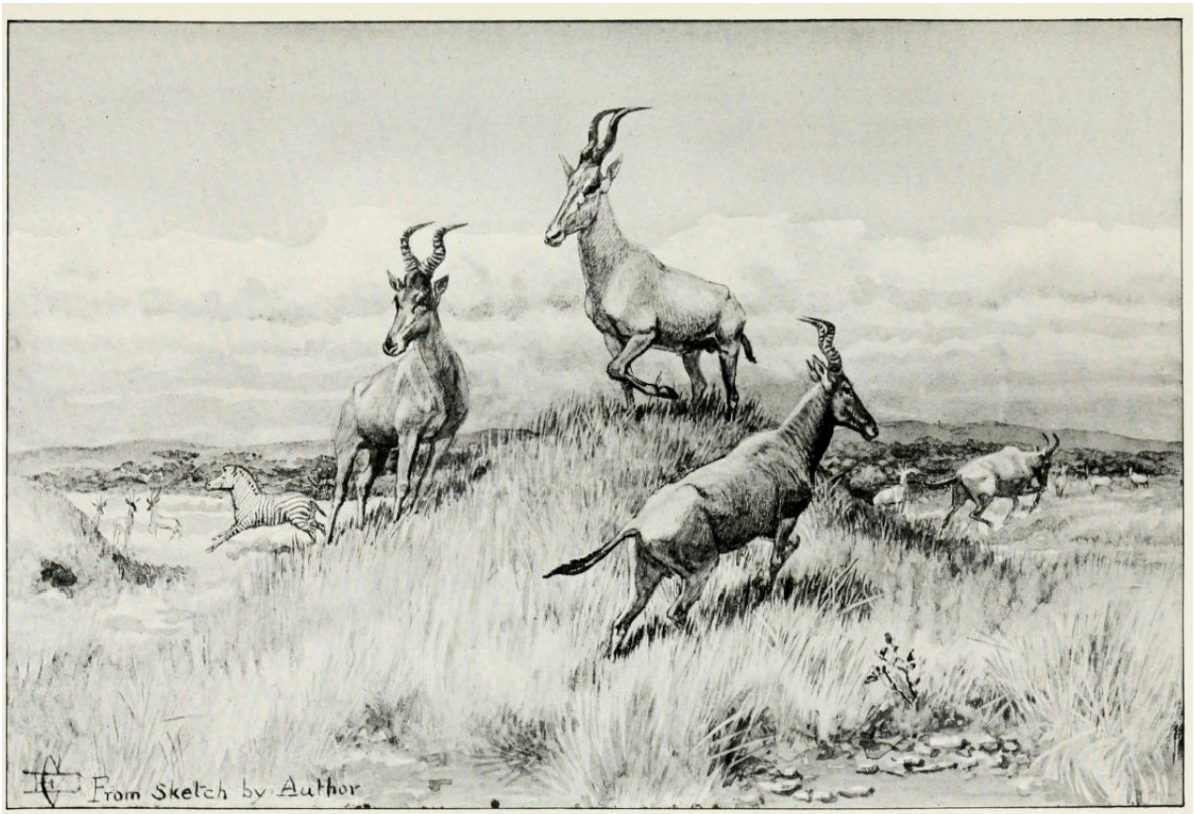
zweifelten wir schon, ob nicht der Tod selbst willkommen wäre, als eine gnädige Böe aufkam und sie vertrieb.

Ein weiterer Marsch über eine glühend heiße Ebene, auf der hunderte große rote Ameisenhügel hoch und dünn aufragten und aus der Ferne wie Fabrikschornsteine wirkten, und in deren Mitte wir Spuren des geheimnisvollen Erdferkels entdeckten, brachte uns zurück zum Molo. Es blieb noch ein Bergausläufer zu überqueren, und hier beobachteten und bellten uns Horden von Pavianen, von denen einige so groß wie Menschen wirkten, von den Felsen oben aus an. (Ein Pavian-„Altmandl" mass übrigens, als er tatsächlich gemessen wurde, 5 Fuß 6,5 Zoll von der Nase bis zu den ausgestreckten Hinterpfoten – oder 5 Fuß 2 Zoll bis zur Schwanzspitze. [2]) Ein Paar Gaukler-Adler kreiste über uns, und wir beobachteten in dieser Schlucht Vögel von der Art der Steinsperlinge (*Petronia*) sowie zahllose Perlhühner einer neuen Art, mit einem Büschel seltsamer horniger Borsten um den Rachen. Dies waren die abyssinischen Helmberlperlhühner (*Numida ptilorhyncha*), die im dornigen Gestrüpp wimmelten, wobei einige Scharen offenbar fünfzig oder hundert und mehr Tiere umfassten.

Hinter jenem Bergausläufer erblickten wir schließlich das Fort von Baringo – den am weitesten vorgeschobenen Außenposten des britischen Empire in dieser Richtung.

Am Mittag des 17. August schlugen wir unser Lager auf der kleinen Ebene unterhalb der Boma auf, nachdem wir neun Tage auf dem Marsch von Nakuru verbracht hatten. Hier erhielten wir bald ein höchst gastfreundliches Willkommen vom Distriktkommissar (und einzigen weißen Einwohner), Herrn Geoffrey Archer.

[1] Wir haben sie seither an geeigneten Orten recht zahlreich gefunden, wie später in diesem Buch erwähnt wird.



JACKSON'S HARTEBEESTS—ON THE MOLO RIVER.

Das Tal des Alabanyata tatsächlich – durch das wir gerade gereist waren, ohne einen einzigen Riedbock zu sehen – wimmelte bei unserem nächsten Besuch achtzehn Monate

später von diesen Antilopen.

[2] Seit ich das Obige geschrieben habe, stelle ich fest, dass die Paviane Britisch-Ostafrikas von einer anderen Art sind als der gewöhnliche hundsköpfige Bärenpavian (*Papio chacma*) Südafrikas. Diese äquatoriale Form hat den Namen *P. ibeanus* erhalten. Die oben angegebenen Maße stammten von einem Bärenpavian.

KAPITEL VI

AUF ELEFANTENJAGD BEI BARINGO

Da zwei Elefantenbullen in der Nachbarschaft gemeldet worden waren, ruhten wir zwei Tage in Baringo aus und warteten auf weitere Nachrichten; doch da die eingeborenen Fährtenleser, die ausgesandt worden waren, um die Elefanten zu lokalisieren, erfolglos blieben, setzten wir unseren Marsch nach Norden fort. In der Nacht des 20. August lagerten wir unter dem kegelförmigen Massiv des Njoro-Himalo (oder Kudu-Kopp, wie wir ihn nannten, da die steinigen Berge ringsum von diesen prächtigen Antilopen aufgesucht wurden), als um 21 Uhr drei „Askari" oder eingeborene Soldaten mit einem Brief von Herrn Archer aus Baringo ins Lager kamen. Er schrieb, dass ein Njemusi-Jäger Nachricht von einem gewaltigen alten, einsamen Elefantenbullen gebracht habe, der sein Quartier bei Njemps auf der anderen Seite des Sees aufgeschlagen habe. Archer fügte hinzu, dass er, da er ohnehin dienstlich nach Njemps müsse, mich gerne dorthin begleiten würde, vorausgesetzt, ich kehrte sofort nach Baringo zurück. [1]

Dies erforderte eine völlige Umgestaltung der Pläne, aber die Vorbereitungen waren bald getroffen, und eine Stunde vor Tagesanbruch am nächsten Morgen verließ ich bei schwindendem Mond meinen Bruder, damit er seine einsame Reise nach Norden zum Mugitani-Fluss fortsetzte, während ich mich auf den Rückweg nach Baringo machte. Dort nach vier Stunden Marsch rechtzeitig zum Frühstück angekommen, brachen Archer und ich sofort nach Njemps auf, wobei wir zuerst erneut den Bergausläufer und dann die flachen Ebenen zum Molo-Fluss überquerten. Man sagte uns, dieser Fluss sei nur hüfttief, also schickten wir einige Eingeborene voraus, um etwaige Krokodile zu vertreiben, und wateten hindurch. Mit einigem Bestürzen stellten wir jedoch fest, als wir das vermeintliche gegenüberliegende Ufer erreichten, dass wir lediglich einen seichten Nebenarm überquert hatten, dass das vermeintliche Ufer eine Insel war und der Hauptfluss immer noch breit und tief vor uns floss. Es blieb uns nichts anderes übrig als zu schwimmen, was wir auch taten, wobei wir als Vorsichtsmaßnahme erneut eine Vorhut aus Schwarzen vorausschickten.

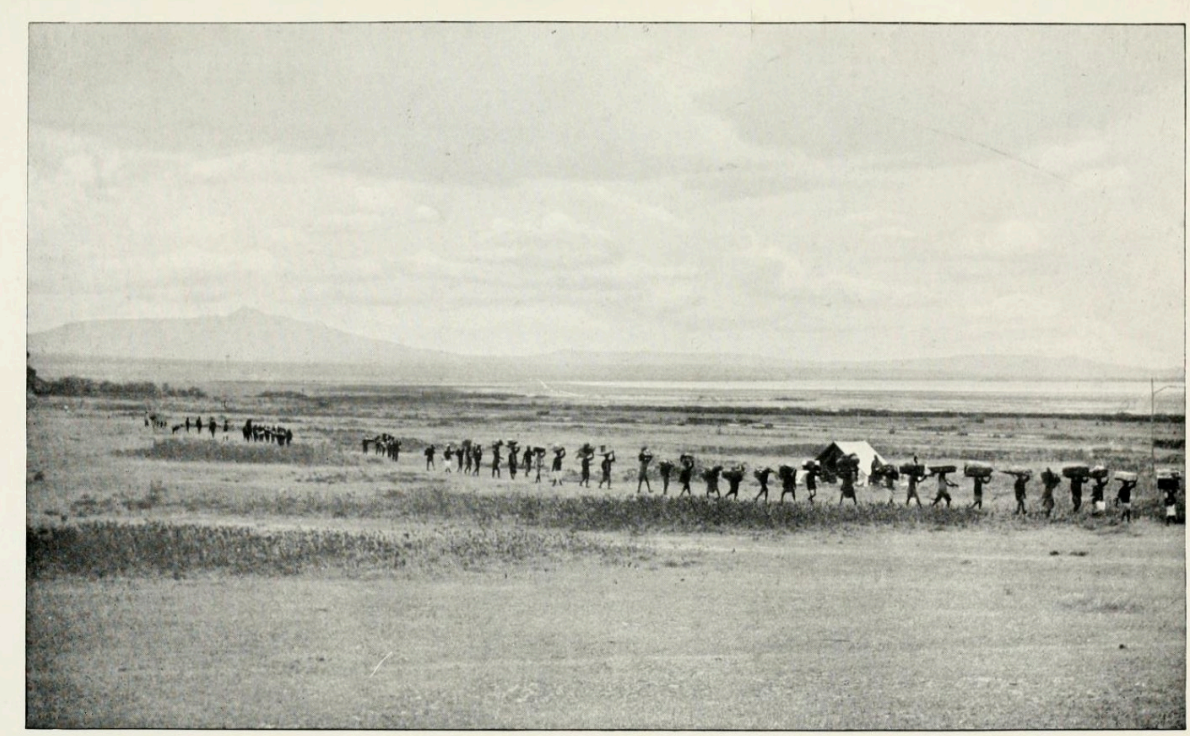
PURPLE-CROWNED COUCAL (*Centropus monachus*).
A reclusive bird, oftener heard than seen.

Unsere Gewehre und Munition kamen unbeschadet hinüber; doch trotz aller Vorsicht wurde unsere Kleidung (die wir hoch oben in einer Hand hielten) hoffnungslos nass. Selbst am Äquator kleidet man sich nicht gerne in klatschnasse Gewänder, und so marschierten wir beide die restlichen drei Meilen nach Njemps ein, jeweils bekleidet nur mit einem nassen Hemd, einem Tropenhelm und einem Paar Stiefel. Hier fanden wir die örtlichen Häuptlinge versammelt, um den Vertreter Seiner Majestät zu treffen, aber da keiner von ihnen überhaupt etwas trug, erregte unsere spärliche Kleidung keinen Anstoß. Njemps ist ein stark befestigtes Dorf mit vielen Reihen grasgedeckter Hütten innerhalb eines Walls aus wachsenden Dornensträuchern und einem umgebenden Graben; wir lagerten unter den historischen Sykomoren, wo weniger als zwanzig Jahre zuvor Joseph Thomson, der erste Erforscher des Masailands, nach seiner abenteuerlichen Reise geruht hatte.

Hier fiel mir erneut der resonante, flötenartige Gesang des Bülbüls als die sicherlich wirkungsvollste Vogelmelodie auf, die ich je gehört habe. Besonders bemerkenswert war sie kurz vor Sonnenuntergang. Während Archer an jenem Nachmittag eine „Shauri" (Beratung) mit den Häuptlingen abhielt und Steuern einzog, ging ich unter der Führung der örtlichen Jäger auf die Suche nach dem Elefanten und fand bald seine gewaltige Fährte der vergangenen Nacht. Dieser folgten wir meilenweit, kreuz und quer, immer durch vergleichsweise offenes Gelände und lichten Wald, was für einen Angriff höchst günstig gewesen wäre, hätte sich der Elefant dort befunden – doch er war nicht da. Es wurde offensichtlich, dass er, obwohl er jede Nacht hierher zum Fressen kommen mochte, ein anderes Bollwerk hatte, in das er sich tagsüber zurückzog. Wir sahen viele Wasserböcke in diesen Wäldern, wenn auch keine wirklich guten Trophäen, und ein prächtiges Paar Schreiseeadler (*Haliaetus vocifer*) kreiste schreiend über uns.

Sowohl die Wälder von Njemps als auch die angrenzenden Sümpfe des Molo wimmelten von seltsamen Vögeln und unbekanntem Wassergeflügel. Gerne hätte ich mehr Zeit darauf verwendet, diese zu untersuchen, aber die wichtigere Suche verbot es. Es gab krächzende bronzegrüne Papageien – ich hielt sie für Papageien – und einen schwer

fassbaren Kuckuck mit rötlicher Brust, der seine Gattung durch einen gedämpften Ruf verriet, sich aber jedem Blick außer einem flüchtigen entzog.



R. J. Cuninghame, Photo.

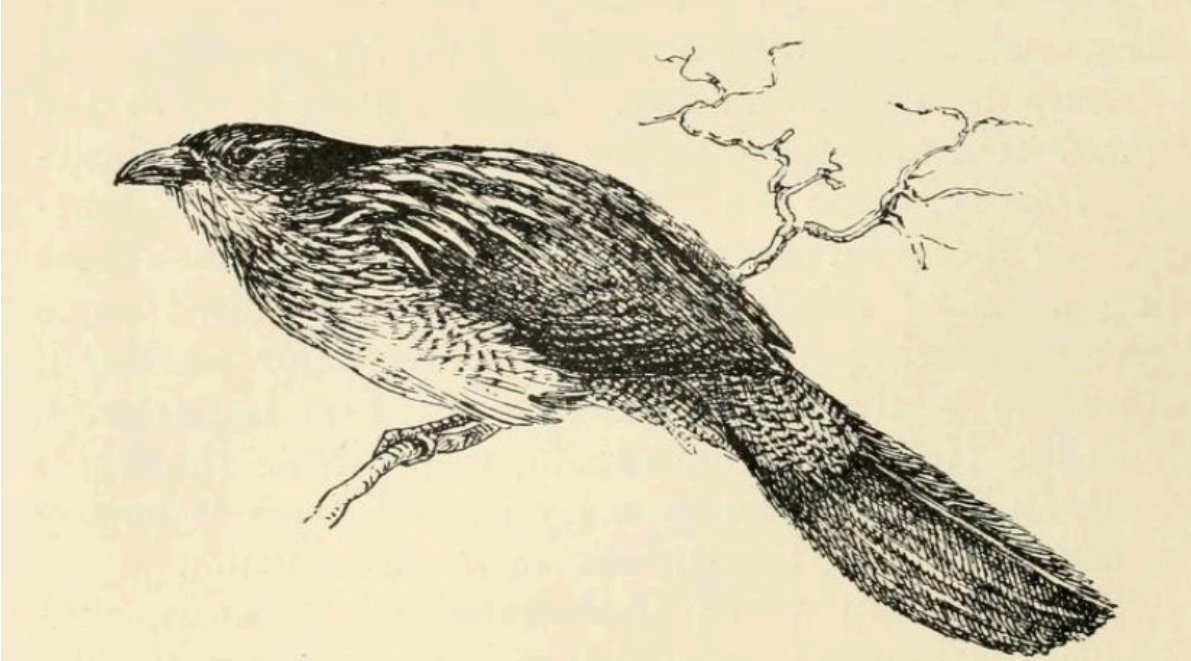
A SAFARI ON THE MARCH.

Es gab Spechte, groß und klein – manche nicht größer als Baumläufer; Bartvögel – untersetzte, „mopsige" Vögel, in der Färbung den Letzteren ähnlich, wenn auch im Verhalten so verschieden; Buschwürger und Timalien; winzige, laubsängerartige „Brillenvögel" (*Zosterops*), Verwandte der Nektarvögel; Mausvögel in kleinen Trupps und Glanzstare (*Lamprocolius*), wobei Letztere wie die Stare bei uns in hohlen Bäumen nisteten. In den Sümpfen bemerkten wir verschiedene Reiher und Silberreiher, Spornkiebitze, Flussuferläufer und andere Strandläufer, Eisvögel, Rallen und kastanienrote Blatthühnchen.

Am nächsten Morgen waren unsere Späher schon vor der Dämmerung unterwegs, aber ich war froh zu hören, dass ein früher Aufbruch nicht nötig war, da ich nach dem Marsch von über dreißig Meilen am Vortag eine „Pause" brauchte. Um zehn Uhr kam ein kleiner, vertrockneter Wilder herein (derselbe, der die erste Nachricht nach Baringo gebracht hatte) und berichtete, er habe den Elefanten im Morgengrauen tatsächlich gesehen; es sei ein enormer alter Stoßzahn-Träger mit schwerem Elfenbein, und er habe ihn an seinem Ruheplatz für den Tag bestätigt. Die Begeisterung stieg auf den Siedepunkt, und innerhalb von fünf Minuten brachen wir auf. Da Archer nun seine „Shauris" (Palaver) mit den Njemusi-Häuptlingen abgeschlossen hatte, konnte er mich begleiten. Darüber war ich froh, denn was Waffen für solch schweres und gefährliches Wild betraf, war ich völlig unzureichend ausgerüstet; mein stärkstes Gewehr war eine Doppelbüchse im Kaliber .303. Dass die .303 durchaus in der Lage ist, den afrikanischen Elefanten zu töten, ist mir wohlbekannt; Herr F. C. Selous hat das bewiesen, und mein verstorbener Freund Arthur Neumann nutzte über viele Jahre „kein anderes". Aber dies sind außergewöhnlich geübte Jäger mit lebenslanger Erfahrung, und bei der Wahl dieses kleinen Kalibers verließen sie sich darauf, ihre Schüsse präzise platzieren zu können. Es ist eine ganz andere Sache für einen Amateur, der zum ersten (und vielleicht einzigen) Mal in seinem Leben dem Angriff eines wütenden Elefanten mit solch einem winzigen Werkzeug standhalten muss. Ich spreche aus Erfahrung, denn ich tat es und verdanke es (unter Gottes Fügung) lediglich

einer Laune eines tückischen, drehenden Windes, dass ich hier bin, um davon zu berichten. Archer hatte jedoch eine .400er Einzelschussbüchse, eine weit stärkere Waffe.

Nachdem wir einige Meilen in nördlicher Richtung vorangegangen waren, bemerkte ich eine Veränderung im Charakter des Landes; Wald und Buschwerk wichen dem „Elefantengras“. Gras?



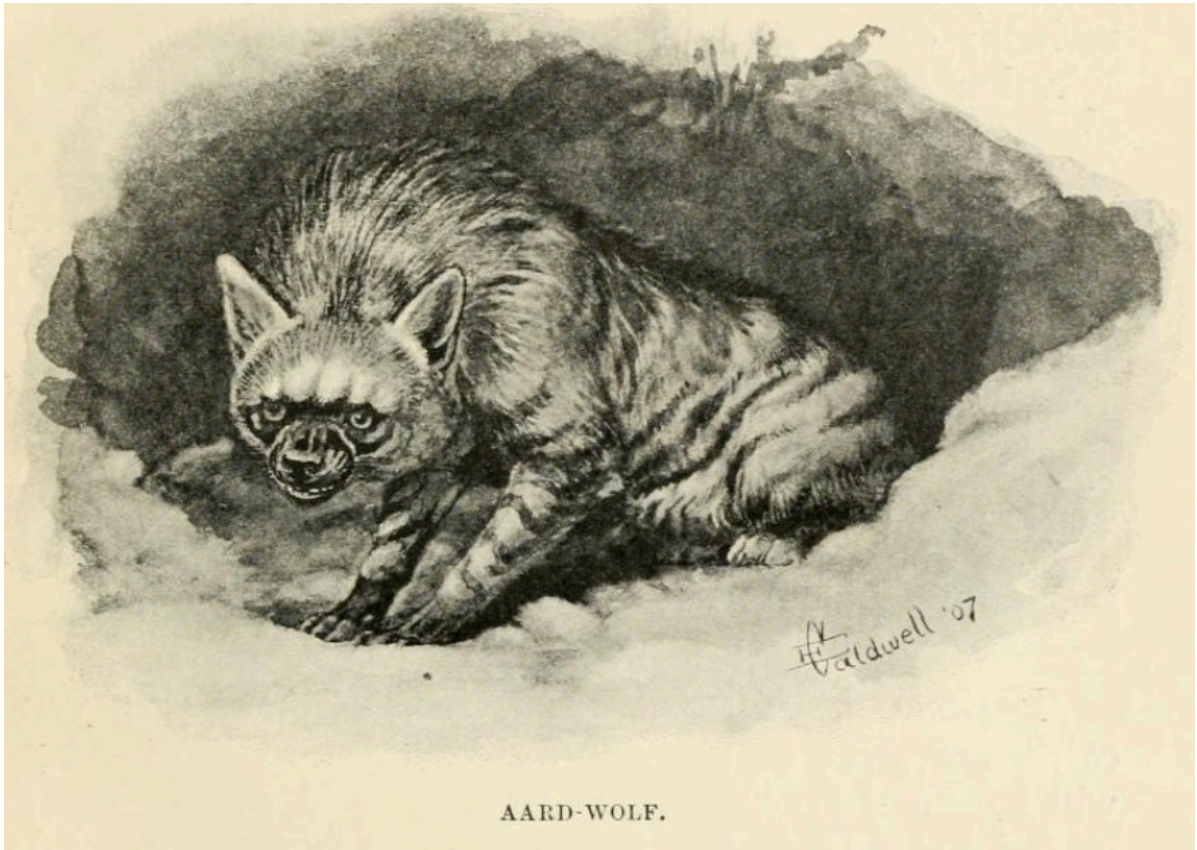
WHITE-BROWED COUCAL, OR BUSH-CUCKOO (*Centropus superciliosus*).
Crown of head and tail dark ; upper parts chestnut.

Nun, wenn Zeug zu einer Höhe von zehn oder zwölf Fuß in so massiven und starken Büscheln wächst, dass man sich keinen Weg hindurch bahnen kann, sollten solche Pflanzen einen anderen Namen tragen als den des bescheidenen Grüns eines Rasens. Eine Zeit lang begriff ich die volle Tragweite dieser Veränderung nicht, sondern bildete mir ein, dass diese riesigen Klumpen, durch die wir einen Pfad suchten, lediglich ein lokales Phänomen seien und wir sie bald hinter uns lassen würden. Ich wurde schnell eines Besseren belehrt. Dies war „Elefantengras“; es erstreckte sich über unzählige Meilen und umschloss das Südufer des Baringo-Sees, und genau inmitten einer solchen Festung hatte unser Freund, der Elefant, sein Bollwerk gewählt. Dieser Graswald, gut zehn Fuß hoch, mit darüber hinausragenden, quastenartigen Blütenköpfen, war für Menschen absolut undurchdringlich, außer man folgte den alten Pfaden von Elefanten oder Büffeln, und diese waren stellenweise fast völlig zugewachsen. Das Vorankommen wurde zudem ständig durch niedergebrochene Dornenbäume behindert. Wie sie dorthin kamen, konnte ich mir nicht erklären, aber man musste über sie hinwegklettern oder unter ihnen hindurchkriechen, und man konnte keinen Yard weit in irgendeine Richtung sehen, außer in eine schmale Himmelsspalte direkt über einem, wo die sengende Sonne senkrecht stand. Naturgemäß kamen die nackten, flinken Wilden weitaus schneller durch dieses furchtbare Zeug voran, als wir folgen konnten; dennoch war es absolut notwendig, Kontakt zu ihnen zu halten – oder man wäre verloren gewesen.

Schließlich wurde gemeldet, der Elefant sei in Sicht, und indem ich auf einen toten Baum kletterte (der von beißenden Ameisen bevölkert war), konnte ich undeutlich Teile eines gewaltigen grauen Körpers unter einigen flachkronigen Dornenbäumen in 400 Yards Entfernung ausmachen. Selbst dieses letzte kurze Stück machte Mühe, denn in den Tiefen jenes Graswaldes stießen wir plötzlich auf den Fluss Tigerish, einen tiefen, schlammigen

Strom mit senkrechten Ufern wie bei einem Kanal. Diesen mussten wir, obwohl er kaum zehn Yards breit war, durchschwimmen. In den überhängenden Büschen hatten Weberfinkenkolonien ihre Nester, von denen einige Eier enthielten, die denen unserer Sperlinge glichen, aber violett gesprenkelt waren; in anderen waren bereits die Jungen geschlüpft.

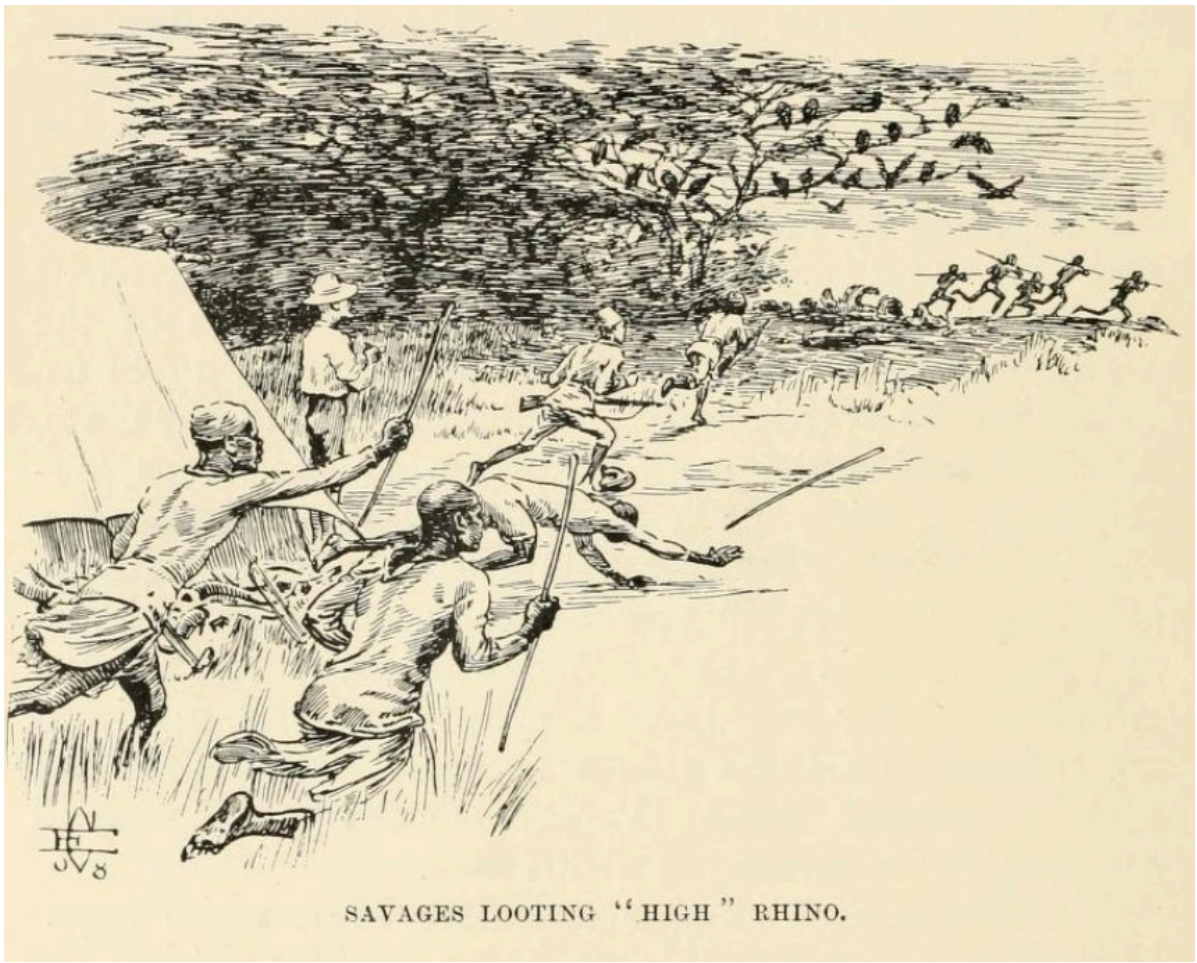
Der nächste Blick auf unseren Elefanten bot sich von einem Dornenbaum aus siebzig Yards Entfernung. Er stand ruhig da, seine gewaltigen Ohren schlagend, um die Fliegen abzuwehren.



AARD-WOLF.

Ich lasse die Details der Umwege weg, die durch wechselnde Luftzüge nötig wurden, doch schließlich beobachtete ich (von einem Baum aus) diesen Riesen aus nur dreißig Yards Entfernung. Nur die Rückenlinie und die riesigen Ohren waren über dem hohen Gras sichtbar, alles in tiefem Schatten, und ich überlegte, was der richtige Weg sei, genoss den ungewöhnlichen Anblick und versuchte mich an all das zu erinnern, was die großen Elefantenjäger geraten hatten. Archer hatte bereits, sehr zu Recht, die Frage aufgeworfen, ob es klug sei, es unter solchen Bedingungen mit einem einsamen alten Bullen „aufzunehmen“; aber ich dachte nur an die vierzig Meilen, die wir gekommen waren, die durchschwommenen Flüsse, das Wild vor Augen, und hatte die volle Tragweite seiner Bemerkung sowie die Gefahr dieses Unterfangens nicht begriffen. Die Erkenntnis ließ nicht lange auf sich warten. Ein deutlicher und anhaltender Windstoß in meinen Nacken machte es mir klar. Einen Moment später war jener zuvor schläfrige Elefant hellwach. Hoch in die Luft, gut zwanzig Fuß, ragte der gewaltige Rüssel, dessen Spitze sich hierhin und dorthin bog, um jene Geruchspartikel im verräterischen Wind aufzufangen. Im nächsten Moment war er wie durch Zauberei verschwunden, so lautlos wie ein Kaninchen. Ich fürchtete, er sei für immer fort, kletterte aber instinktiv ein oder zwei Äste hinunter und blieb in einer Position, von der aus ich noch über das Gras sehen, aber sofort zu Boden springen konnte.

Was in den folgenden Augenblicken wirklich im Kopf des Elefanten vorging, würde ich nur zu gerne wissen. Wenn er zuerst (wie es mir gewiss schien) für eine Sekunde zur überstürzten Flucht angesetzt hatte, so wurde dieser Plan fast sofort verworfen, denn unmittelbar danach verkündete das Krachen im Dschungel, dass er kam, und dann erschien die große quadratische Stirn, die über den Dschungel ragte, während er direkt auf uns zustürmte. Ich war vom Baum gesprungen; Archer stand fünf Yards links von mir, wobei der Elefant fast direkt über ihm war, als der Angriff stoppte. Wir vermuteten, dass das Tier den Wind verloren hatte. Was uns nun in etwa zehn Yards Entfernung gegenüberstand, glich dem ehrwürdigen grauen Turm einer Dorfkirche. Unter einer mittäglichen Äquatorsonne (fast vertikal) gibt es keinen Schatten, der Winkel definiert und so die lebenswichtigen Stellen anzeigt, noch blieb Zeit zum Überlegen. Ich platzierte meine winzige .303-Kugel auf der Schläfe, so nah ich es nach den „Regeln" beurteilen konnte, d. h. „auf halbem Weg zwischen Auge und Ohröffnung" (obwohl ich weder Auge noch Öffnung sehen konnte und das Ohr so groß wie ein Scheunentor war).



SAVAGES LOOTING "HIGH" RHINO.

Archer, der direkt davor stand, versuchte den Stirnschuss und zielte auf die Rüsselbasis. Diese betäubenden Schläge ließen ihn zumindest von uns abdrehen, denn der Elefant schwenkte nach links und verschwand. In gewisser Weise war dies eine Erleichterung, aber auch enttäuschend.

Kaum jedoch hatte ich die leere Patrone ersetzt, als das Tier uns erneut angriff. Diesmal krachte er von links nach rechts an uns vorbei; glücklicherweise hatte er seinen Punkt (ganz leicht) falsch eingeschätzt und passierte uns so wenige Schritte vor unseren tatsächlichen Positionen. Wir setzten ihm beide unsere Kugeln in die Kopfseite, fast an der Mündung unserer Gewehre. Archer seine einzelne .400er Kugel und ich meine zwei .303er, gefolgt von zwei „Solid"-Geschossen aus der .450 (einem alten Schwarzpulvergewehr), bevor wir ihn aus den Augen verloren. Ich hatte somit eine Kugel

in die linke und vier in die rechte Seite seines Kopfes platziert, Archer eine in die Letztere und eine in die Stirn – sieben insgesamt. Soweit wir sahen, wurde keinerlei Wirkung erzielt. Doch unsere Männer, die nun auf Bäume kletterten, berichteten sofort, dass das Tier sehr krank werde, und eine Minute später, dass es völlig stehen geblieben sei. Dies bestätigten wir bald selbst, als wir ihn etwa 300 Yards entfernt unbeweglich im hohen Gras stehen sahen.

Was sollten wir nun tun? Nie wieder würde ich ihm nach dieser Erfahrung in jenes furchtbare Gras folgen, wo er einen wie in einer Falle hat, denn ein Mensch kann sich keinen Yard nach rechts oder links bewegen, während ein Elefant hindurchgeht, als schlendere er über eine Wiese. Wir entschieden uns für eine Politik der „meisterhaften Inaktivität“ und überließen den verwundeten Elefanten seinem Schicksal, damit er (wie wir hofften) dort, wo er stand, ruhig verenden könne. Unsere Späher blieben in den Bäumen postiert, um ihn zu beobachten, während wir uns an unser Mittagessen machten.

Bald bewegte sich unser Elefant langsam in einen sehr dichten Dornendschungel dahinter. Wie er die tiefe Donga des Tigerish-Flusses überquerte (den wir ein zweites Mal durchschwimmen mussten), konnten wir nicht sehen. Hier hatten wir ein wenig Pech. Wahrscheinlich drängten unsere Fährtenleser zu schnell voran; jedenfalls wich das Tier auf seinen eigenen Spuren zurück, und wir verloren eine Stunde, bevor wir die Fährte hinter uns wieder aufnahmen. Er verließ nun den Graswald und betrat ein Stück dichten, niedrigen Dornbusch, das höchst mühsam und schmerzhaft zu durchqueren war. Der Tag war weit fortgeschritten, und von der intensiven Hitze und dem harten Vorankommen hatte ich genug; ich kehrte um vier Uhr ins Lager zurück.

SOMALI HUNTERS IN MIDDAY UNDRESS.
(Elmi Hassan on right.)

Archer folgte der Fährte weiter, zuerst in das sumpfige Gelände am Baringo-See, dann nach links schwenkend, als die Spur direkt nach Westen drehte, als ob das verwundete Tier Zuflucht in den Kamasia-Bergen suchen wollte, die den Horizont etwa sechs Meilen entfernt begrenzten. In diesem Fall, so wussten wir, wäre er für uns verloren. Am

nächsten Tag jedoch zeigten die Spuren, dass er es nicht gewagt hatte, sich den Bergen zu stellen, sondern sich nach Süden gehalten hatte, etwa zwanzig Meilen das Tal hinunter, wo er in ein riesiges Sumpfgebiet eingetreten war, eine Meile im Durchmesser, verstopft mit Schilf und Flaggen, mit drei bis vier Fuß tiefem Wasser – möglicherweise weit mehr – und wimmelnd von Blutegeln. Um dies zu erkunden, schickte Archer Männer zurück zum See, um Kanus hierher zu tragen, zwanzig Meilen weit, und wir setzten eine Belohnung von zwei Kühen für die Bergung des Elfenbeins aus.

Dort endet, soweit unsere Kenntnis reicht, die Geschichte unseres Elefanten. Es schien sicher, dass das kranke Tier dort verenden würde, wo es endgültig Zuflucht gesucht hatte, und diese Überzeugung wurde durch einen Brief bestätigt, der mich einige Tage später erreichte: „Die neuesten Nachrichten von Ihrem Elefanten sind, dass er, sehr krank, in Richtung Magi-Moto oder den Sumpf dahinter ziehend gesehen wurde. Die Eingeborenen sind immer noch auf seiner Fährte, sodass ich vertraue, dass Sie die Genugtuung haben werden, das Elfenbein bei Ihrer Rückkehr hier zu erhalten.“ Doch im Fort von Baringo wurden niemals gewaltige Stoßzähne abgegeben. Ob die Njemusi das Tier wirklich nicht fanden oder ob sie es bargen und schwiegen, konnten wir nicht mit Sicherheit sagen. Aber traurigerweise beginnen diese primitiven Wilden bereits, Wertunterschiede zu verstehen und zwischen einem Paar Stoßzähnen, die vielleicht 80 bis 100 Pfund Sterling wert sind, und ein paar Kühen, die nur ebenso viele Rupien wert sind, zu unterscheiden.

Das Gefühl des Versagens nach der anhaltenden Aufregung, Gefahr und Mühe war deprimierend genug; zweimal waren wir weniger als zehn Yards von einem der großartigsten Tiere ganz Afrikas entfernt gewesen und hatten es nicht geschafft, ihn zur Strecke zu bringen; dennoch mussten wir dankbar sein, unbeschadet davongekommen zu sein. Beide dieser schrecklichen Angriffe waren voller Tücke und Bosheit gewesen, und wir waren in beiden Fällen nur durch einen glücklichen Windhauch entkommen. Mein Eindruck war, dass die Gefahr bei Elefanten (und in geringerem Maße bei Nashörnern) realer ist als bei Löwen.

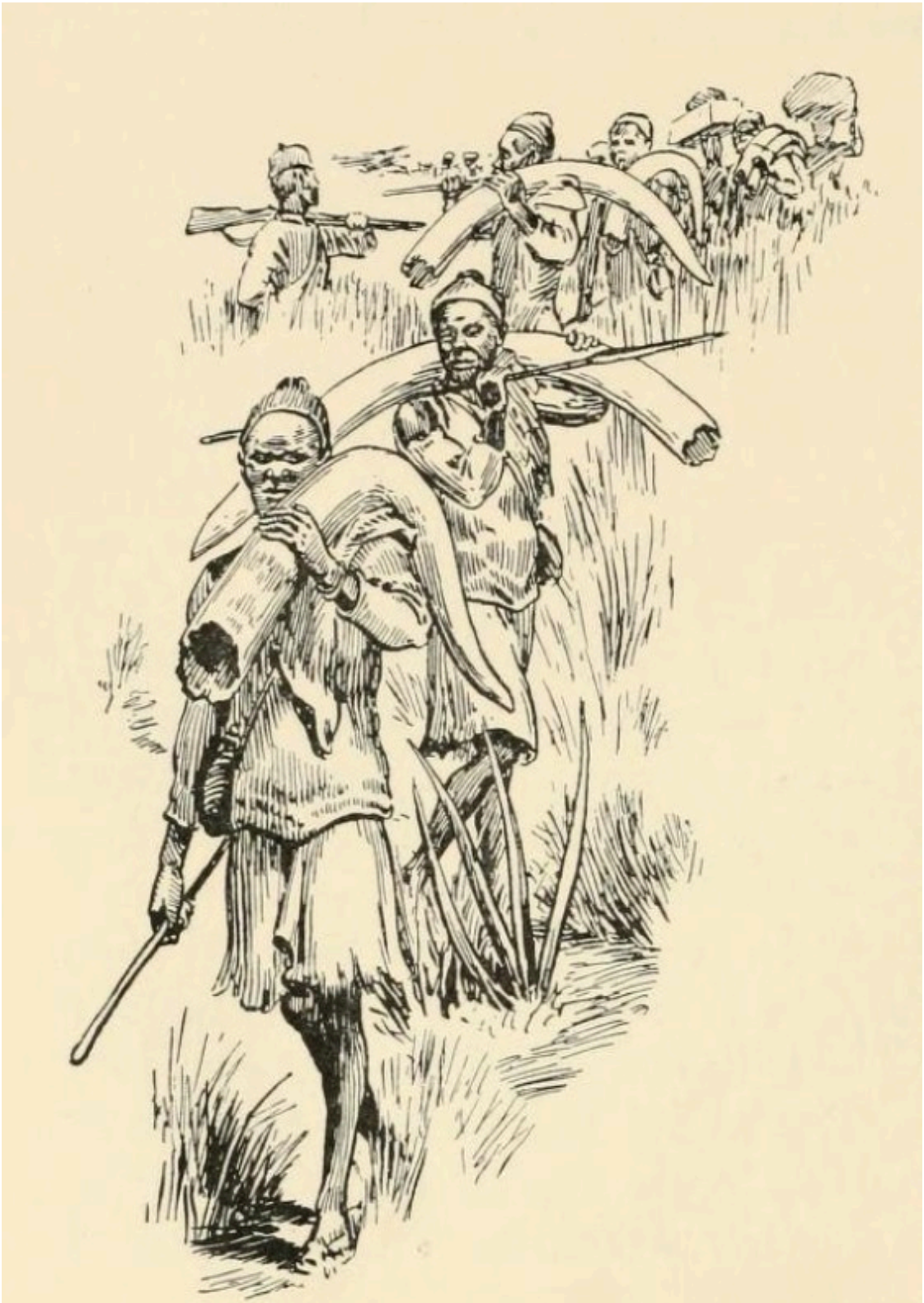
SAFARI AWAITING THE ORDER TO START—NAIROBI.

Denn die großen Raubtiere geben einem fast immer die erste Chance, und die sollte in ihrem Fall mit modernen Waffen und auf kurze Distanz entscheidend sein; wohingegen dieser Elefant sofort angriff, mit der vollen Absicht zu töten, bevor wir ihn im Geringsten behelligt hatten, außer dass wir in seinen Wind geraten waren. Zudem wiederholte er, obwohl er gerade zwei Cordite-Kugeln in den Kopf erhalten hatte, innerhalb von fünfzehn Sekunden seinen Angriff ein zweites Mal und legte schließlich mit etwa sieben Kugeln im Kopf fast ohne Pause über zwanzig Meilen zurück.

Später schrieb mir Archer, dass zwei Wochen danach, während seiner Abwesenheit im Dienst, ein immenser Elefantenbulle mit Stoßzähnen von je 90 lbs. bei Magi-Moto ans Wasser gekommen und dort verendet sei! Es war natürlich nicht bewiesen, dass dies unser Elefant war, obwohl die Wahrscheinlichkeit einer moralischen Gewissheit gleichkam. Unglücklicherweise verschwand das Elfenbein aufgrund von Archers Abwesenheit und fiel in die Hände einiger Swahili-Händler.

Das Vorangegangene dient nebenbei dazu zu zeigen, wie leicht es für einen Elefanten – oder für eine Herde von Elefanten, trotz ihrer gewaltigen Masse – ist, ungesehen zu existieren; so einfach wie für ein Kaninchen bei uns zu Hause, so dicht und weitläufig ist der tropische Dschungel! Ein weiteres Beispiel dafür fiel in meinen eigenen Kenntnisbereich. Zwei Engländer waren zur Schnepfenjagd in einem Sumpf, der von vergleichsweise schmalen Gürteln schweren Schilfs gesäumt war. Einige Stunden lang hatten sie fröhlich vor sich hin geschossen, als aus diesem Schilf ganz in der Nähe eine ganze Herde Elefanten auftauchte, die ruhig davonwanderten, um eine weniger lärmintensive Siesta zu suchen.

Ein Punkt, der mir während unseres Aufenthalts in Njemps auffiel, war die unverbesserliche Faulheit der eingeborenen Wilden. Jeden Morgen kurz nach der Dämmerung versammelten sich Gruppen von ihnen an bestimmten Stellen, wobei jeder Mann einen „Cracket“ oder niedrigen dreibeinigen Schemel mitbrachte, auf dem er hockte, seinen Speer in Armreichweite in den Boden gesteckt; dort saßen sie den lieben langen Tag, ohne zu reden, zu arbeiten oder anscheinend auch nur zu denken – sie vertrödelten einfach die Stunden und die Tage. Bei jenen Gruppen, die so um unsere Zelte hockten, könnte man vielleicht vermuten, dass sie in Beratung mit dem Vertreter Seiner Majestät stünden; aber überall im Dorf saßen andere Gruppen, die ähnlich „beschäftigt“ waren. Es heißt, die Njemusi seien ein degenerierter Ableger der Masai – „degeneriert“, weil sie Ackerbau betreiben, eine Arbeit, mit der sich der edle Masai niemals herablassen würde.



BRINGING HOME THE IVORY.

Hier, außerhalb der Palisaden, gab es ein Stück kultiviertes Land, auf dem ich einige Frauen und Jungen sah, die in teilnahmsloser Weise arbeiteten. Das äußere und sichtbare Zeichen von „Arbeit“ bestand darin, dass sie einfache Hacken und Spaten hatten; aber zwei Drittel der Arbeiter lagen schlafend in der Sonne. Hier inmitten der afrikanischen Wildnis findet man im wirklichen Leben jene Rasse, die sozialistische Marktschreier mit gewohnter Ungenauigkeit zu Hause so gerne als die „müßigen Reichen“ beschimpfen.

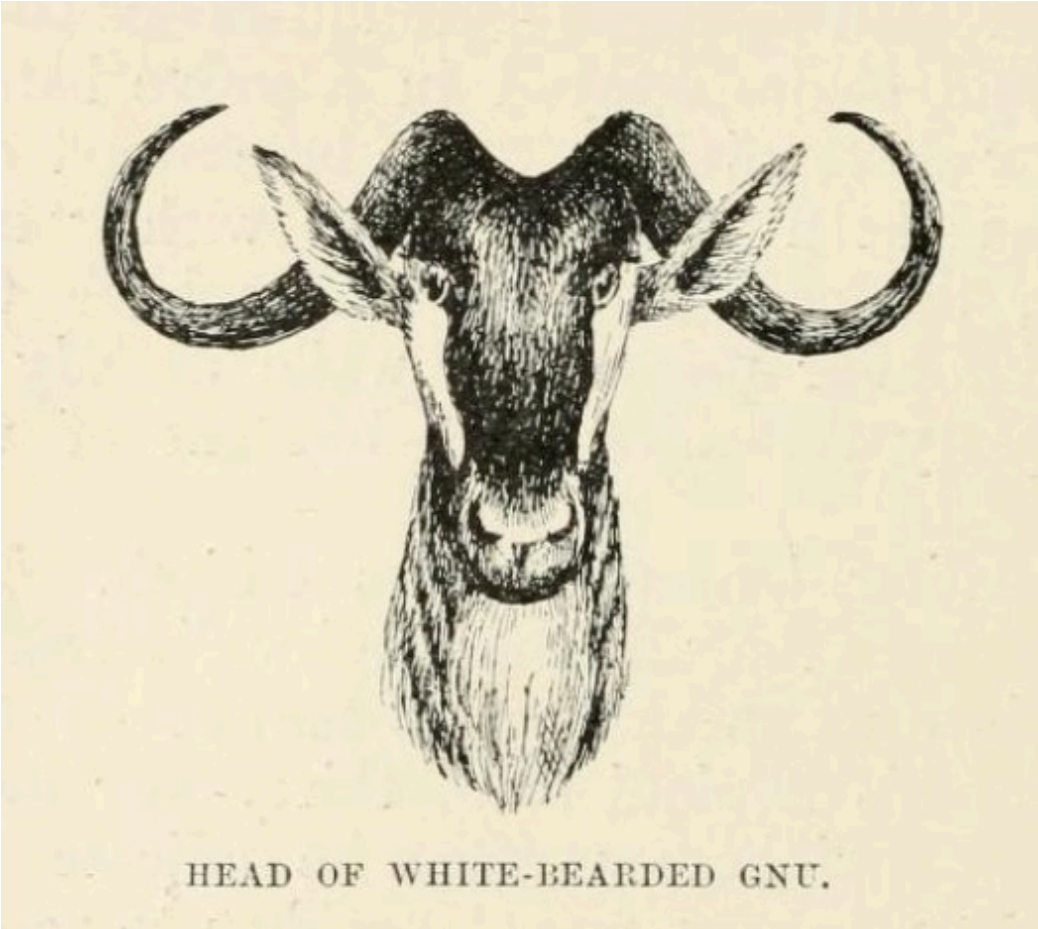
KAPITEL VII

JENSEITS VON BARINGO

(1) AUF DER JAGD NACH ORYX UND ELENANTILOPE

Da Baringo nun zu einem beliebten Ziel für Großwildjäger wird, ist es interessant, sich daran zu erinnern, dass die Region vor nur zwanzig Jahren noch unbekannt war. Der erste weiße Entdecker, der seine Ufer erreichte, war Joseph Thomson, der im Jahr 1885 Folgendes schrieb: „Der geheimnisvolle Baringo-See, obwohl man schon lange von ihm gehört hatte, war ein herrlicher Zankapfel zwischen den Geografen in der Heimat, die ihn in verschiedenen Phasen mit jener großen und großzügigen Hand zeichneten, die charakteristisch für jene ist, die sich von ihrem inneren Bewusstsein und einem theoretischen Auge leiten lassen. Manchmal war er in seiner Größe mit dem Nyanza vergleichbar; zu anderen Zeiten existierte er gar nicht. Dann wirbelte er ein wenig auf der Landkarte herum, wurde mal an den Victoria-Nyanza angehängt, mal wieder von ihm getrennt oder nur durch eine dünne wässrige Linie verbunden. Nach all diesem Federballspiel erweist sich der Baringo-See als ein isoliertes Becken, das sonnig lächelnd zu seinen großen Eltern aufblickt, den zottigen, überhängenden Bergketten von Kamasia und Laikipia. In seiner extremen Länge misst der See achtzehn Meilen und in der Breite zehn Meilen.“ [1]

Baringo hat nun nicht nur eine feste Position in der Geografie erlangt, sondern sogar eine Nische in der Geschichte. Eine britische Station wurde zuerst auf den Ribo-Hügeln nördlich des Sees errichtet; und dies führte zu blutigen Kämpfen. Zwei Drittel der eingeborenen Garnison wurden, nachdem sie verräterisch weggelockt worden waren, umstellt und von überwältigenden Schwärmen der Stämme der Japtulail und Turkana bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Diese stürmten, berauscht vom Sieg, auf den britischen Posten zu; doch sein einziger weißer Bewohner, Herr Hyde Baker, hielt die Wilden mit Hilfe einer Handvoll nubischer Askari fünf Tage lang in Schach, bis Hilfe eintraf. Solche Vorfälle – lediglich das Knirschen im Mahlwerk des Fortschritts – werden vermutlich in Blaubüchern abgedruckt, erreichen aber selten den durchschnittlichen britischen Leser.



HEAD OF WHITE-BEARDED GNU.

Baringo genießt heute den Ruf, eine der bevorzugten Regionen im britischen Protektorat in Bezug auf Großwild zu sein. Dennoch bleibt Raum für Enttäuschungen. Denn so weitreichend und bislang so wenig verstanden sind die Wanderbewegungen der Antilopenstämme wie auch von Giraffen, Nashörnern und anderen Wildtieren, dass ein Distrikt, der in einem Monat von ihnen wimmelt, im nächsten verlassen vorgefunden werden kann. Die derzeit verfügbaren Materialien sind zu dürftig, um entweder das Ausmaß und die Daten dieser Wanderungen zu bestimmen oder sie mit jahreszeitlichen oder anderen Ursachen in Verbindung zu bringen. Es ist ein Ziel dieser Kapitel, dazu jene Lichtblicke beizutragen, die durch unsere Erfahrungen am Baringo und anderswo in Ostafrika gewonnen wurden.

Kurz vor der Abreise aus England hatte ich einen Brief von Major C. S. Cumberland erhalten, der sich zu dieser Zeit in Baringo aufhielt und von diesem Distrikt enttäuscht war. Er schrieb wie folgt: — „Baringo, 29. März [1904]. Dies soll ein gutes Wildland sein, aber ich habe sehr wenig gesehen, und was da ist, ist durch die viele Jagd sehr scheu. Es wird Ihnen eine Vorstellung davon geben, wie es dieses Jahr in diesem Land aussieht, wenn ich sage, dass ich in keinem meiner Lager länger als einen Tag haltgemacht habe. Meiner Meinung nach sind die Tiere wegen der Dürre abgewandert."

Unter dem Eindruck, dass der August das Gegenteil beweisen könnte, wenn der März ungünstig war, erreichten wir Baringo im letztgenannten Monat. Bei der Ankunft erzählte uns Herr Archer, dass fünf oder sechs Wochen zuvor, am Ende der Regenzeit, das Wild wenige Märsche nördlich extrem zahlreich gewesen sei. So erwähnt ein Eintrag in seinem Tagebuch vom 11. Juli, dass er während des Vormittags, als er nach Süden in Richtung des Mugitani-Flusses ritt, zwei Herden von 50 bzw. 80 Oryx-Antilopen, 11 Giraffen und 2 Elenantilopen sah; während er am selben Abend in Sichtweite von etwa 300 Elenantilopen, 100 Oryx, 32 Giraffen und 3 Nashörnern ritt, neben dem üblichen Wild. Unsere eigenen Erfahrungen fünf Wochen später waren wie folgt.

Zu Beginn geriet ich in eines jener unangenehmen Abenteuer, die mit Reisen in Afrika einhergehen. Wie im letzten Kapitel berichtet, hatte ich meinen Bruder verlassen, damit er seinen Marsch nach Norden zum Mugitani-Fluss fortsetzte, während ich einen Rücksprung von dreißig Meilen nach Njemps hinter einem Elefanten her machte. Von dort zurückkehrend, hatte ich am Abend des vierten Tages die Umgebung der Stelle erreicht, an der ich vereinbarungsgemäß W. im Lager zu finden hoffte, als plötzlich eines jener für den Äquator charakteristischen heftigen Gewitter losbrach.

Archer, Photo.

BEYOND BARINGO—TURKANA CAMELS GRAZING UNTENDED.

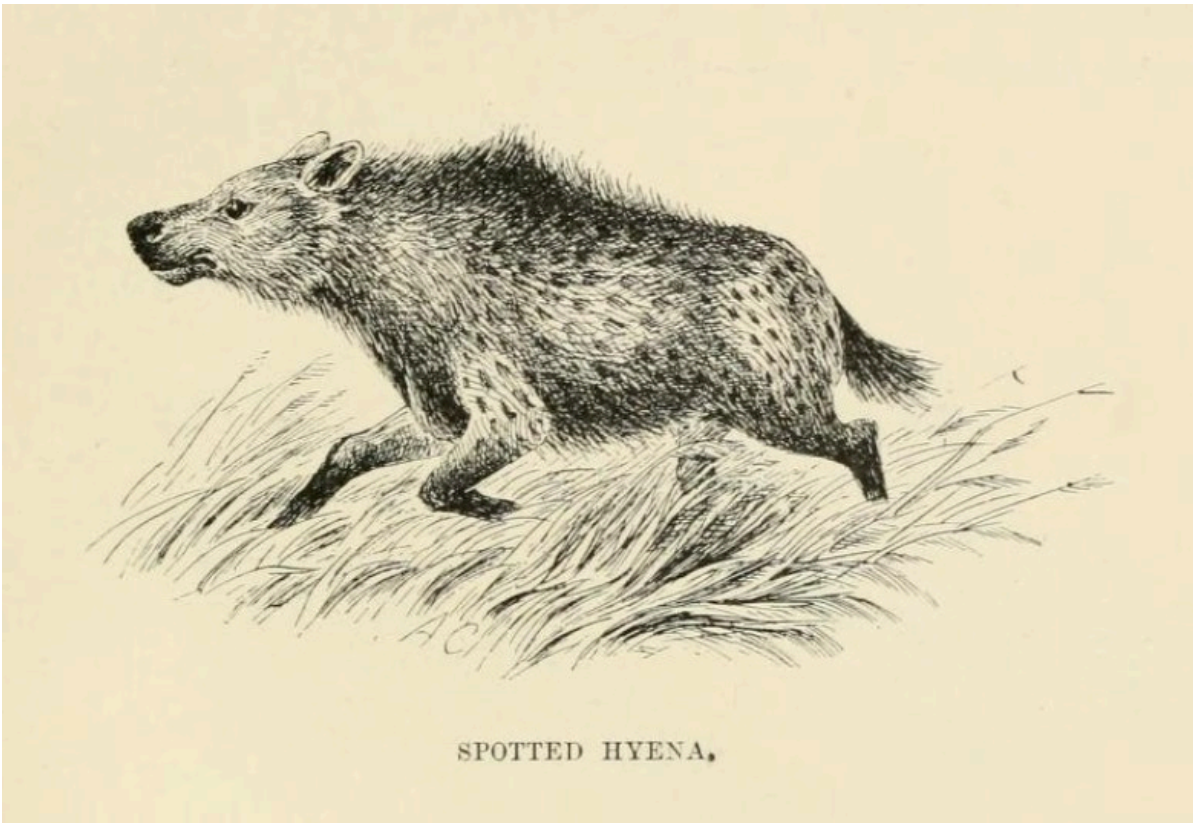
Da ich in diesem elementaren Kataklysmus inmitten tosender Winde, Donner und zischendem Regen weder den Fluss finden noch eine Antwort auf unsere Signalschüsse erhalten konnte, befahl ich, das Lager genau dort aufzuschlagen, wo ich stand. Dann entstand eine neue Schwierigkeit. Die schwer beladene Safari hatte sich im Kampf gegen den Sturm getrennt und halb im Busch verloren, wobei die Verwirrung dadurch verschärft wurde, dass wir in eine Herde halbwilder Suk-Rinder gerieten – die langhörnigsten und angriffslustigsten Bestien, die ich je sah. Einer nach dem anderen oder in versprengten Gruppen trudelte die Safari ein, aber natürlich kam der „Boy“ mit den Zeltstangen als Letzter an. So war es zwei Stunden nach Einbruch der Dunkelheit, ehe ich Schutz unter der Leinwand fand und mich ohne Abendessen schlafen legte – abgesehen von einer Dose Sardinen und einem Pint „Notfall“-Champagner!

Als das Gewitter um Mitternacht nachließ, nahmen wir Kontakt zum Lager meines Bruders auf, das sich als kaum mehr als eine Marschstunde entfernt herausstellte; und am Morgen kam W. zu unserer gegenseitigen Erleichterung rechtzeitig zum Frühstück herübergelaufen. Der Mugitani an dieser Stelle ist, wie wir bei Tageslicht entdeckten, wenig mehr als eine Reihe von Schlammlöchern, die durch unterirdische Kanäle verbunden sind. Kein Wunder, dass wir ihn in der Dunkelheit und dem Stress der Nacht zuvor nicht gefunden hatten.

Mein Bruder berichtete, eine Herde Elenantilopen und einige Oryx gesehen zu haben, aber Letztere seien selten und sehr scheu gewesen. Das einzige Wild, das er geschossen

hatte, waren Impalas, Grant-Gazellen (die lokale Rasse, *G. g. brighti*), eine Riesentrappe und ein Zebra für Fleisch. Aber ein bemerkenswertes Ereignis war eingetreten. Er war auf ein gigantisches Schwein gestoßen, das die großen Warzenschweine (Tiere, die wir täglich sahen) vergleichsweise unbedeutend erscheinen ließ. Keiner von uns hatte zu jener Zeit von der Existenz des Riesenwaldschweins (*Hylochoerus*) gehört, das erst kürzlich in diesen Regionen entdeckt und anhand einiger Haut- und Knochenfragmente in den *Proceedings of the Zoological Society*, 1904, S. 193 beschrieben worden war, obwohl ich mich nun erinnerte, diese ein oder zwei Nächte vor der Ausreise hastig durchgeblättert zu haben. Ob das hier gesehene Tier ein *Hylochoerus* war oder etwas anderes, blieb unbewiesen; aber das Folgende ist der Bericht meines Bruders: —

„Es war am Mugitani-Fluss, wo ich meinen ersten Anblick von Elenantilopen hatte.



SPOTTED HYENA.

Wir verließen das Lager bei Tagesanbruch, durchquerten den lichten Wald, der die buschbewachsenen, mit Felsbrocken übersäten Hügel über jenem Fluss bedeckt, und stießen auf eine ebene Ebene von einer Meile Breite, die sich bis zu den Ausläufern von Laikipia dahinter erstreckte. Auf dieser Ebene befand sich eine Herde von etwa fünfzig Elenantilopen, meist Weibchen und Jungtiere, aber einschließlich eines einzelnen großen Bullen, dessen Wamme den Boden zu fegen schien. Sie hatten uns nicht bemerkt, und ihre Zugrichtung deutete darauf hin, dass sie ganz in der Nähe vorbeiziehen würden. Da der geringe Wind zu unseren Gunsten wehte, legten wir uns ins tiefe Gras und warteten. Bald zog die ganze Herde in leichtem Schussbereich von links nach rechts an uns vorbei. Der große Bulle war wie üblich der Letzte von allen und kam nur sehr langsam voran, wobei er oft anhielt. Ob ein Hauch von Verdacht erregt wurde oder nicht, lässt sich unmöglich sagen; aber es geschah tatsächlich, dass, bevor der große Bulle gegenüber unserer Position angekommen war, erst ein kleines Tier, dann ein anderes, leise hinter die Herde zurückfiel und seine Majestät so umringte, dass absolut kein Punkt seines Körpers mehr blieb, auf den wir hätten zielen können. Seine massiven, stämmigen Hörner und die Linie seines Rückens waren die einzigen Anzeichen dafür, dass er überhaupt da war. Wir konnten nichts tun, um eine Katastrophe abzuwenden, also blieben wir still liegen, und die Elenantilopen verschwanden in derselben langsamen, würdevollen Ordnung aus dem Bild,

in der sie erschienen waren. Sie entschwanden einfach in den Festungen des Laikipia, und unsere Bemühungen den ganzen Tag über scheiterten daran, uns wieder mit ihnen in Kontakt zu bringen.

Am nächsten Morgen, als wir diese Ebene in Richtung Norden umgingen, entdeckten wir zuerst einen Giraffenbullen, sehr schwarz, aber da er schneller zog, als wir folgen konnten, verloren wir das Interesse an ihm. Wir betraten dann eine Lichtung, die den Wald durchquerte, und näherten uns ihrem Ausgang, als mein Auge etwas bemerkte, das sich im Offenen dahinter bewegte. Unmittelbar danach wurde die Lichtung von der Gestalt eines Schweins eingenommen, das für einen Moment lang stehen blieb und in unsere Richtung starrte – lang genug für mich, um zu sehen, dass dies etwas ganz Außergewöhnliches in der Schweinelinie war. Rötlich-braun in der Farbe, mit einem Kopf geformt wie der eines Pinselohrschweins, waren es seine Dimensionen, die die Aufmerksamkeit fesselten. Ob durch eine optische Täuschung oder nicht, kann ich nicht sagen, aber dieses Schwein schien mir beinahe so groß wie ein Zebra zu stehen, etwa vier Fuß an der Schulter.

NEUMANN'S HARTEBEESTS.

Im nächsten Moment war es weg. Wir stürmten vorwärts, um einen weiteren Blick zu erhaschen; aber obwohl noch ein anderes, ziemlich großes und drei oder vier kleine hellrote Schweine über die Lichtung schossen, bekamen wir das erste Ungeheuer nie wieder zu Gesicht.

Zu jener Zeit hatte ich noch nichts von *Hylochoerus* gehört, der unbekannten Spezies, die angeblich die Wälder von Mau und Laikipia bewohnt; der erste Hinweis auf die Existenz einer solchen Kreatur erreichte mich erst, als mein Bruder einige Tage später wieder zum Lager stieß. Die Eingeborenen behaupten, dass diese riesigen Schweine außerhalb der Bergwälder nicht gesehen werden. Möglicherweise erklärte der herrschende Wassermangel – der sich als unsere Hauptschwierigkeit bei der Erkundung dieser Region herausstellte –, warum sie auf der Suche danach in tiefer gelegenes Gelände getrieben wurden."

Die Zeichnung eines Waldschweins auf der nächsten Seite wurde von Herrn Caldwell nach einem weiblichen Exemplar angefertigt, das kürzlich vom Mau-Plateau an das Britische Museum gesandt wurde. Merkmale, die auffallen, sind die ungewöhnliche Größe der Nasenscheibe; die gespreizten, warzenschweinähnlichen Hauer; der offene Tränengang und die seltsamen Büschel weißer Haare auf der Oberlippe. Der Körper ist mit langen schwarzen Borsten bedeckt, aber die Ohren sind nicht büschelig behaart wie bei den Pinselohrschweinen.

Am folgenden Morgen genoss ich meinen ersten Anblick eines Oryx, eines einsamen Bullen, der entlang der unteren Hänge zog; doch obwohl ich ihm stundenlang bis weit in die steinigen Hügel folgte, kam ich nie näher als eine halbe Meile heran. Falls die Tatsache von wissenschaftlichem Interesse sein sollte, möchte ich vermerken, dass ich während dieser Pirsch auf einen Igel stieß. Ich hätte ihn im hohen Gras nicht bemerkt, hätte er sich nicht lautstark über meine Nähe beschwert. In der Größe ähnelte er unserer britischen Art, und seine Stacheln waren von einem einheitlichen Braun. Wohl wusste ich, dass es meine Pflicht gegenüber der Zoologie war, das Tier mitzunehmen; aber mitten in einer mühsamen Pirsch war es unmöglich, dieses stachelige Exemplar zu tragen. Kakteen und bewehrte Dornen sind Qual genug, ohne auch noch einen Igel in der Tasche zu haben. Die buschigen Prärien hier wimmelten von einer Art Kurzohreule, sehr dunkel in der Farbe, wahrscheinlich *Asio capensis*; aus einem etwa zwei Acre großen Flecken heideartigem Gestrüpp scheuchte ich über zwanzig auf. Auch Wachteln gab es im Überfluss; wenn man die binsigen Lichtungen entlangging, sprangen bei jedem Schritt ein halbes Dutzend auf. Dies waren *Coturnix delegorguei*, die Harlekinwachtel, sowie die Kurrichane-Laufhühnchen.

STRIPED HYENA.

Frankoline (*Francolinus granti*) und Perlhühner der abyssinischen Helm-Art (*Numida ptilorhyncha*) waren so zahlreich wie Moorhühner in einer Heide in Northumberland.

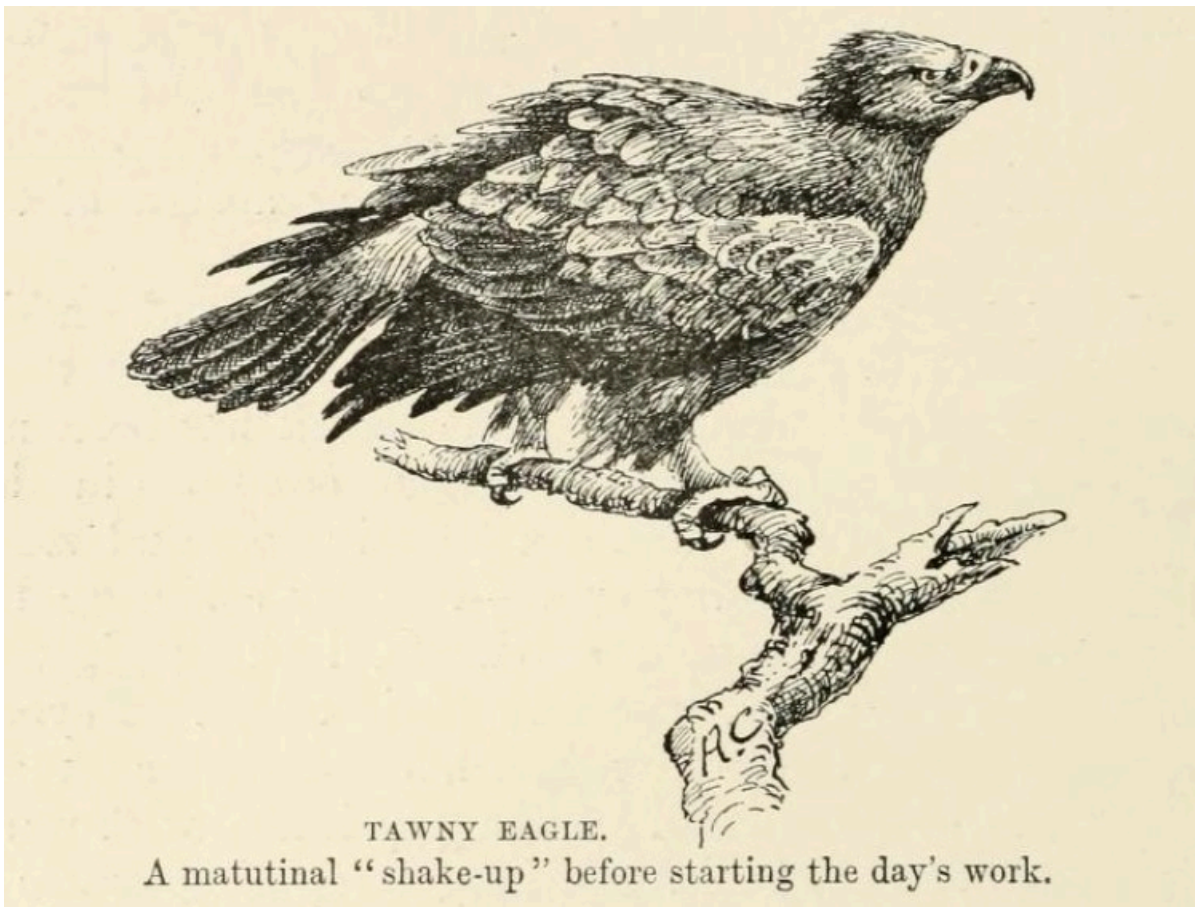
Unser Hauptziel hier war es, den Oryx und die Elenantilope zu erlegen. Letztere ist zwar an weniger unzugänglichen Stellen zu finden; aber nirgendwo in Ostafrika kann die stattliche, geradhörnige *Oryx beisa* innerhalb von 100 Meilen von der Eisenbahn gefunden werden. Ihre eigentliche Heimat liegt in Somaliland und Abyssinien, und nur selten

schweift sie südlich des Baringo umher. Wir hatten diesen langen Marsch ausdrücklich unternommen, um uns jeder ein Paar Oryx zu sichern – das war die gesetzlich erlaubte Grenze. Doch die Gesamtzahl der Oryx am Mugitani betrug zu diesem Zeitpunkt (August) sicherlich weniger als ein Dutzend. Eine einzelne Giraffe hielt sich dort auf, während ich persönlich keine Elenantilopen sah.

Wir hielten daher auf den Tangulwee zu, einen Tagesmarsch nach Norden. Dieser Fluss, der die Grenze des Sugota-Wildreservats bildet (mit anderen Worten, alles dahinter ist „Schongebiet"), hat für den Äquator ein ansehnliches Bett, war jedoch staubtrocken. Wir waren daher gezwungen, auf einen anderen Bach zurückzugreifen, ein winziges, rinnendes Bächlein, das kaum erkennbar war, außer durch das Quaken der Frösche, das aus der Laikipia-Kette entspringt und, wie wir verstanden, Masai hieß – ein höchst unwahrscheinlicher Name, da wir uns nun im Suk-Land befanden, weit jenseits des Masailands. [2] Er lieferte jedoch unsere wichtigste Notwendigkeit – Wasser; und von seinen Ufern aus genossen wir, obwohl das Wild alles andere als zahlreich war, viele denkwürdige Tage. Wir waren an diesem Punkt die am weitesten im Norden befindlichen weißen Männer im britischen Protektorat, mit Ausnahme von Arthur Neumann, der sich noch viele Märsche weiter nördlich befand – weg im Unbekannten am Rudolfsee, zu weit entfernt für einen nachmittäglichen Besuch.

Als wir an jenem Abend das Lager erreichten, erzählten uns unsere Männer, dass sie während des Marsches einen Löwen gesehen hatten, der gerade dabei war, einige Zebras anzupürschen, die am Rande des Busches fressen. Wir lagerten unter einem Hain riesiger Schirmakazien, die aus der Ferne an schottische Kiefern in der Heimat erinnern.

Das Land um unser Lager war lichter Wald aus Dornen und Wacholder, der in niedrigen, lockeren Mimosenbusch überging, der leicht zu durchqueren war; und dahinter erstreckten sich in Richtung des Sees meilenweit ebene Grasflächen. Auf ebendiesen kamen wir nun wirklich mit *Oryx beisa* in Kontakt.



TAWNY EAGLE.
A matutinal "shake-up" before starting the day's work.

Es waren nicht viele – nur neun oder zehn; und in der offenen Prärie schien die Aufgabe der Annäherung beinahe hoffnungslos.

Tagelang scheiterten unsere besten Bemühungen. Dann (am 27. August) hatte ich das Glück, ein Paar, Bulle und Kuh, gut innerhalb des oben erwähnten Mimosenbusches zu finden. Nach einer Pirsch von durchschnittlichem Schwierigkeitsgrad schoss ich auf den Bullen, verfehlte ihn jedoch. Dieser Schuss wurde durch die waagerechten Äste eines dünnen Dornenbusches abgegeben, und da die Entfernung nicht viel über 100 Yards betrug, war die Kugel vielleicht abgelenkt worden. Da sie uns nicht gesehen hatten, beruhigten sich die Oryx nach einer langen Flucht allmählich wieder, und eine Stunde später stieß ich erneut auf sie. Sie standen nun auf einer vollkommen offenen Fläche aus hartem, nacktem, sonnengebranntem Schlamm. Inmitten dieser Fläche lag eine Insel aus einem Flecken stacheliger Aloen, zwanzig Yards breit und drei Fuß hoch. Indem ich diese in eine Linie brachte, wagte ich jenes schreckliche Kriechen, 200 Yards grausamen Weges über glühenden Ton, der mit Feuersteinen und Zwergkakteen übersät war, so schlimm wie Glasscherben. Doch die Pirsch gelang. Ich habe diesen Erfolg immer einem bemerkenswerten Fall von fehlgeleitetem tierischem Instinkt zugeschrieben. Weit draußen auf der Fläche befand sich eine Gruppe von Grant-Gazellen (*Gazella granti brighti* – um ihnen ihren korrekten Namen zu geben). Diese bemerkten uns und hielten unsere in Khaki gekleideten Gestalten, die flach auf der Erde lagen, vielleicht für kauernde Löwen und rückten vor, um ihren tödlichen Feind zu mobben, wie kleine Vögel einen Falken mobben. Ihr kurzes, gereiztes „Wuff, Wuff" erregte meine Aufmerksamkeit, und als ich mich mit Augen umsah, die fast von Schweiß geblendet waren, sah ich etwa zwanzig dieser anmutigen Antilopen innerhalb von fünfzig Yards, die wütend bellten und mit ihren schlanken Füßen stampften. Diese Demonstration wurde in voller Sichtweite unserer Oryx durchgeführt, und ich habe keinen Zweifel daran, dass sie deren gespannte Aufmerksamkeit während der schicksalhaften Minuten beanspruchte, während wir den Schutz der Aloen gewannen.

Von dort aus gab ich, zwischen den Zwischenräumen der stacheligen Aloenspitzen zielend, den Schuss ab, der mir meinen ersten Oryx bescherte. Es war das Weibchen, das fiel, mit einer Kugel hoch auf dem Blatt. Der Bulle sprang davon, hielt aber kurz darauf an und wartete auf seine Gefährtin. Die Entfernung betrug immer noch weniger als 200 Yards, und ich hätte mir mein Paar sofort ohne weitere Mühe sichern können, wäre da nicht die Laune meines Gewehrträgers Elmi Hassan gewesen.

A CORNER OF THE CROWD—MASSED GAME NEAR ELMENTEITA (SEPT. 1904).

Da er ein Somali und guter Mohammedaner war, musste er unbedingt sein Messer an jedes Tier bringen, bevor es tatsächlich tot war. Infolgedessen stürmte er, da alle Augen auf das „Fleisch“ und die noch zappelnde Kuh gerichtet waren, aber niemand auf den prachtvollen Bullen achtete, der dahinter stand, bereits los und ruinierte so meine Chance auf einen zweiten Schuss. Es war nicht das erste Mal, dass er sich so verging, aber ich stellte die Sache in so klaren Worten dar, dass es das letzte Mal war. Dieser Oryx (weiblich) trug Hörner von 31 Zoll Länge und einer Spanne von 11 Zoll zwischen den Spitzen.

Da der Bulle weiterhin am Horizont umherstrich, folgte ich ihm; aber nach zwei Stunden Verfolgung änderte er plötzlich seine Meinung und suchte das Weite, wobei er in der Ferne verschwand. Während der ganzen Zeit war die Gazellenherde dem größeren Tier dicht gefolgt, und da sie nun allein zurückblieben, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf sie. Das war vielleicht ein wenig unschönes Benehmen angesichts der Hilfe, die sie mir beim Erlegen meines Oryx geleistet hatten; aber die Herde enthielt mehrere stattliche Trophäen, und zudem stand ich damals unter dem völlig falschen Eindruck, dass alle Gazellen nördlich von Baringo *G. petersi* seien – eine für mich neue Spezies – und gar keine *G. granti*. Das war mir so versichert worden, und in diesem Glauben machte ich mich daran, nacheinander die vier prächtigsten Köpfe in der Herde herauszupicken. Diese Gazellen erkannten offenbar keine Gefahr im Knall eines Gewehrs, denn sie setzten lediglich ihren würdevollen Gang fort, ihre prächtigen Hörner nickten im Einklang mit jedem Schritt, während ich, indem ich im langen Gras parallel zu ihrem Zug kroch, die vier besten Böcke innerhalb einer Strecke von 200 Yards erlegte. Diese vier Köpfe massen 23,5, 21,75, 20 bzw. 20 Zoll, die Spanne des größten betrug 10,5 Zoll, und sie sind so gut wie alles, was man im Baringo-Land sehen kann.

ANMERKUNG ZUR GRANT-GAZELLE

Man hat heute erkannt, dass die Grant-Gazelle in mehrere verschiedene lokale Rassen unterteilt werden kann, die sich sowohl in der Hornform als auch in der Farbverteilung unterscheiden, insbesondere am Spiegelfleck und in der Tiefe oder dem Fehlen dunkler

Flankenbänder. Die typische Form, *Gazella granti typica*, wie wir sie in den Athi-Ebenen, bei Elmenteita und anderswo erlegten, trug Hörner bis zu 25 Zoll Länge mit einer extremen Spanne von 16 Zoll zwischen den Spitzen. Das sind Durchschnittsexemplare. Weiter südlich, in den Serengeti- und Rhombo-Ebenen in Richtung Kilimandscharo, werden viel größere Exemplare verzeichnet, die 28 bis 30 Zoll und sogar mehr messen. Dies sind alles typische *G. granti*.

SING-SING WATERBUCK.

An der westlichen Grenze von Deutsch-Ostafrika existiert eine Rasse, die (während die Hörner keine 25 Zoll Länge erreichen) eine ganz außerordentliche Divergenz zeigt, wobei sich die Spanne zwischen den Spitzen auf 27 und 28 Zoll ausdehnt – eine Breite, die offensichtlich den gesamten Typus und das Aussehen des Kopfes verändert. Diese letztgenannte Rasse wurde als *G. g. robertsi* bezeichnet.

Die oben erwähnten Baringo-Gazellen sind *G. g. brighti*; während auf dem Laikipia-Plateau im Osten noch eine weitere Form erkannt wird, die sich von der typischen Rasse nicht nur durch ihre geringere Größe und kürzeren, schmaleren Hörner, sondern auch durch eine tiefere Körperfarbe und auffälligere Flankenbänder unterscheidet. Diese Laikipia-Gazellen wurden als *G. g. notata* abgetrennt. Alle, die wir von beiden Rassen schossen, besaßen das seltsame Büschel buschiger Haare unterhalb der Vorderkniee.

Peters-Gazelle (*G. petersi*) ist ein ganz anderes Tier, viel kleiner (in der Größe zwischen Grant- und Thomson-Gazelle liegend), und man trifft sie nicht im Binnenland an, da sie auf die Küstenregion beschränkt ist. Diese Art kann immer dadurch unterschieden werden, dass sich die rehbraune Farbe des Rückens bis zum Schwanz hinunter fortsetzt und nicht durch das Weiß des Spiegelflecks unterbrochen wird, wie es bei allen Formen der Grant-Gazelle der Fall ist.

Die Hörner der Peters-Gazelle messen durchschnittlich 20 bis 22 Zoll in der Länge und sind schmal, fast parallel, wobei die übliche Spanne nur 6 bis 9 Zoll zwischen den Spitzen beträgt. Das Wachstum der Hörner bei nicht ausgewachsenen Exemplaren von *G. g. brighti* ähnelt in der Form so stark den Hörnern erwachsener *G. petersi*, dass es kaum verwunderlich ist, wenn wir uns bei der Identifizierung dieser Arten am Baringo geirrt haben.

Am nächsten Morgen waren drei Giraffen vom Aussichtshügel in der Nähe unseres Lagers aus sichtbar, aber diese großen Tiere übten keine Anziehungskraft auf uns aus, und da ein einzelner Oryx-Bulle mit zwei Zebras in einer anderen Richtung weidete, hielt ich auf diese zu. Der Oryx erwies sich jedoch als äußerst wachsam und scheu und trotzte an diesem und manch anderem Tag jeder Anstrengung meines Bruders und mir selbst.

Der 30. August erwies sich als mein Glückstag. Ich begann mit einem ziemlich guten Impala-Bock (24,5 Zoll) in der Nähe des Lagers, und nachdem ich viel Energie darauf verschwendet hatte, ein Zebra anzupürschen, das sowohl Elmi als auch ich im frühen Licht für eine Elenantilope gehalten hatten, entdeckten wir weit draußen in der offenen Prärie einen einsamen Oryx-Bullen. Hinter ihm befand sich ein zweiter.

LAKE ELMENTEITA FROM THE NORTH-EAST—LOOKING DOWN KARRIENDOOS VALLEY TOWARDS EBURU.

Pirschen war, streng genommen, unmöglich; wir krochen lediglich vorwärts, tief gebückt und mit Elmis Arm um meine Schulter. Während wir so vorankamen, begannen die beiden Bullen, nachdem sie zueinander aufgeschlossen hatten, zu kämpfen. Ich hörte ihre Hörner wiederholt zusammenkrachen, hatte aber während des Vorstürmens kaum Gelegenheit, ihre Angriffsweise genau zu beobachten. Sie senkten ihre Köpfe sicherlich nicht bis zum Boden, wie man es ihnen nachsagt, wenn sie den Angriff eines Löwen abwehren (und wie es im South Kensington Museum dargestellt ist). Ein solcher Stoß, gut geführt, müsste den Tod bedeuten. Sie fochten vielmehr mit ihren degenartigen Hörnern, wobei jeder suchte, die Flanke des anderen zu gewinnen. Während die Oryx so vertieft waren, kam ich heran und gab auf geschätzte 400 Yards aus beiden Läufen Schüsse ab, jeder mit äußerster Sorgfalt gezielt, doch ohne die geringste Wirkung oder dass irgendeine Notiz davon genommen wurde. Die Tiere kämpften weiter.

Bald erlangte der größere Bulle einen Vorteil, und der andere floh. Der Kampf und die Verfolgung hatten uns einige Meilen von unserer ursprünglichen Position weggeführt; wir befanden uns nun direkt unter den Ausläufern von Laikipia. Hier endlich hielt der Sieger inne, der Besiegte war eine halbe Meile weiter, wir die doppelte Entfernung dahinter. Der Sieger hatte direkt hinter einer kleinen Kette von Gazellen angehalten, die über die Ebene weideten. Ich fühlte, dass ich meinen Schuss bekommen würde, wenn nur diese Gazellen stehen blieben. Sie blieben stehen, und indem ich auf 300 Yards über ihre Köpfe hinweg schoss, empfand ich die grimmige Freude, jenen edlen Oryx-Bullen mausetot auf die Ebene stürzen zu sehen. Die Kugel hatte die Ohröffnung getroffen und war ins Gehirn eingedrungen – kein Schuss, mit dem man prahlen kann, da das Blatt mein Ziel gewesen war; dennoch war mir noch nie eine prachtvollere Trophäe zuteilgeworden, noch ein sehnlicheres Verlangen gestillt worden.

Von den vielen prächtigen Formen, die die Natur für afrikanische Antilopen entworfen hat, übertrifft keine die des Oryx. Kraft und Anmut vereinen sich in jeder Linie. Eine massige Brust und ein aufrechter Hals, tief und doch zur Kehle hin schmaler werdend, werden durch einen wunderschön proportionierten Rumpf und kräftige, wenn auch leicht abfallende Hinterviertel vervollständigt. In dieser letztgenannten Hinsicht fällt die Gruppe der Kuhantilopen ab, deren übertriebener Abfall ihnen – man widerstrebt es, solch edlem Wild ein herabsetzendes Beiwort zu geben – fast ein ungelenkes Aussehen verleiht.

CHANLER'S REEDBUCK (FEMALE).

Vom erstgenannten Typus lässt sich nur die prächtige Rappenantilope wirklich auf Augenhöhe mit dem Oryx vergleichen, und die Pferdeantilope kommt an zweiter Stelle nach diesem Paar. Der Wasserbock verkörpert zwar massige Eleganz, aber sein Typus ist

ein anderer. Er hat eher die rechtwinkligen Linien eines Rothirschs in einem größeren Maßstab.

Meine Beute trug Hörner von 31,5 Zoll bei einem Basisumfang von knapp 7 Zoll. Sein Fell war mit Narben von einem Dutzend Kämpfen übersät, und aus der Haut seines Nackens, die fast 2 Zoll dick war (und sich damit von der der Kuh unterschied, die eine recht dünne Haut hatte), schnitt ich eine eingekapselte Kugel eines früheren Jägers heraus. Das Gewicht dieses Oryx-Bullen schätzten wir auf 450 lbs., das Weibchen auf etwa 400 lbs. Auf dem Rückweg zum Lager – und ein dreistündiger Marsch in der Mittagshitze schreckte mich an jenem Morgen nicht – flog mir eine Nachtschwalbe von ihren zwei Eiern vor die Füße, die auf dem nackten Boden lagen. Dies war die kleine afrikanische Art (ich glaube *Caprimulgus donaldsoni*), deren lautes „Huu, huu" die Echos während der lieben langen Nacht weckt.

[1] *Through Masailand*, S. 533.

[2] Für die schönen Fotos im Land der Suk und Turkana, die hier wiedergegeben sind, sind meine Leser und ich Herrn G. F. Archer zu Dank verpflichtet, der als Distriktkommissar jene wilden Regionen jenseits von Baringo kontrolliert.

KAPITEL VIII

JENSEITS VON BARINGO

(II) ZWEI NASHÖRNER

Am selben Nachmittag, nachdem ich meinen Oryx-Bullen zur Strecke gebracht hatte, gingen wir nach der üblichen Mittagsruhe im Lager getrennt auf die Suche nach *Gazella petersi*, da wir immer noch unter dem falschen Eindruck standen, diese Spezies sei die Gazelle von Baringo. Während ich damit beschäftigt war, eine kleine Herde mit dem Glas abzusuchen, wandte sich Elmi plötzlich zu mir um, und ich wusste am Feuer in seinem Blick, was nun kommen würde. „Ich sehe Nashorn", sagte er.

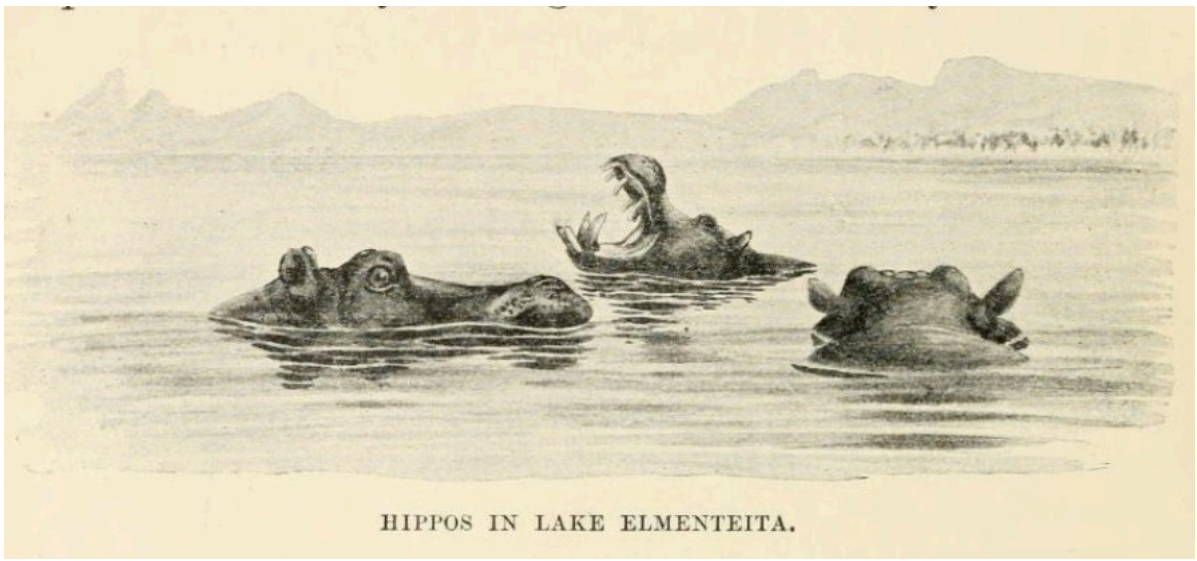
Das riesige Tier stand etwa 400 Yards entfernt in einer grasbewachsenen Lichtung – einer Art breiten Grasstraße, die auf beiden Seiten von einer Linie niedriger Dornenbüsche gesäumt war. Ich war unvorbereitet und hatte nur fünf Vollmantelpatronen bei mir; aber da es zu spät war, jemanden für Nachschub ins Lager zurückzuschicken, beschloss ich, es sofort mit dem Nashorn aufzunehmen. Als wir die Grasstraße erreichten, war das Nashorn verschwunden. Ich ging daher an der Luvseite der Lichtung entlang und hielt mich dicht im Schutz der niedrigen Dornen, in denen ich es vermutete. Dennoch war es ein kleiner Schock, als ich feststellte, dass wir bis auf zwanzig Yards herangekommen waren, bevor wir es sahen.

WHYDAH-FINCHES (*Penthetria ardens*).

Es stand uns gegenüber in einer Art Seitenstraße oder schmalen Öffnung im Buschwerk. Da wir uns fast unter der Nase des Nashorns befanden, ließ ich mich ins Gras fallen, Elmi hinter mir. Letzterer bemerkte, während wir stilllagen, (und die Worte waren nicht beruhigend): „Schießen Sie, es kommt!“ Der Ausdruck vermittelte für einen Moment die Vorstellung eines Angriffs; aber ich konnte selbst sehen, dass keine solche Gefahr bestand, da das Tier uns trotz der Nähe offensichtlich nicht bemerkt hatte. Was Elmi meinte, war, dass sich das Nashorn in unsere Richtung bewegte.

Obwohl sie nicht blind sind, nutzen Nashörner ihr Sehvermögen nur wenig. Alles, was ich zwischen Gras und Dornen ausmachen konnte, war eine amorphe Masse von rotbrauner Farbe (vom Wälzen im roten Schlamm) mit einem spitzen Horn wie ein Schornstein am vorderen Ende. Es bot sich kein Schussfeld, und das Tier näherte sich langsam, während es an Mimosenzweigen fraß. Wir krochen daher durch das Gras weg, gewannen den Schutz der Dornen und erreichten bald eine Position für einen Breitseitschuss. Selbst dann, obwohl weniger als zwanzig Yards entfernt und voll breitstehend, zögerte ich zu schießen, denn im schlechten Licht (dem Vorboten eines herannahenden Gewitters) und im Schatten des Busches konnte ich die lebenswichtigen Stellen nicht genau unterscheiden. Schließlich hob das Nashorn seinen riesigen Kopf, um einen Mimosenast herunterzuziehen (was dem Verzehr einer Handvoll Stacheldraht gleichkommt), und der gesamte Umriss war voll exponiert. Ich platzierte ein .303-Vollmantelgeschoss an der gewählten Stelle – einen Fuß hinter dem Ohr und etwas darunter – während Elmi auf meine Anweisung hin ein weiteres aus dem .303-Karabiner zwischen Auge und Ohr setzte. Das Nashorn machte lediglich zwei Schritte vorwärts, drehte sich bedächtig um und blieb stehen, wobei es uns nun die andere Breitseite zeigte. Wir wiederholten unseren Gruß wie zuvor, wobei Elmi diesmal den Halsschuss übernahm, während ich eine Stelle unter dem Ohr und etwas davor versuchte. Die Wirkung war diesmal unverkennbar. Das gewaltige Tier brach auf der Stelle zusammen und verschwand aus der Sicht. Einige Sekunden lang glaubte ich, das Werk sei vollbracht, und freute mich sehr darüber. Die Freude war verfrüht, denn noch einmal erhob sich dieser gewaltige rotbraune Koloss über die Dornen und ging langsam und bedächtig davon.

Nur eine einzige Patrone war mir noch geblieben. Ich folgte dem Nashorn in etwa dreißig Yards Abstand und wartete auf eine Gelegenheit. Schließlich verließ es den Busch und betrat mit tief gesenktem Kopf und todkrankem Gang die offene Grasstraße.



HIPPOS IN LAKE ELMENTEITA.

Diesmal beschloss ich, das Herz zu versuchen, unter der Annahme, dass ein Nashorn ein solches Anhängsel besitzt (was ich nun bezweifle), oder jedenfalls das Blatt. Die

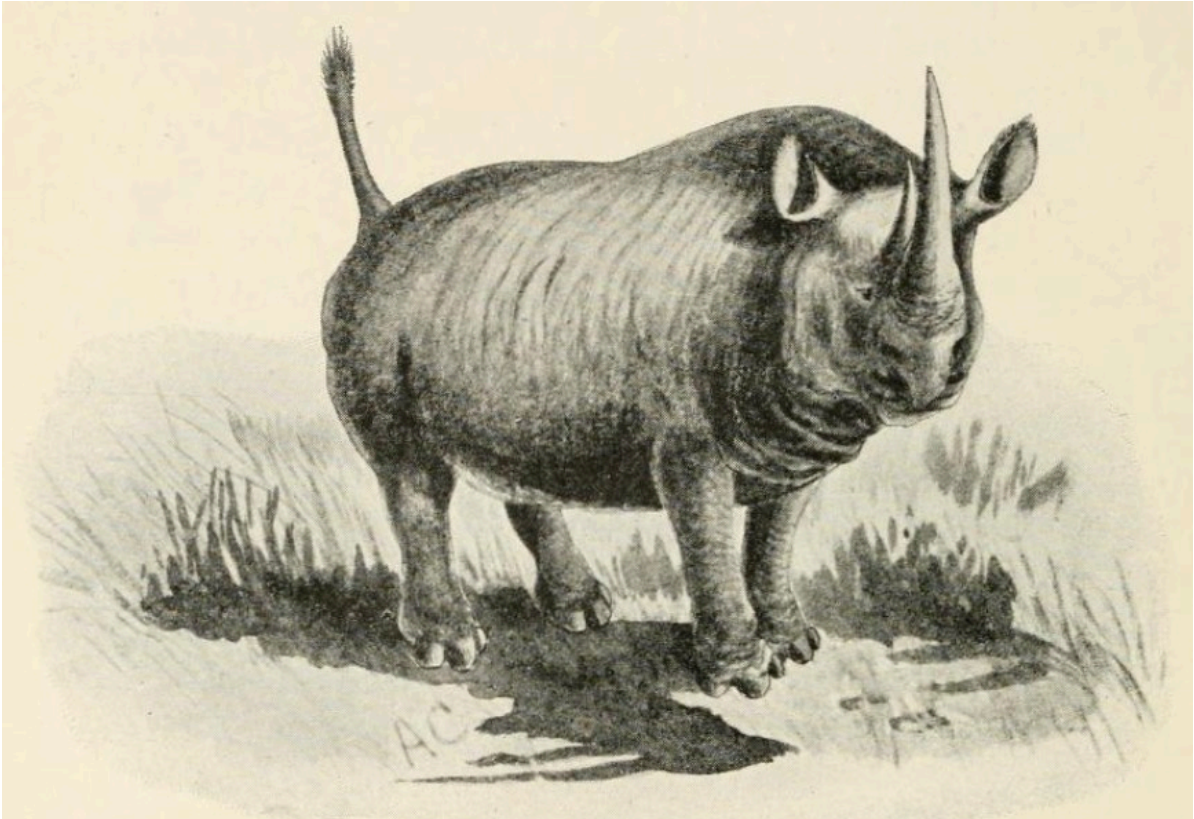
Entfernung betrug, bis ich einen dreifach verfeinerten Anschlag vorbereitet hatte, fast achtzig Yards, und ich hörte die Kugel einschlagen.

Die Wirkung war bemerkenswert. Dieses bisher apathische Tier, das Cordit-Munition bislang mit träger Gleichgültigkeit quittiert hatte, erwachte plötzlich zu Leben und erstaunlicher Aktivität. Mit einer Folge zischender Schnaufer – die wie Dampfstrahlen aus einem Sicherheitsventil klangen – bäumte es sich auf, drehte sich immer wieder um die eigene Achse und stürmte schließlich, immer noch schreiend und sich bäumend, zurück in das Dickicht, das es gerade erst verlassen hatte. Es hinterließ eine Spur wie ein durchgegangener Wagen, der wir folgten; aber es war nun dämmerig und regnete in Strömen, wobei Blitze und Donner direkt über uns krachten. In jener Nacht konnte nichts weiter unternommen werden. Es war ein hartes Stück Arbeit, das Lager wieder zu erreichen.

Bei Tagesanbruch nahm ich mit fünfzehn Jungen die Fährte auf und folgte ihr stundenlang durch lichten und dichten Busch. Letzteres schien mir eine höchst gefährliche Arbeit zu sein, da unser Sichtradius auf wenige Yards begrenzt war. Auf offenem Gelände hatte der Regen alle Spuren verwischt, und ich teilte meine Leute in drei Trupps auf, von denen zwei an den Flanken kreisten, um die Fährte weiter vorne abzuschneiden, wenn wir sie selbst verloren; doch der Mittag kam, ohne dass wir das angeschossene Nashorn einholten. Die Mittagshitze war mehr, als ich ertragen konnte, also kehrte ich ins Lager zurück und wies die Fährtenleser an, die Spur bis zum Abend zu halten. Nach Sonnenuntergang kehrten auch sie mit leeren Händen zurück. Kein Anzeichen des Tieres war gesehen worden, obwohl wir ihm acht oder zehn Meilen gefolgt waren. Entweder hatte ich oder die .303 versagt. Nach dieser doppelten Enttäuschung, erst mit dem Elefanten und nun mit dem Nashorn, beschloss ich, diese riesigen Dickhäuter nie wieder mit einem kleinen Kaliber anzugehen.

An eben dieser Stelle – das heißt auf dem ersten Plateau von Laikipia – war ein Jahr zuvor einem englischen Sportsmann, Herrn B. Eastwood aus Nairobi, ein schrecklicher Unfall zugestoßen. Ich hatte später das Vergnügen, ihn kennenzulernen, und er erlaubte mir freundlicherweise, seine Beschreibung des Ereignisses hier wiederzugeben:

„Am Sonntag, dem 19. Oktober, war ich vor sechs Uhr unterwegs und hielt direkt auf den großen Hügel (Njoro-Ilimalo) zu, neun oder zehn Meilen entfernt, wo ich die Kudu-Fährten gesehen hatte.



"FACED ROUND IN THE MOONLIGHT."

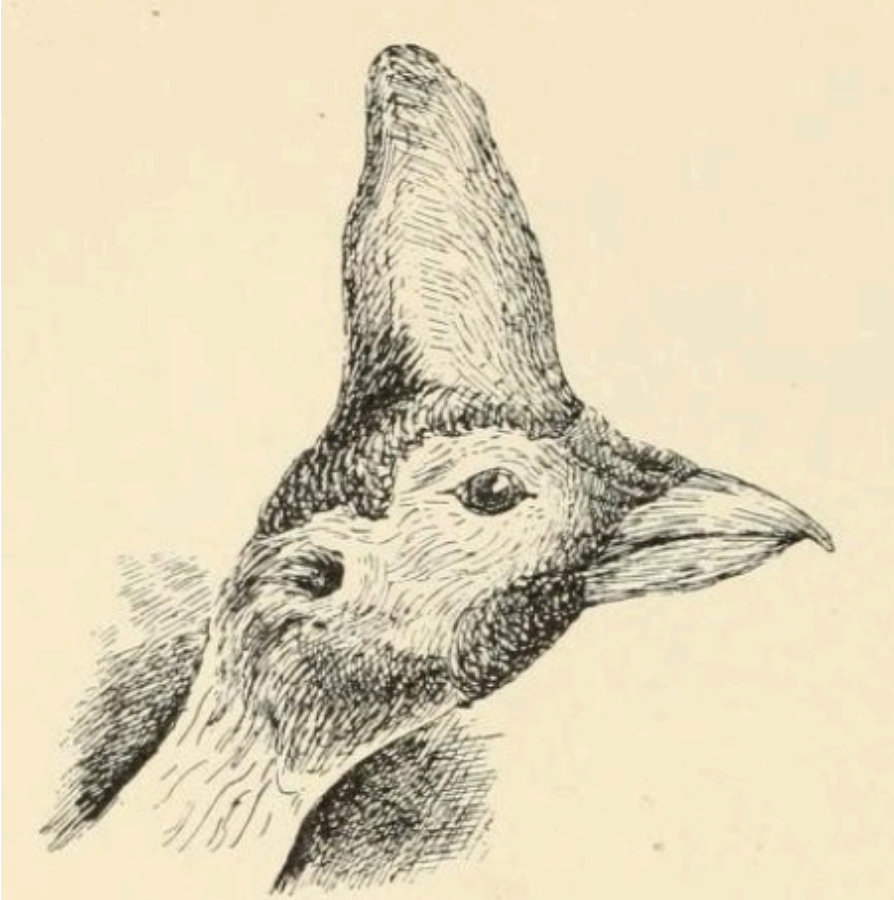
Ich war ein Stück das Tal hinaufgegangen und hatte unterwegs einen Steinböckchen geschossen, als ich in einer Meile Entfernung zwei Nashörner sah. Das Gelände war ziemlich offen, und bevor ich herankam, waren sie in trockenem Buschwerk verschwunden. Direkt in diesem Buschwerk befand sich etwas, das ich für einen niedrigen Hügel hielt und den ich für die Pirsch nutzen wollte. Aber mein Gewehrträger Sulimani widersprach dem aufs Heftigste. Er sagte, es sei kein Hügel, sondern Nashörner. Wir kauerten uns hinter einen kleinen Busch und warteten, aber nicht lange. Kaum lagen wir, da teilte sich die Gruppe, und ich sah, dass es sieben Nashörner auf einem Haufen waren. [1] Zwei stürmten in meine Richtung, und auf vierzig Yards schoss ich und streckte eines nieder. Später stellte ich fest, dass die Kugel seine Nase zertrümmert hatte, und ich besitze nun den riesigen, 18 Zoll langen Knochensplitter, auf dem die Hörner montiert sind.

Ich ließ Sulimani zurück, um das Tier zu häuten, und ging mit einem Träger hinter einem Oryx her, den ich in weit mehr als einer Meile Entfernung sehen konnte, an den ich aber nicht herankam. Ich folgte ihm fast fünf Meilen und passierte unterwegs ein weiteres Nashorn, das ich mir für den Fall merkte, dass ich den Oryx verlöre.

Auf dem Rückweg passierte ich eine immense Herde Elenantilopen, sicher hundert Stück, und kehrte dann zum Nashorn zurück. Es war 120 Yards entfernt und kehrte mir den Rücken zu. Ich setzte mich in das achtzehn Zoll hohe Gras und wartete. Nach zehn Minuten drehte sich das Nashorn um und ging langsam weidend auf mich zu. Der Mann, den ich bei mir hatte, bekam Angst, und nachdem er ein Stück durch das Gras gekrochen war, sprang er auf und rannte davon. Dies weckte das Tier auf, denn es hob den Kopf und blickte dem Mann hinterher, was mir die Chance gab, die ich wollte. Ich setzte eine Vollmantelkugel mitten in seine Brust, etwa zwölf Zoll hoch; es machte zwei oder drei kurze, schnelle Schritte und ging schwerfällig vornüber zu Boden, wobei sich sein Körper beim Fallen herumdrehte. Es machte einen vergeblichen Versuch aufzustehen, schaffte es aber nicht einmal, den Kopf zu heben, und lag dann reglos da. Ich gab einen zweiten

Schuss ab, um sicherzugehen, hätte aber genauso gut auf einen Felsen schießen können, da es sich in keiner Weise bewegte. Es schien nicht der geringste Hauch von Leben in ihm geblieben zu sein; also ging ich hin und fragte mich, was seine Hörner wohl messen mochten und wie ich es häuten und das Lager vor der Dunkelheit erreichen könnte.

All diese Vermutungen wurden jäh zunichte gemacht.



HEAD OF HELMETED GUINEA-FOWL.

Als ich weniger als zwanzig Yards entfernt war, rollte sich das riesige Tier herum und kam auf die Beine. Mein Gewehr war sofort an der Schulter, und ich jagte ihm eine Kugel ins Blatt; aber bevor ich einen zweiten Schuss abgeben konnte, griff die Bestie direkt an.

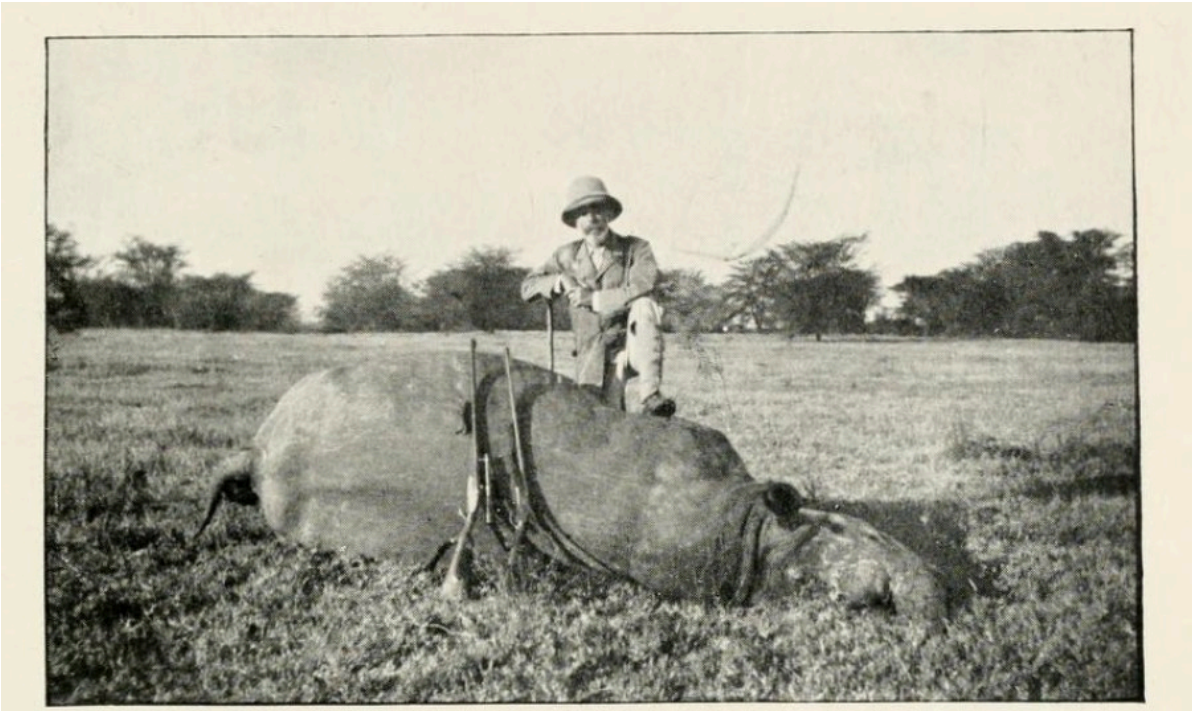
Ich begann im rechten Winkel zu seiner Bahn zu rennen, in der Annahme, das Nashorn würde wahrscheinlich in gerader Linie weiterlaufen, wie sie es gewöhnlich tun; aber beim ersten Schritt stolperte ich und fiel, und bevor ich wieder auf die Beine kommen konnte, war es über mir.

Ich war fast wieder auf den Beinen, als es mich traf. Es stieß mich zuerst mit der Nase, ließ sich mit beiden Knien auf mich fallen und warf mich dann, weit ausholend, im hohen Bogen über seinen Rücken. Das Horn drang in die Rückseite meines linken Oberschenkels ein, und ich sah das Tier tief unter mir, während ich durch die Luft flog. Es warf mich ein zweites Mal, aber an diesen Wurf kann ich mich nicht klar erinnern: und dann griff es ein drittes Mal an. Ich lag auf meiner rechten Seite, als die große schwarze Schnauze gegen mich gedrückt wurde. Dann fand ich mich auf meinen Füßen wieder – wie, weiß ich nicht – und torkelte davon. Während ich ging, senkte sich eine tintenschwarze Dunkelheit über mich. Nachdem ich vielleicht vierzig oder fünfzig Yards gegangen war und jeden Moment mit einem erneuten Angriff rechnete, fühlte ich, dass

ich mich genauso gut hinlegen und das Tier sein Werk ohne weitere Mühe beenden lassen könne; also legte ich mich hin.“ [2]

Der Ort, an dem die Katastrophe geschah, war fünfzehn Meilen von seinem Lager entfernt, und dieses Lager lag einen zwölfstündigen Marsch jenseits von Baringo. Der nächste Arzt war 136 Meilen entfernt – in Fort Ternan. Dort, in der Wüstensteppe, lag Eastwood völlig allein, ein zertrümmertes Wrack mit zerschmettertem rechtem Arm, eingedrückten und gebrochenen Rippen und vielen kleineren Verletzungen, Stunde um Stunde der brennenden äquatorialen Sonne ausgesetzt, während schaurige Geier dicht über ihm flatterten. Erst spät am Nachmittag fanden ihn seine Männer, und es war fast Mitternacht, ehe sie ihn ins Lager tragen konnten. Mit unbändigem Mut erreichte er, in einer Sänfte getragen, am zweiten Morgen Baringo; aber erst am achten Tag nach dem Unfall traf der Arzt ein und die notwendigen Operationen konnten durchgeführt werden. Der arme Eastwood verlor seinen rechten Arm, trägt aber ansonsten keine Spuren seines schrecklichen Erlebnisses davon.

Ein weiterer Nashorn-Zwischenfall: Herr Long-Innes, den ich nahe Baringo traf, hatte gerade dieses seltsame Abenteuer erlebt.



RHINO BULL—AS HE FELL.

Als er auf dem Weg nach oben den Hannington-See passierte, sah er plötzlich das Tier unter einer Zwergmimose schlafen, nur wenige Yards vom Pfad entfernt. Das Nashorn sprang in einem blinden Angriff auf die Beine. Da der Kikuyu-Gewehrträger mit dem Gewehr sofort das Weite gesucht hatte, blieb Innes nichts anderes übrig, als in die andere Richtung zu rennen, warf aber als Ablenkung seinen weißen Panamahut hinter sich. Das Nashorn hielt bei diesem Köder kurz inne, aber als es den fliehenden Kikuyu dahinter sah, wandte es seine Aufmerksamkeit diesem zu, holte ihn rasch ein und „beförderte“ den unglücklichen „Boy“ über seinen Rücken, um dann seinen Weg fortzusetzen. Kurioserweise wurde der Kikuyu nicht ernsthaft verletzt. Das stumpfe Horn des Nashorns hatte ihn unter dem Kinn getroffen – ein Schlag, der einem weißen Mann sicherlich das Genick gebrochen hätte, aber bei dem Wilden rief er lediglich „Prellungen“ hervor!

KAPITEL IX

JENSEITS VON BARINGO

(III) ORYX, ELENANTILOPE, IMPALA, JACKSON-KUHANTILOPE, DIKDIK USW.

Bisher hatten wir im gesamten Distrikt nicht mehr als fünfzehn oder zwanzig Oryx gesehen, aber am Tag nachdem ich den zweiten meines Paares (die durch die Jagdgesetze erlaubte Grenze) erlegt hatte, stieß ich auf eine Herde von nicht weniger als fünfzig dieser stattlichen Antilopen. Diese boten einen prächtigen Anblick; ihre glänzenden Hörner glichen einem Wald von aufgepflanzten Bajonetten, als sie in einer langen Reihe von Nordwesten heranzogen – zweifellos Neuankömmlinge auf der Wanderung. Sie wurden von Zebras und Gazellen begleitet, während mehrere Schakale an ihren Flanken hingen.

Es blieb noch für meinen Bruder übrig, sich sein Paar Oryx zu sichern, und ein oder zwei Tage später gelang ihm dies, indem er zwei Bullen aus dieser neu angekommenen Herde erlegte, von denen der beste eine außergewöhnlich schöne Trophäe von 34,5 Zoll trug; zudem brachte er einen jungen männlichen Oryx so groß wie eine Ziege mit, den er und die Männer im Gras gefangen hatten. Bei Tagesanbruch, als er aufbrach, hatte er zudem eine große Fleckenhyäne nahe dem Lager erlegt. Die einheimischen Jungen schrien ständig „Simba, simba“ (Löwe, Löwe); so war W., nachdem er auf über 100 Yards einen guten Schuss im Laufen abgegeben hatte, enttäuscht festzustellen, dass er nur eine Hyäne getötet hatte.

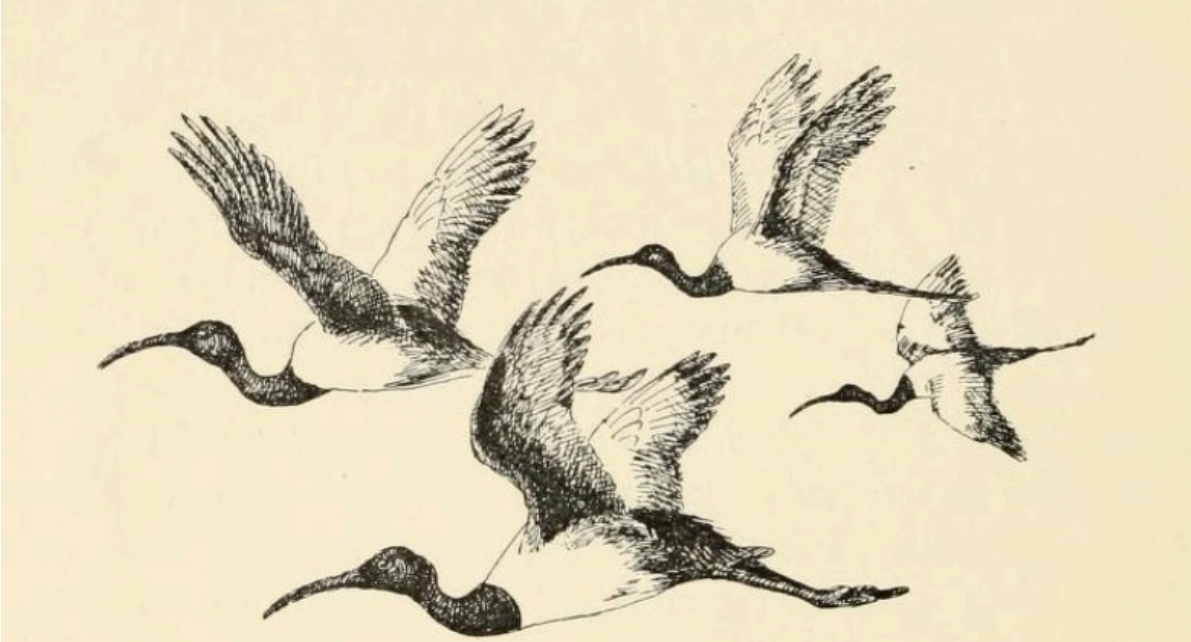
Während W. mit seinen Oryx beschäftigt war, widmete ich mich den Impalas, die hier prachtvolle Köpfe tragen; Exemplare von 28 Zoll sind keine Seltenheit, aber eines, auf das ich stieß, schien dieses Maß noch zu übertreffen. Natürlich entkommen immer die Größten, und das war auch bei meinem Rekord-Impala der Fall.

THE THREE-HORNED RHINO'S HEAD.
Lake Elmenteita in background.

[3] Dennoch enthielt der Vorfall eine Lehre, die erzählenswert sein mag. Ich hatte dieses Tier im lichten Wald „hochgemacht“ und es mit einem Schuss von hinten so schwer verletzt, dass ich bis auf zwanzig Yards an die Stelle heranging, wo es wehrlos stand, mit gesenktem Kopf und gespreizten Hinterläufen. Mein Gewehrträger drängte ständig: „Schießen Sie, schießen Sie“, aber ich hielt es für unnötig, bis der Bock ein paar Yards in dichteres Buschwerk torkelte, woraufhin ich unvorsichtig mit dem Einzellauf-Karabiner schoss und verfehlte. Selbst dann stand das kranke Tier da und blickte uns aus weniger als dreißig Yards Entfernung an. Ich nahm sein Blatt mit der Doppel-.303 ins Visier, aber das Gewehr stand auf „Sicherung“ (beachten Sie, dass der Karabiner keine Sicherung hat), und bevor ich diesen Fehler beheben konnte, verschwand der Impala mit einem lauten Husten über einen Kamm. Ich sah ihn nie wieder, obwohl ich den ganzen Tag und auch am nächsten an seiner Fährte blieb und Männer die Geier beobachten ließ, bis wir jenes Lager verließen. So groß ist die Lebenskraft afrikanischer Antilopen. Die Moral von der Geschichte ist: Spare nie an einer Patrone, solange das Wild noch auf den Beinen ist. Während ich in jener Nacht mühsam die Fährte suchte und dasselbe „Husten“ oder Niesen hörte, näherte ich mich der Stelle und erlegte einen anderen Impala mit schönem, starkem Kopf, aber er erschien im Vergleich wie eine Bagatelle. Ich habe Hunderte von Impalas gesehen, sowohl in Süd- als auch in Ostafrika, aber nie einen Kopf wie den, den meine Dummheit an jenem Tag wegwarf.

Wir hatten nun eines der zwei Hauptziele unserer Reise nach Baringo erreicht – jeder ein Paar Oryx. Aber beim anderen waren wir enttäuscht worden. Nicht eine einzige Elenantilope hatte ich persönlich mit Sicherheit in all den wunderschönen parkähnlichen Ebenen von Baringo gesehen, wo diese prachtvollen Antilopen noch wenige Wochen zuvor im Überfluss vorhanden gewesen waren. Das wussten wir von Herrn Archer im Fort Baringo, und seine Versicherung wurde durch alte Fährten reichlich bestätigt. Aber die Elenantilopen waren nicht mehr da, ebenso wenig sahen wir einen einzigen Büffel,

während von den Giraffen nur fünf oder sechs Nachzügler zurückgeblieben waren. Wir sahen nur noch zwei weitere Nashörner, von denen eines, obwohl völlig unbehelligt, einen entschlossenen Angriff auf meinen Jäger Elmi startete, der unvorbereitet und nur wenige Yards vom Tier entfernt knapp entkam. Die Hauptmassen all dieser Tiere hatten sich vorübergehend zurückgezogen, wahrscheinlich aus Wassermangel und vermutlich nach Norden, jenseits des (jetzt trockenen) Tangulwee-Flusses in das Schutzgebiet des Sugota-Reservats.



SACRED IBIS.

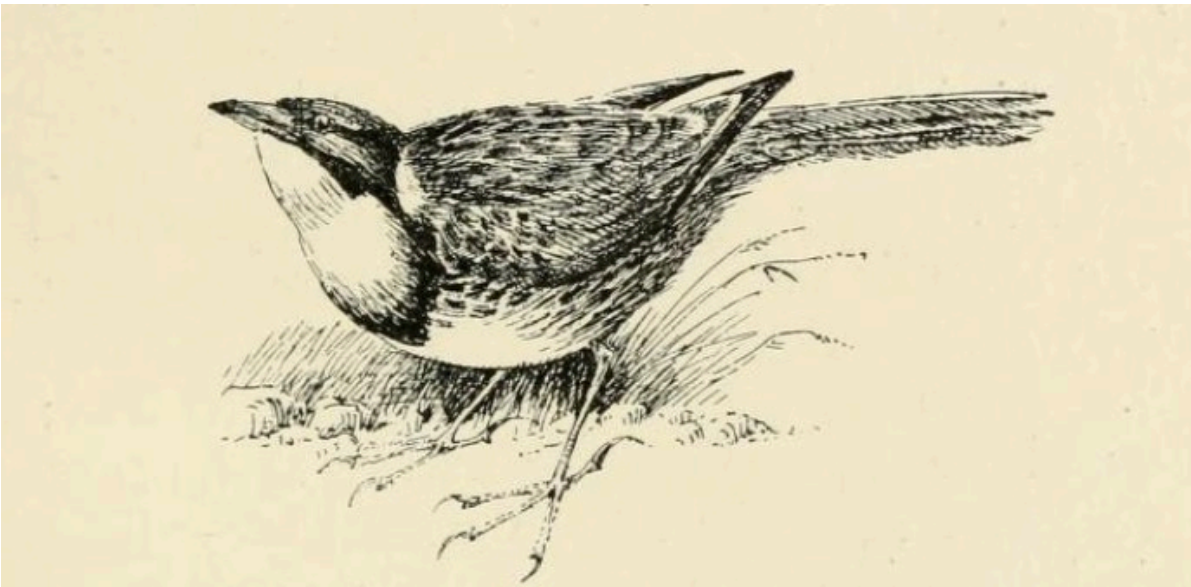
1. August. — Von Mittag bis zur Dämmerung verdunkelte ein Schwarm Heuschrecken, der nach Norden zog, den Himmel und bedeckte unser Lager. Am nächsten Tag war keine einzige Heuschrecke mehr zu sehen, aber die riesigen Marabus saßen mit vollen Kropfen auf den Bäumen – tatsächlich unfähig, ihre Schnäbel zu schließen!

Ich weiß nicht, ob Kuhantilopen am Baringo jemals häufig sind, [4] aber diese Antilopenfamilie ist so zahlreich und so charakteristisch für die britisch-ostafrikanischen Ebenen, dass ihr Fehlen hier bemerkenswert war; die wenigen, die wir sahen, waren alle *Bubalis jacksoni*. Mitglieder einer anderen Gruppe waren hier jedoch extrem zahlreich, nämlich die Dikdiks oder Gras-Antilopen. Diese kleinen Tiere, von denen einige Arten nicht größer als ein Hase sind, liegen fest im hohen Gras oder niedrigen Busch und springen einem vor den Füßen in einer Reihe von Sätzen davon, die jeder Gewehrkugel spotten, selbst wenn es angebracht wäre, eine abzufeuern. Aber an Tagen, an denen wir ausdrücklich mit der Schrotflinte ausgingen, bekamen wir kein Dikdik zu Gesicht. Eines Nachmittags, als ich halb schlafend unter einer Mimose lag und in der Mittagshitze ruhte, wurde ich durch ein seltsames Pfeifen ganz in der Nähe geweckt; als ich vorsichtig aufblickte, bemerkte ich ein kleines gehörntes Tier, das mich aufmerksam beobachtete, und sicherte es mit Schrot Nr. 6 aus der Paradox-Flinte, die glücklicherweise in Reichweite lag. Dies erwies sich als *Madoqua guentheri*, eine reinrassige kleine Antilope, obwohl ihre winzigen, geringelten Hörner nur 2,5 Zoll in der Länge massen und das beste, das wir seither geschossen haben, kaum 2,75 Zoll überstieg. Die Nase ist bemerkenswert verlängert und greiffähig und ragt gut einen Zoll über die Unterlippe hinaus. Ich hatte das Glück, ein oder zwei Tage später ein Weibchen zu erlegen. Das Männchen wog 7 lbs. Eine noch häufigere Art als diese (obwohl ich keine Gelegenheit hatte, eine zu schießen) ist von

schiefergrauer Farbe mit einem weißen Fleck am Hals; diese kann ich nicht identifizieren. Diese wurden in etwas dichterem Busch gesehen und waren manchmal bemerkenswert zahm.

Die Gestaltung der Baringo-Ebenen vom Gipfel des Laikipia hinunter zum See ist eine Reihe von Riesentreppen, am besten illustriert im folgenden groben Diagramm:

Eines Morgens, als wir das Lager von A nach B verlegten, war uns von unserem Wandorobo-Führer ein niedriger Koppie am Horizont als Standort des nächsten Lagers bezeichnet worden. Dieses Wahrzeichen war jedoch, wie wir während des Marsches entdeckten, gar kein Koppie, sondern ein Berggipfel der Kamasia-Kette, fünfzig Meilen entfernt jenseits des Sees.



AN AFRICAN LARK, OR "LONG-CLAW" (*Macronyx croceus*).
Throat and lower parts, also eyebrow, golden-yellow.

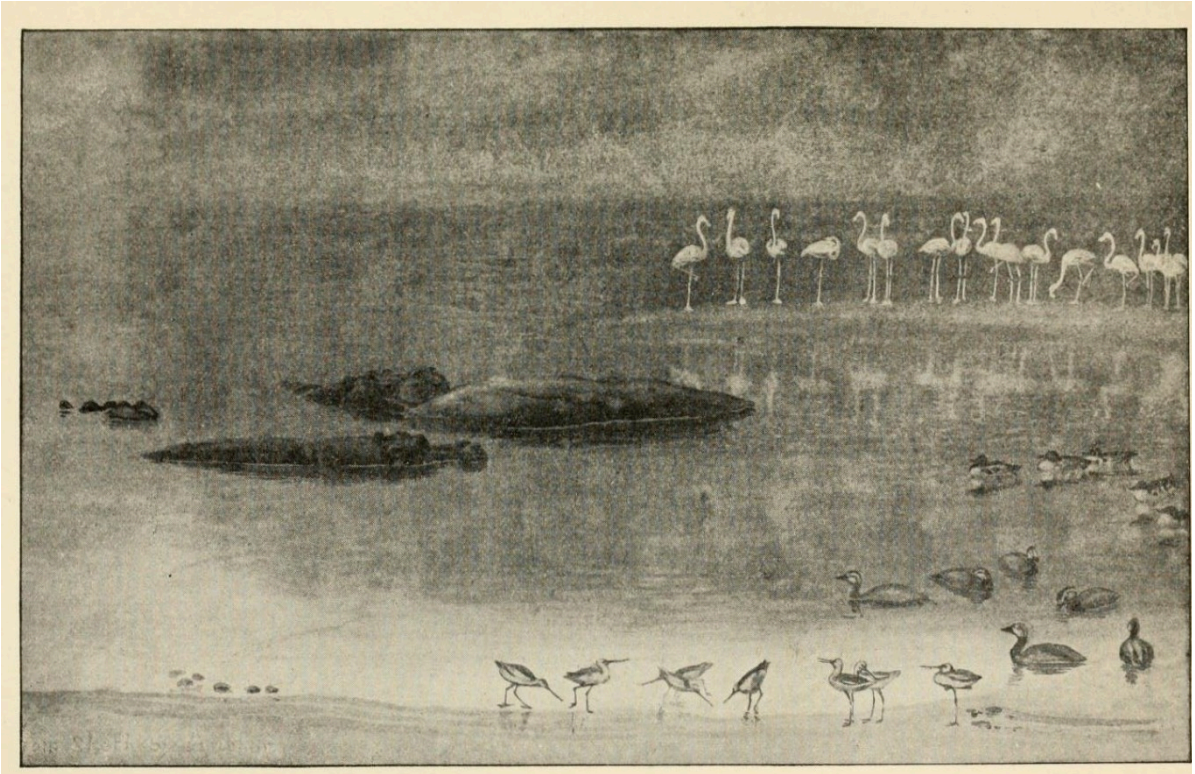
In der Zwischenzeit waren die irregeführte Safari an einem Punkt, mein Bruder und ich an zwei anderen, alle getrennt, den schroffen Steilhang jenseits von B hinabgestiegen; und auf dieser unteren Ebene, einer Region mit weitaus dichterem Busch, bemerkte ich diese unbekannten Dikdiks am markierten Punkt C sowie einige prächtige Wasserböcke. Da ich nur zwei Gewehrträger bei mir hatte und wusste, dass wir bereits verloren waren und Gefahr liefen, erneut „von der Nacht überrascht" zu werden (zudem wurden wir wieder von einem Gewitter und sintflutartigen Regenfällen eingeholt), wollte ich uns nicht mit Wild belasten. So ging eine mögliche Chance verloren, eine neue Spezies zu sichern; denn bevor wir nach Stunden der Angst endlich das Lager erreichten, mussten wir den Steilhang wieder hinaufsteigen und besuchten die untere Ebene nie wieder. Natürlich kann der Eindruck eines Tieres, das man lediglich im Busch sieht, wie nah auch immer, völlig falsch sein; dennoch kann ich dieses weißhalsige, schieferblaue Dikdik mit keiner der Beschreibungen oder Abbildungen im *Book of Antelopes* identifizieren. [5] Es ist zumindest sicher, dass zwei Arten in diesen Baringo-Ebenen vorkommen.

Der eben erwähnte Wandorobo-Führer war ziemlich interessant. Er war uns von Archer geliehen worden und als er in unser Lager kam, war er völlig nackt und besaß nichts außer einem Speer und einem Draht-Fußreif. Wir gaben ihm eine Decke; aber er betrat nie ein Zelt, sondern zog es vor, sich wie ein Hund unter irgendeinem Busch direkt hinter unseren Zelten zusammenzurollen. Er hielt sich von den Swahili fern, und wenn diese den wilden Wilden verachteten, so beruhte das Gefühl sicherlich auf Gegenseitigkeit. Er

machte sein eigenes Feuer und kochte Fleischreste und Knochen, die er bei den verschiedenen Mahlzeiten sammelte und aus denen er Marksuppe kochte. Aber er war sichtlich auf Erwerb aus. Beginnend mit einer leeren Keksdose, in der er Reis und Stücke von Biltong aufbewahrte, sammelte er nach und nach Besitz an. Bei unserer Rückkehr nach Baringo trug er einen recht großen Ballen „Amerikani“ (Baumwollstoff) bei sich, von dem wir nicht wussten, was er enthielt, der aber sichtlich voll mit irgendetwas war. Hier in Äquatorialafrika erkennt man, dass „Besitz“ wahrhaftig gleichbedeutend mit Raub sein kann!

Als Führer erwies er sich als Versager, teils wegen seiner Furcht vor buschigem Gelände, in dem er ständig Nashörner vermutete; aber er bewies einen wunderbaren Instinkt dafür, uns an den unwahrscheinlichsten Stellen zu Wasser zu führen.

Wir befanden uns nun im Land der Suk und konnten gelegentlich Milch usw.



DAY-DAWN ON LAKE ELMENTEITA.

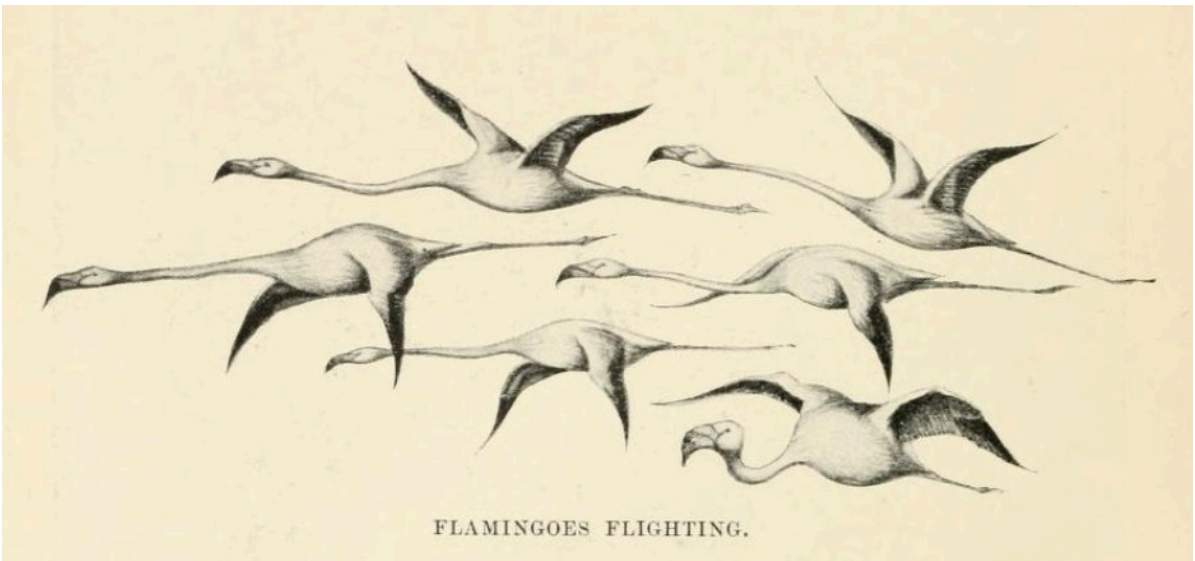
von diesen freundlichen Wilden im Austausch gegen farbige Perlen und Eisendraht erhalten. Dennoch ist man im Wesentlichen immer auf die eigenen Vorräte angewiesen, und der folgende Eintrag im Tagebuch zeigt die Notlage, in der wir uns zu diesem Zeitpunkt befanden: „Die Milch ist ausgegangen und der Kaffee ebenfalls; Suppen schon vor Wochen. Es ist nur noch eine Kerze übrig und eine Dose Kekse – sonst nichts. Wir leben nun von Wildbret und Reis, trinken schwarzen Tee und gehen im Dunkeln zu Bett.“

Anfang September verließen wir das gastfreundliche Heim von Baringo, jenen entlegenen Grenzposten des Empire, wo ein einzelner Brite mit Hilfe eines Lehm-Fachwerk-Hauses, einiger Lehmhütten, siebzig einheimischer Soldaten und einiger Rollen Stacheldraht die Kontrolle und moralische Vorherrschaft über wimmelnde wilde Stämme aufrechterhält. Nach Süden marschierend, lagerten wir am dritten Abend am Molo-Fluss unter der am weitesten ausladenden Mimose, die ich je sah. Der Ort heißt, glaube ich, Ya-Nabanda. Hier beabsichtigten wir zwei Tage lang haltmachen, um uns noch einige Exemplare der großen Jackson-Kuhantilope zu sichern. Es war mir gelungen, zwei Bullen zu schießen, die Köpfe von 22 bzw. 20,25 Zoll trugen, und am zweiten Abend brachte W. einen noch

schöneren Kopf von 22,25 Zoll ein, war jedoch trotz allem seltsam entmutigt und niedergeschlagen.

Beim Vergleich der Erlebnisse stellte sich heraus, dass sich ein seltsamer Zufall ereignet hatte. Wir waren beide an jenem Tag endlich auf Elenantilopen gestoßen – Tiere, bei denen wir die Hoffnung, sie zu sehen, bereits aufgegeben hatten. In meinem Fall war es eine einzelne Elenantilope in Gesellschaft von Zebras und kleinen Kuhantilopen. Selbst aus der Ferne sah ich am quadratisch gebauten Hinterteil und dem stark buschigen Schwanz, der nach den Fliegen an seinen Flanken schlug, sofort, dass dies ein für mich neues Tier war. Bei näherer Annäherung erkannte ich es als eine Elenantilopen-Kuh, die lange, aber schwache Hörner trug. Ich schlich mich bis auf 100 Yards an die Gruppe heran und genoss die Szene in vollen Zügen. Aber eine Elenkuh war kein freies Wild, und ich schoss stattdessen einen Wasserbock-Bullen.

Unterdessen war W. östlich des Flusses auf eine Herde von nicht weniger als fünfzig Elenantilopen gestoßen, die jedoch nur einen einzigen großen, schweren Bullen umfasste. Dieses prächtige Tier hatte er angeschossen, war aber unglücklicherweise nicht mehr herangekommen, bevor die Dunkelheit einsetzte. Wir beschlossen daher, in diesem Lager zu bleiben, bis wir jeder unseren einen Elen-Bullen erlegt hatten, da dies die gesetzlich erlaubte Grenze war. Eine herbe Enttäuschung erwartete uns am nächsten Morgen.



FLAMINGOES FLIGHTING.

Wir hatten beide zu jener Zeit unter der harten Arbeit gelitten, die das ständige Hinterherkriechen hinter Oryx, Kuhantilopen usw. über den harten, kieseligen Boden mit sich brachte. Schnitte und Schürfwunden, aufgescheuerte Knie und zerkratzte Unterarme sind der Normalzustand des weißhäutigen Jägers in Afrika, aber heute (8. September) war mein Bruder völlig unfähig zu gehen, da ein Knie auf die Größe eines Kürbisses angeschwollen war. Dementsprechend musste ich allein aufbrechen, während W. mir in der Dunkelheit nachrief, ich solle ihm auch einen Bullen besorgen, falls sich eine doppelte Chance böte. Nichts schien unwahrscheinlicher, da ich nach mehr als zweimonatigem Umherstreifen bis dahin überhaupt noch nie einen Elen-Bullen zu Gesicht bekommen hatte.

Bevor die Sonne ganz oben war, hatte ich einige felsige Hügel erreicht, die wir Leopard's-Kop nannten (da ich hier auf unserem Marsch nach Norden vor einem Monat eines dieser Tiere verfehlt hatte) und die nicht weit von der Stelle entfernt waren, wo mein Bruder die Elenantilopen in der Nacht zuvor gesehen hatte. Hier beobachteten wir eine Ansammlung von Geiern in der Hoffnung, dass sie uns zu seinem angeschossenen Bullen führen könnten, als Elmi in der Ferne drei Elenantilopen entdeckte. Bald drifteten die

Geier aus dem Sichtfeld, und wir wandten unsere Aufmerksamkeit dem frischen Wild zu. Die Elenantilopen weideten in einem lichten Wald aus einer Art Zwergeichen, die noch die gelbbraunen Blätter des vorangegangenen Sommers trugen, zwei Meilen entfernt und direkt unter dem Wind. Dies machte einen langen Umweg erforderlich – eine Stunde harter Arbeit, bevor wir die Windseite gewannen. Dann brachte mich vorsichtiges Pirschen in Schussweite; aber so dicht und üppig waren Busch und Gras, und so fatal harmonierten ihre verdorrten Farben und das herabhängende Laub mit dem gelbbraunen Fell der Elenantilopen, dass ich sie nicht ausmachen konnte, bevor sie sich bewegten. Ich sah nun, dass das Trio einen prachtvollen alten Bullen enthielt, ein massiges Tier von blaugrauer Färbung. Den genauen Charakter der anderen beiden konnte ich nicht unterscheiden. Eine zweite Pirsch (in sehr viel offenerem Gelände) schlug ebenfalls fehl, und diesmal hatte das Wild, wie ich befürchtete, etwas bemerkt, denn sie preschten davon und wir verloren sie völlig aus den Augen und dem Kontakt. Stunden harter Arbeit und ständigen Ausspähens vergingen, bis wir schließlich unsere drei Freunde wieder entdeckten – erneut weit entfernt unter dem Wind. Ein weiterer langer Umweg folgte; aber das Glück war uns diesmal hold.

Erstens weideten die Elenantilopen nun in einem Wald, in dem sich breite Grasflächen zwischen dem Baumbestand auftaten; zweitens stellten wir nach Abschluss unserer letzten Annäherung fest, dass die drei über eine der besagten Lichtungen auf uns zu weideten. Zudem hatten sie in der langen Zwischenzeit ihr Misstrauen vergessen und grasten in absoluter Sicherheit auf uns zu. Zuerst kam eine große alte Kuh mit sehr langen Hörnern; dann ein prächtiger Bulle in seinen besten Jahren; zuletzt der oben erwähnte herrliche alte Patriarch, der den Abschluss bildete. Ich war tief beeindruckt von seinem eisengrauen Fell und den massigen Proportionen, wobei die schwere, hängende Wamme über das Gras fegte. Das Trio passierte unsere Front in 120 Yards Entfernung, aber der Schuss, den ich abgab, war keineswegs brillant, wenngleich er nicht erfolgreicher hätte sein können. Er traf das Rückgrat hinter dem Blatt (einen Fuß zu weit hinten) und streckte den großen Bullen auf der Stelle nieder, ließ ihm jedoch genug Lebenskraft, um sich auf die Vorderläufe zu erheben und so stehen zu bleiben – wie ein Hund auf seinen Hinterteilen sitzt. Die anderen beiden rannten beim Knall des Gewehrs davon; aber bald hielten sie

inne, blickten zurück und sahen, dass ihr Anführer anscheinend noch auf den Beinen war, und warteten darauf, dass er wieder zu ihnen stieße. Die Entfernung betrug nicht viel mehr als 200 Yards, was mir einen guten Schuss auf den zweiten Bullen ermöglichte. Auch er wurde zu hoch getroffen, aber tödlich, und bewegte sich kaum 100 Yards weit. Beide prachtvollen Tiere standen tatsächlich kampfunfähig ganz in der Nähe und in voller Sichtweite da.

Ich schickte Elmi vor, um dem zweiten Bullen den Rest zu geben, und ging auf den ersten zu, der, unfähig sich zu bewegen, mein Herankommen mit milden, vorwurfsvollen Augen beobachtete, was die wilde Freude über den Erfolg dämpfte. Er war ein wahrer Patriarch, seine Stirn geziert mit einer Matte aus dunklem, lockigem Haar, das seitlich in Kastanienbraun überging und durch einen weißen Fleck an jedem Tränengang hervorgehoben wurde. Obwohl fast kahl von Haaren, zeigte der riesige blaugraue Körper immer noch die gelben vertikalen Streifen, wenn auch undeutlich. Die Hörner waren altersbedingt abgenutzt und hielten dem Vergleich mit denen des jüngeren Bullen nicht stand, die gerade 26 Zoll massen. Das letztgenannte Tier hatte eine helle, rehbraune Farbe mit gelben Streifen. Ihm fehlten die struppige Stirn und die hängende Wamme, aber er trug ein schweres Haarbüschel unter dem Hals, das beim älteren Bullen fast abgenutzt war.

[1] Wie in einem späteren Kapitel berichtet, stieß der Autor bei einer Gelegenheit auf einen „Hügel“ von sechs Nashörnern auf einem Haufen.

[2] *Globe Trotter*, März 1907.

[3] Aus Erfahrung leite ich dieses Ergebnis ab – dass die scheinbare Größe eines im Feld gesehenen Kopfes unverhältnismäßig stark von der Spanne der Hörner im Gegensatz zu ihrer Länge beeinflusst wird. So wird zum Beispiel von zwei Impalas mit jeweils 25 Zoll

derjenige mit einem breiten Kopf von 20 Zoll Spanne doppelt so groß erscheinen wie der andere, der nur 12 Zoll oder weniger misst.

[4] Der Mugitani-Fluss markiert praktisch die nördliche Grenze der Jackson-Kuhantilope im Rift Valley.

[5] Die folgende Tabelle gibt die ungefähre Verteilung der ostafrikanischen Dikdiks an und mag für Sportsmänner, die in jenem Land jagen, nützlich sein:

| Spezies | Fundort |

| | |

| Günther-Dikdik (*Madoqua guentheri*) | Baringo |

| Unbekanntes Dikdik | Baringo |

| Cavendish-Dikdik (*M. cavendishi*) | Elmenteita, Enderit usw. |

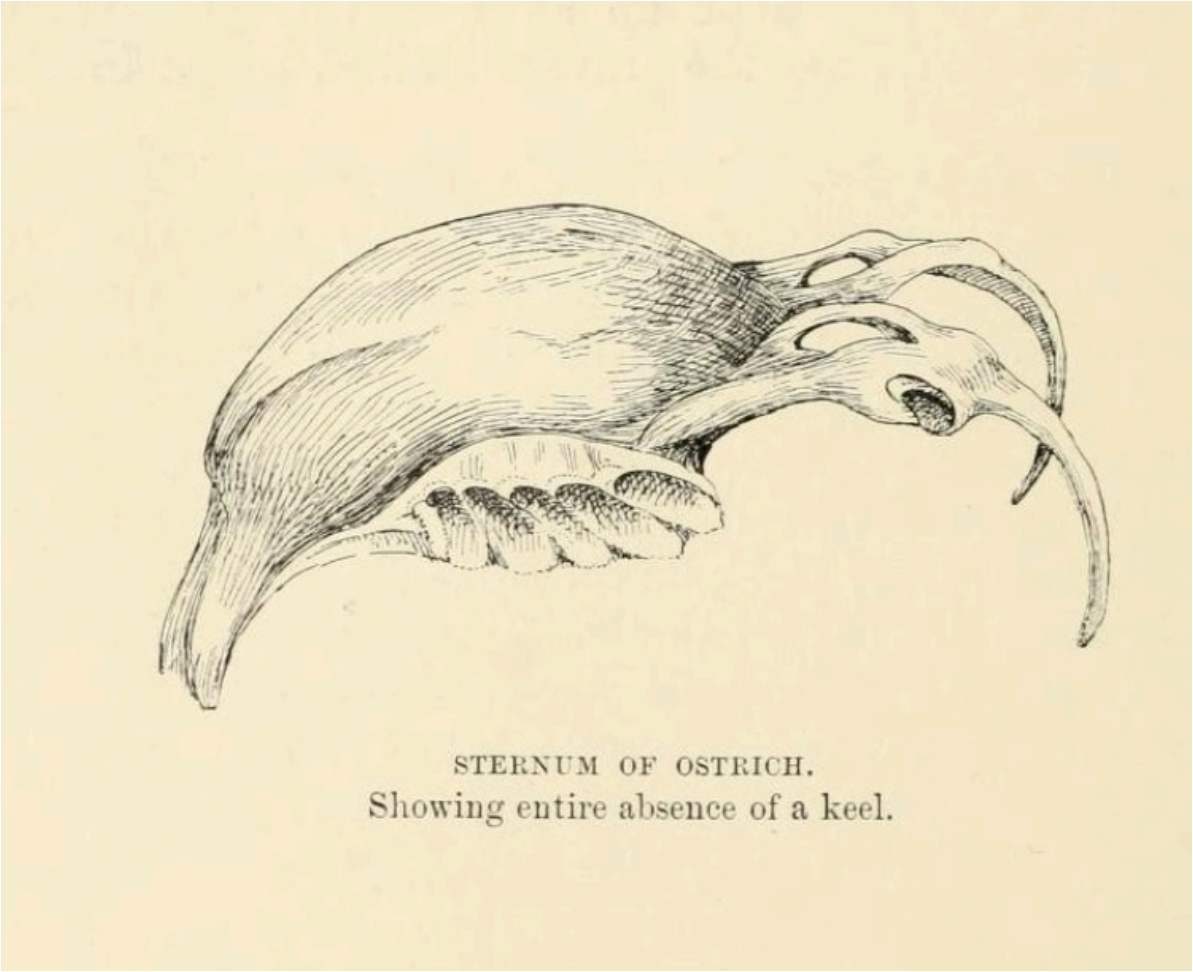
| Hinde-Dikdik (*M. hindei*) | Simba, Makindu usw. |

| Kirk-Dikdik (*Neotragus kirki*) | Nur Küstenregion |

Geschätzte Gewichte im Feld sind zwangsläufig unsicher, doch dieser jüngere Elenantilopen-Bulle erschien meinem Auge an Masse und Gewicht etwa gleichwertig mit einem großen norwegischen Elchbullen. Für das letztgenannte Tier habe ich tatsächlich ein Gewicht von 1.260 lbs. (ca. 572 kg) im aufgebrochenen Zustand ermittelt. Sollte dieser Vergleich zutreffen, könnte der Patriarch mit seinem weitaus massigeren Körperbau und dem deutlich höheren Fettanteil im liegenden Zustand fast eine Tonne Lebendgewicht auf die Waage gebracht haben.

Das Anpirschen sowohl an die Elenantilope als auch an die Jackson-Kuhantilope war echtes Pirschen, worunter ich verstehe, dass das Wild die Anwesenheit des Jägers weder sah noch vermutete, bis es die Kugel erhielt. Die Annäherung an Oryx, Coke- und Neumann-Kuhantilopen, Gnus, Grant-Gazellen, Zebras und andere Bewohner der vollkommen offenen Ebenen ist kaum Pirschen im strengen Sinne. Es ist eher ein Ausmanövrieren – doch unserer Sprache mangelt es an präzisen Fachbegriffen für das Waidwerk. Das Pirschen im Busch ist, wie bereits erwähnt, wiederum eine ganz eigene Kunst.

Nachdem wir die beiden Elen-Bullen abgehäutet hatten, lagen vier Marschstunden zum Lager vor uns, und kurioserweise sah ich auf dem Rückweg vier weitere Elenantilopen. Zehn Tage später fand ich diese Antilopen in einiger Zahl nahe dem Elmenteita-See, wo zwei Monate zuvor keine gewesen waren. Offensichtlich zogen die Elenantilopen zu diesem Zeitpunkt (September) in beide Distrikte.



STERNUM OF OSTRICH.
Showing entire absence of a keel.

Ich sollte hinzufügen, dass alle, die ich sah, vergleichsweise junge Tiere waren; nie wieder sah ich in jenem Jahr einen dieser schweren alten Patriarchen wie jenen, dessen Kopf nun meine Wände ziert.

Neben dem erwähnten Wild trafen wir von diesem Lager am Molo-Fluss aus auch auf folgende Arten: Wasserböcke, Duckantilopen und Steinböckchen, jeweils einige wenige; Strauße waren zahlreich, ebenso wie die großen „Paau“ oder Riesentrappen, während der Dornendschungel westlich des Flusses Buschschweine beherbergte.

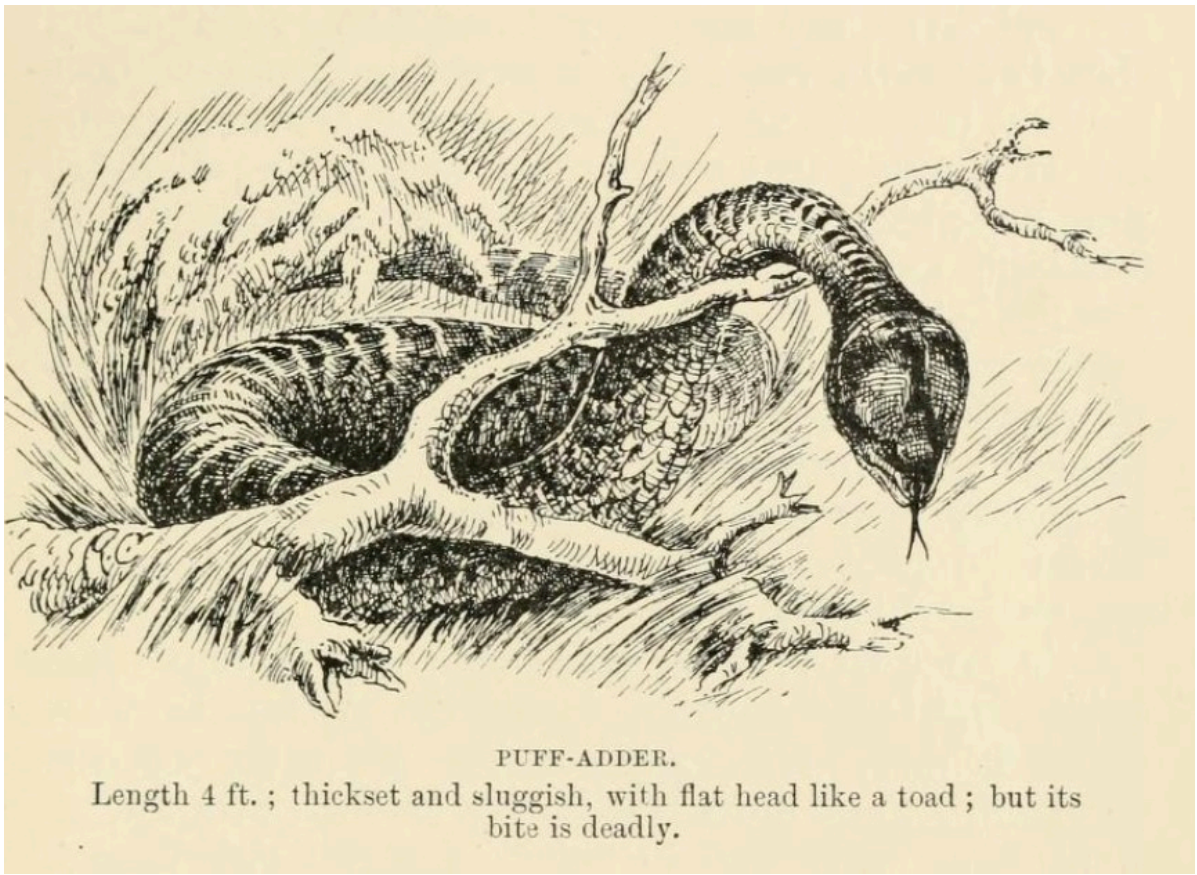
OSTAFRIKANISCHE BUSCHSCHWEINE

Folgend die Maße eines großen Buschschwein-Ebers: Länge von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 5 Fuß 4 Zoll, wovon der Schwanz 13 Zoll mass; Schulterhöhe 30 Zoll; Gewicht im erlegten Zustand 270 lbs. (ca. 122 kg). Das ostafrikanische Buschschwein lässt sich auf eine halbe Meile Entfernung vom Warzenschwein durch seine weiße „Mähne“ aus schwerem, herabhängendem Haar unterscheiden. Zweimal sah ich einen Hyänenhund, jeweils ein einzelnes Tier. Grant-Gazellen gab es reichlich, aber von den Thomson-Gazellen trafen wir nur zwei oder drei an. Dies ist die Grenze ihres nördlichen Verbreitungsgebiets, das praktisch durch den Äquator begrenzt wird. Jenseits von Baringo existieren keine mehr. [1]

An diesem Punkt trafen wir auf zwei Einheimische vom Stamm der Wandorobo, die mit Hilfe eines Esels jagten. Sie hatten das Tier mit einem Paar hölzerner Hörner ausgestattet und näherten sich, hinter ihm kauernd und es mit einer Schnur an der Nase führend, nahe genug an, um – wie uns erzählt wurde – Kuhantilopen und sogar so großes Wild wie Elenantilopen mit ihren vergifteten Pfeilen zu erlegen. Ihre Bogen waren primitiv und

schienen sehr schwach. Sie benutzten sie horizontal, entlang der Linie des Eselsrückens gehalten.

Ein kurioser Zwischenfall ereignete sich während der Jagd von diesem Lager aus. Ich pirschte mich an eine kleine Gruppe von vier Jackson-Kuhantilopen heran. Vor Beginn der Pirsch hatten mein Bruder und ich ein einzelnes Zebra bemerkt, das schlafend an einem grasbewachsenen Hang dahinter stand. Mein erster Schuss brach dem besten Bullen das Blatt, aber bevor sie ganz außer Reichweite waren, hielten die anderen drei inne, um zu spähen, wobei ein guter Bulle einen Ameisenhügel bestieg. Ich versuchte den zweiten Lauf auf ihn, Entfernung etwa 300 bis 350 Yards, und hörte die Kugel deutlich einschlagen. Was war meine Überraschung, als ich beim Aufspringen sah, dass diese Kugel nicht die anvisierte Kuhantilope getroffen hatte, sondern das unglückliche Zebra 100 Yards dahinter, dessen Existenz ich völlig vergessen hatte und das im Moment des Schusses eigentlich außerhalb meines Sichtfeldes war.



PUFF-ADDER.
Length 4 ft.; thickset and sluggish, with flat head like a toad; but its bite is deadly.

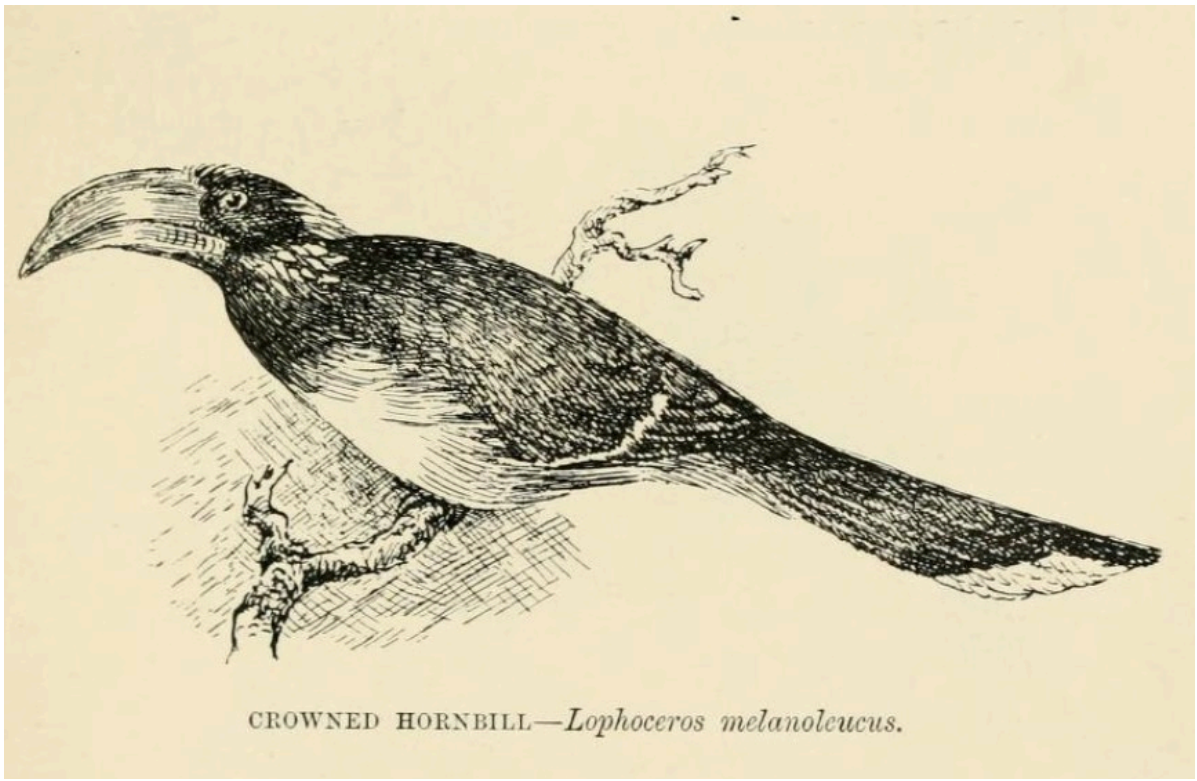
Er muss den Hang hinuntergetrabt sein, als die verirrte Kugel genau an der Schwanzwurzel einschlug. Das Zebra kämpfte noch *in extremis*, als wir zur Verfolgung der lahmen Kuhantilope vorbeieilten, aber es dauerte Stunden, bis wir letztere einholten, und bei unserer Rückkehr war das Zebra tot. Unsere Männer weigerten sich folglich, das Fleisch zu essen, da es nicht geschächtet worden war, welches somit vergeudet gewesen wäre, gäbe es nicht Hyänen, Schakale, Geier und Marabus. Achtundvierzig Stunden später passierte ich die Stelle erneut, und keine Spur, nicht einmal ein Knochen, war übrig geblieben – nur ein Kreis niedergetretenen Grases und ein paar riesige Federn. Dieses Zebra war ein alter Hengst, fast zahnlos und von Löwen übel zugerichtet – ein feines Exemplar; aber es ärgerte mich, ihn hier getötet zu haben, da ich meine zwei Exemplare eigentlich nahe der Eisenbahnstrecke erlegen wollte, während ich nun gezwungen war, das schwere Fell und den Kopf etwa fünfzig Meilen weit zu tragen.

1. September. — Unser junger Oryx starb trotz aller Bemühungen. Frische Milch war es, was er brauchte, und diese weigerten sich die Masai zu verkaufen. Dennoch

kamen sie täglich in unser Lager, um Medizin zu erbitten; der Häuptling wollte die Brust seines Kindes und das Bein seiner Frau geheilt haben und so weiter. Wir erklärten ihnen mit einigem Nachdruck die Prinzipien der Gegenseitigkeit, woraufhin sie Milch schickten – als es zu spät war. Dennoch gaben wir ihnen Bowes Einreibung, Alcocks Pflaster, Fruchtsalz usw., und W. behandelte sie alle reihum. Ergebnisse unbekannt.

Der letzte Marsch vom Molo-Fluss zur Eisenbahn bei Nakuru beträgt dreiundzwanzig Meilen über wasserloses Veld. Diesen langen Marsch vermieden wir, indem wir Wasser vom kleinen Rangai-Fluss mitführten, was uns ermöglichte, auf halbem Weg für die Nacht zu lagern. Indem sie belaubte Zweige in jeden Wassereimer legten, schafften es die Swahili-Träger, diese ein Dutzend Meilen weit zu tragen, ohne einen Tropfen zu verschütten, und das zusätzlich zu ihren regulären Lasten.

Am folgenden Tag marschierten wir in Nakuru ein, durch eine Region mit sehr grobem, saurem Gras, wo wir wenig oder gar kein Wild sahen. Wir waren vierunddreißig Tage auf dieser Baringo-Reise unterwegs gewesen und hatten vierundvierzig ausgewählte Trophäen von Großwild gesichert, darunter zwölf verschiedene Arten, außerdem Strauß und Riesentrappe. Selbst diese Zahlen, so beeindruckend sie scheinen, repräsentieren nicht den vollen Faunenreichtum des Landes, denn (wie berichtet) trotzten einige andere unseren Bemühungen.



CROWNED HORNBILL—*Lophoceros melanoleucus.*

Es gab zudem mehrere Arten, von denen ich zuvor in Südafrika Exemplare geschossen hatte – wie Buschbock, Duckantilope, Steinböckchen usw. – und die ich nicht erneut behelligte. Und ein kurzer Monat reicht nicht aus, damit all die prachtvolle Vielfalt des Wildlebens, die man hier sieht, jeweils ihren gebührenden Anteil an Aufmerksamkeit erhält.

In Nakuru erhielten wir einen Sack Post – die ersten Nachrichten von zu Hause seit achtzig Tagen.

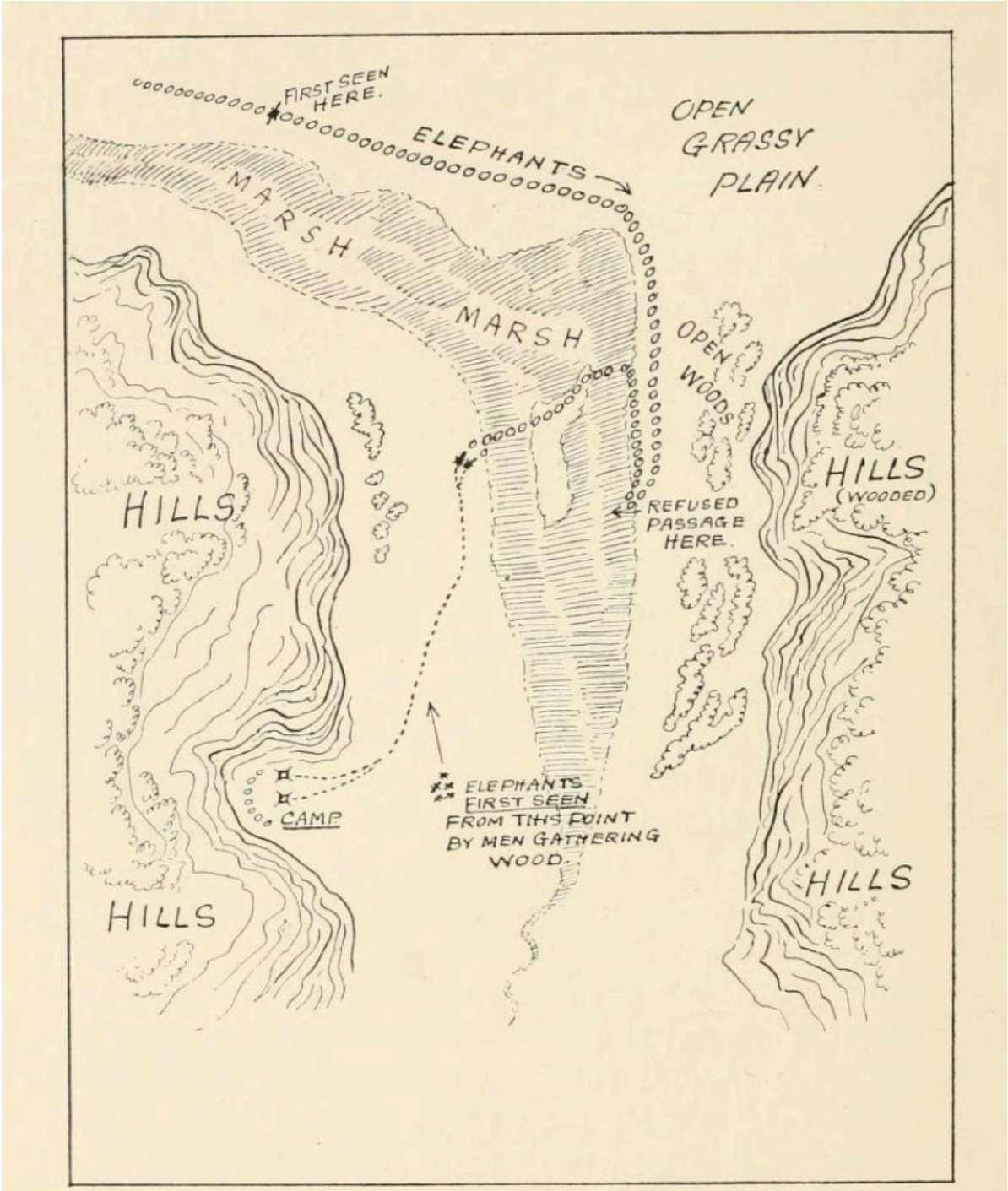
KAPITEL X

AUF SAFARI

EIN SKIZZE DES LAGERLEBENS IN BRITISCH-OSTAFRIKA

Die Annehmlichkeiten des Lagerlebens variieren mit dem Breitengrad. Afrika, die Heimat der Zelbewohner, bietet das Ideal; nördliche Länder zu oft das Gegenteil. Man vergleiche die Härten des Lebens unter Leinwand in subarktischen Regionen – besonders in großen Höhen, wie auf den Rentierfjells Norwegens, oder selbst in den tiefliegenden Wäldern Schwedens oder Neufundlands. Dort wird jeder Jäger von nur einem einzigen Achates begleitet, dessen Funktionen sowohl die des Gewehrträgers am Tag als auch die des Kochs und Dieners bei Nacht vereinen. Wenn die Dunkelheit hereinbricht, kehrt man in ein leeres Lager zurück; Feuer müssen entzündet werden – auch wenn der Regen in Strömen herabgeht – und das Abendessen muss gekocht werden, bevor die Tagesarbeit abgeschlossen ist. Komfort oder auch nur der Anschein davon wird selten erwartet, noch seltener gefunden. „Ich bin vor dem Mast um das Kap Horn gefahren", schreibt mein Bruder, „und das war kein Bett aus Rosen in den alten Tagen der Windjammer; aber es war kein bisschen unerträglicher als vierzehn Tage richtig schlechtes Wetter unter Leinwand auf dem Hochfjell."

In Afrika hingegen ist das Zeltleben ein Normalzustand, und das System und der Brauch des Lagerns im Freien wurden auf das Niveau einer Kunst gehoben. Unbehagen und Mühe sind, oder sollten es sein, unbekannt. Vor der Ankunft in Afrika wurde bereits die gesamte Safari zusammengestellt, geschulte Männer organisiert, um ins Feld zu ziehen – zumeist Swahili. Dieses Wort „Safari" ist übrigens völlig unübersetzbar. Es hat keine britische Entsprechung, obwohl es auf britischem Territorium täglich gebraucht wird; die übliche Wiedergabe als „Karawane" ist gleichermaßen ungenau wie unzureichend. Eine Safari umfasst eine mobilisierte Expedition, die organisiert und ausgerüstet ist, um ins Feld zu ziehen und in jede Richtung zu reisen, sei es zu Zwecken des Sports, des Handels oder anderweitig. Ihre Bestandteile umfassen: (1) Die einheimischen Träger, welche die Zelte, das Lager- und Kochgeschirr, die Vorräte, den Proviant und kurz gesagt die gesamte Ausrüstung tragen; deren Hauptlast jedoch letztlich der Reis für ihren eigenen Verzehr ist.



SKETCH-MAP OF SOLAI, ILLUSTRATING OPERATION WITH ELEPHANTS.

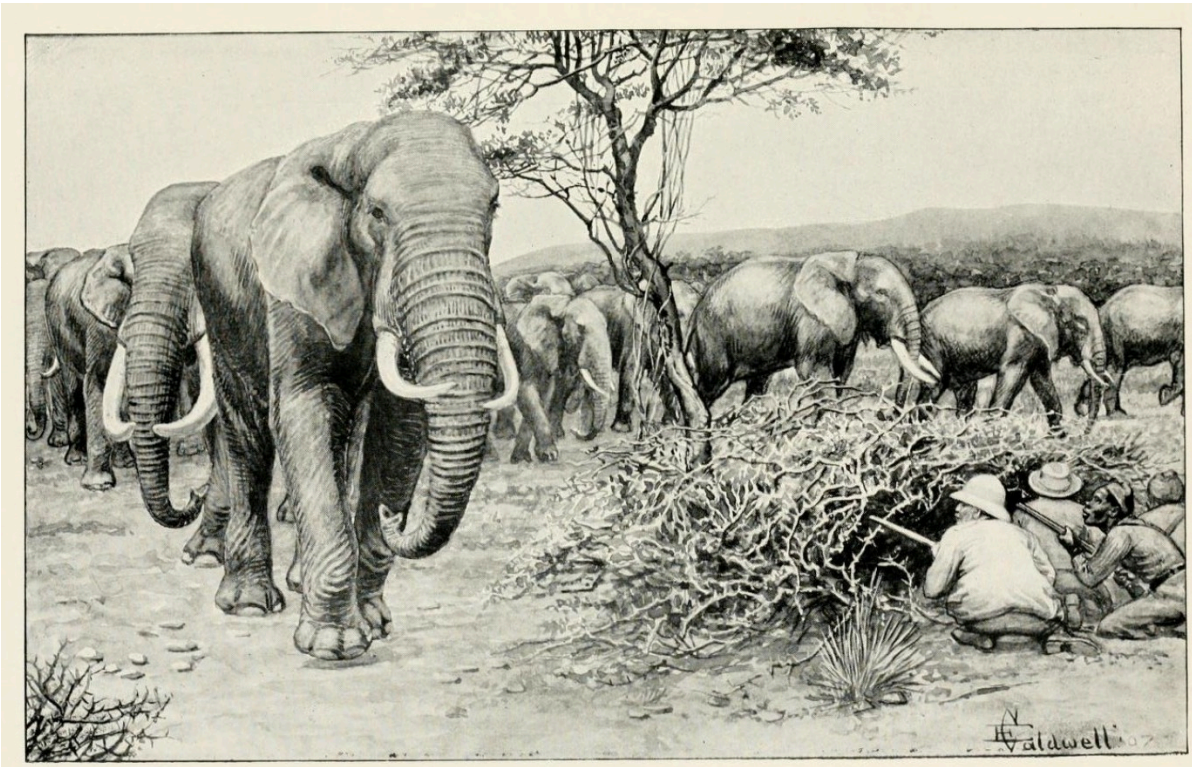
Diese Männer tragen jeder 60 lbs. (ca. 27 kg) auf dem Kopf, und ihre Anzahl hängt zwangsläufig von Umfang und Dauer der Expedition ab. Dreißig oder vierzig Träger genügen für Zwecke wie die unseren. Als nächstes kommen (2) die Askaris oder einheimische Polizei, jeder bewaffnet mit einem Snider-Gewehr zum Schutz des Lagers bei Nacht und Tag. Ihre Aufgaben umfassen die Nachtwache, das Unterhalten der Feuer usw., aber kein Lastentragen. Drittens kommen der Koch und die Kochgehilfen, ein „Tentboy“ oder persönlicher Diener für jeden Sportsmann – dies sind meist „Missionsjungen“, die sich ein paar Brocken Englisch angeeignet haben – und Syces (Pferdeknechte) für Ponys, falls solche benutzt werden. Schließlich, obwohl von größter Bedeutung, kommt der Neapara oder Vorarbeiter, der die ganze Menge leitet und von dessen Führungsfähigkeit weitgehend der Komfort, wenn nicht gar der Erfolg der Expedition abhängt.

Es bleiben noch die Jäger aufzuzählen, jeder mit seinen begleitenden Gewehrträgern. Meist werden Somalis beschäftigt, und wenn sie vom rechten Schlag sind, sind sie bei weitem die besten Shikaris; aber die „Jägerfrage“ ist komplex und kann hier nur beiläufig erwähnt werden.

Doch genug solcher Details. Der Zweck dieses Kapitels ist es, in Umrissen das tägliche Leben des Jägers zu skizzieren, wenn er im offenen Veld lagert. Angenommen, er hat sein Jagdrevier erreicht, so steht für mich an erster Stelle als das Wesentlichste für den Genuss, wenn nicht gar für den Erfolg: Frühstücke bei Kerzenlicht und sei eine Meile vom Lager entfernt, wenn der Tag anbricht. In Afrika ist dies keine Härte. Wenn das Licht um neun Uhr gelöscht wird, kann selbst ein Langschläfer nach acht Stunden in den Decken nicht klagen, wenn er um fünf Uhr aufstehen muss!

Die ganze Freude und Herrlichkeit des tropischen Tages beschränkt sich auf seine frühen Stunden. Das ist die Zeit, in der die Welt der Wildnis in Bewegung ist, in der ihre Schönheiten und die unendliche Vielfalt der Formen am besten gesehen und gewürdigt werden können. Später, wenn die gesamte Landschaft in einem glühenden Sonnengleiß getränkt ist, der wie der Atem eines Hochofens beißt, wird man im Vergleich dazu nur wenig sehen, und Anstrengung wird nahezu unmöglich.

Aus der Dunkelheit draußen, während man den frühen Kaffee nippt, ertönen die gluckernden Rufe des Buschkuckucks und der Nachtschwalbe; das letzte Heulen der lachenden Hyäne, möglicherweise das Brüllen eines fernen Löwen, gehen der Dämmerung voraus. Diesen folgend, doch bevor noch ein Zeichen von Licht erkennbar ist, weckt ein Chor unzähliger Tauben den Tag – „Chuck-her-up, chuck-her-up“, in endloser Wiederholung.



ENVELOPED.

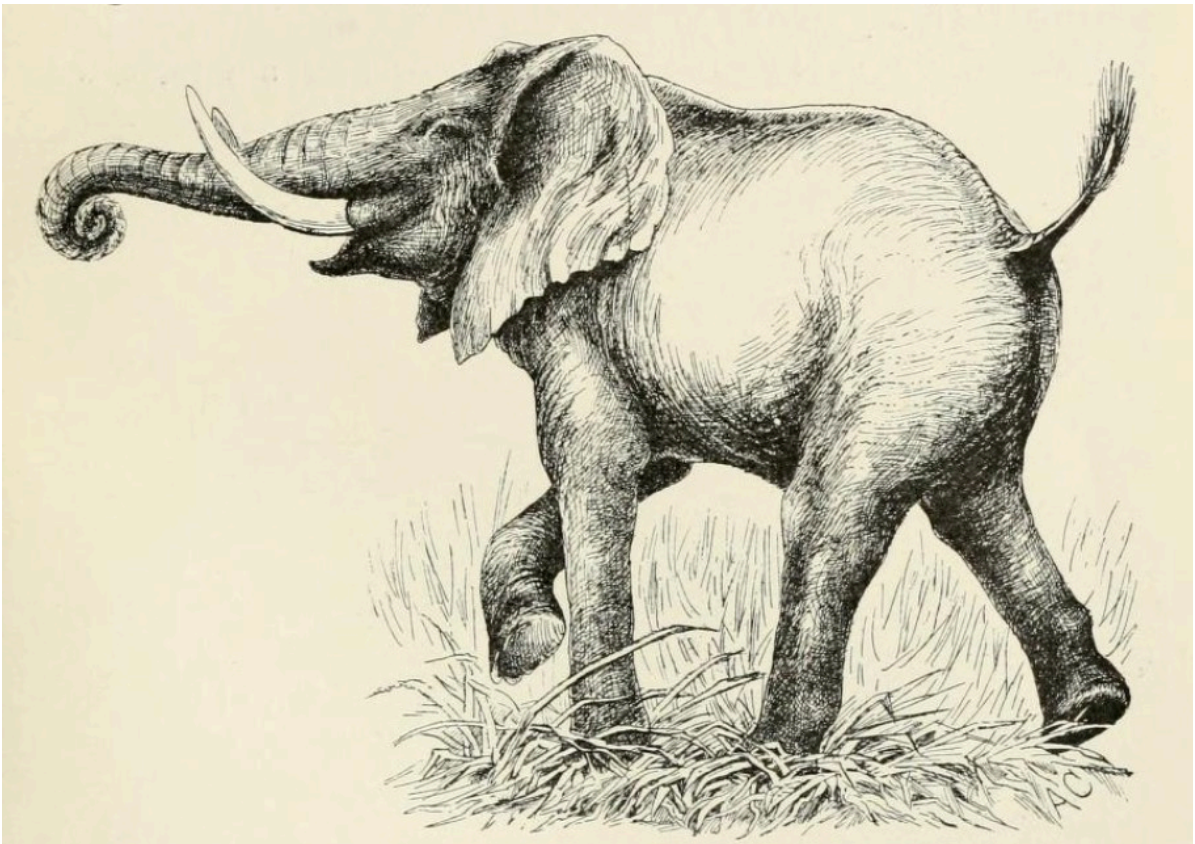
„Chock-taw, chock-taw“, antwortet eine andere Art. Dann erschallen die pfeifenden Rufe der Frankoline und das raue Gackern der Perlhühner aus dem Busch von allen Seiten. Man ist bereits draußen und unterwegs, streift durch das taufeuchte Gras, das einen bis zur Hüfte durchnässt. Was macht das schon, wenn in wenigen Minuten die Sonne jeden

Tropfen Feuchtigkeit aufgesogen haben wird? Diese Stunde – die des anbrechenden Tages – und jene, die ihr folgen, sagen wir bis 10 Uhr morgens, sind jene, die wir Nordländer, wir mit der dünnen weißen Haut, in vollen Zügen genießen können. Kühle, köstliche Brisen erinnern an einen Sommertag in der Heimat; aber hier sieht man hundert Dinge, die man in der Heimat nicht sehen kann. Da sind die Kreaturen der Nacht, die sich vor dem kommenden Tag zurückziehen – kecke Schakale, die paarweise dahintrotten, oder eine grimmige Hyäne, die sich zu ihrem Lager schleicht. Dies ist die Stunde, in der man (wenn überhaupt) einigen Vertretern der „verborgenen Welt" begegnen kann – dem Löffelhund und dem Erdwolf, dem Honigdachs und der Manguste, groß und klein. Dahinter, im offenen Veld, sind Antilopen und Gazellen, Zebras und vielleicht Giraffen, weit verstreut weidend. Später, in den heißen Stunden, sammeln sich diese zu Trupps, ruhen während der Mittagshitze und sind weniger auffällig.

Es mag sein, dass während jener heißen Stunden das Wild, selbst die Wächter, weniger intensiv wachsam sind – leichter zugänglich. Ich kann aus eigener Erfahrung nicht behaupten, dass dies der Fall ist. Tatsächlich war ich nie in der Lage zu erkennen, dass bloße Hitze, wie groß auch immer, irgendeinen nennenswerten Einfluss auf diese Geschöpfe der heißen Zone hatte oder die geringste Lockerung ihrer wunderbaren Wachsamkeit verursachte.

Wie dem auch sei, zumindest für den Jäger ist der Unterschied zwischen den beiden Perioden enorm. Die kühle Brise, die den Sonnenaufgang beglückte, ist dem Feuerofen einer vertikalen Sonne gewichen. Die Erde selbst fühlt sich geschmolzen an; Staub erstickt den am Boden liegenden Pirschjäger und Schweiß macht ihn blind. Die reflektierte Hitze von unten und die direkten Strahlen von oben machen einen Sonnenstich (gefolgt von Fieber) zu einem durchaus möglichen Ergebnis des Tages.

Nein, sei mit der Dämmerung rege, verbringe die Morgenstunden draußen, aber kehre bis elf Uhr zurück, um in deinem Zelt oder unter jenen schattenspendenden Mimosen zu ruhen, die die Natur für diesen Zweck vorgesehen hat.



"TURNED ON US WITH COCKED EARS AND UPRAISED TRUNK."

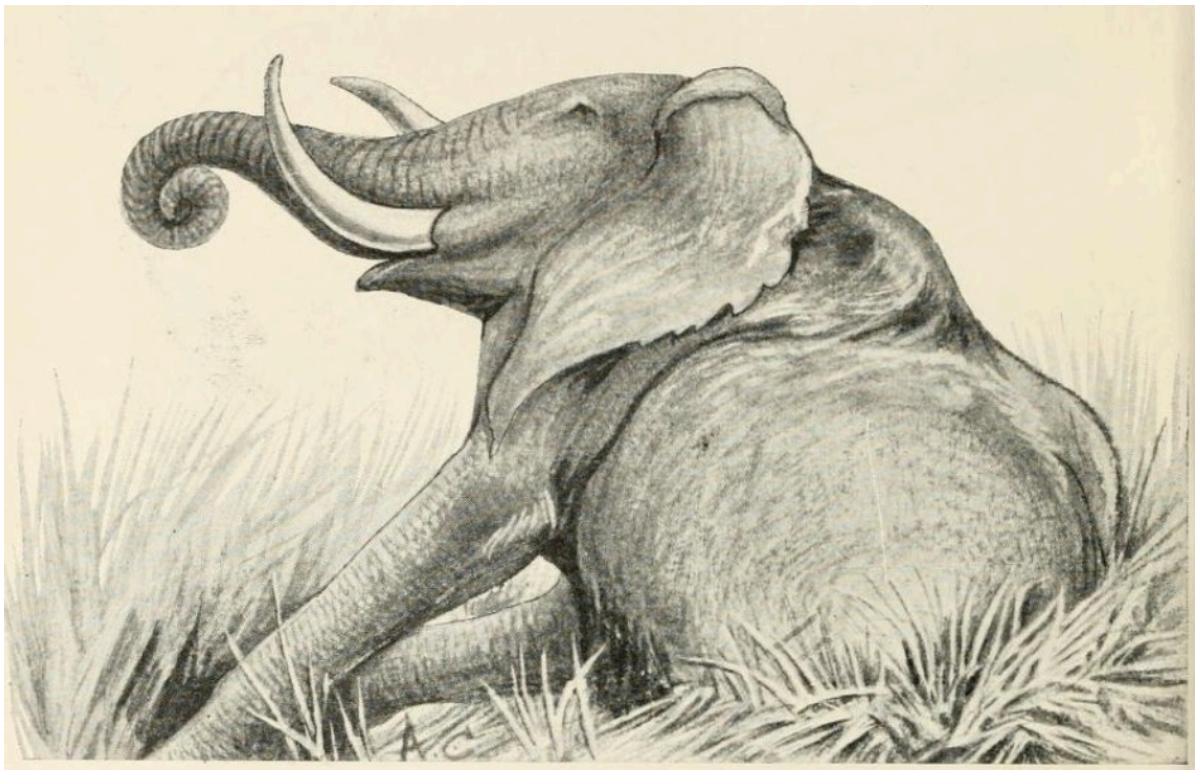
So bleibt die im Norden geborene Tatkraft erhalten; klimatische Risiken werden vermieden; und dann gegen vier Uhr, wenn die Strahlen aus der Senkrechten weichen, kann man zwei oder drei Stunden gute Arbeit in relativem Komfort leisten.

Die Dunkelheit hat sich herabgesenkt. Eine Meile oder so voraus erblickt man das Glimmen der Lagerfeuer. Nicht wie in Norwegen müssen Lars und Ivar nun aus kargem Material, das oft nass ist, eine Flamme erzeugen. Hier ist alles bereit. Deine Zeltjungen, Enoch und Schadrach mit Namen, erwarten dein Kommen von weitem, bereit mit einem vorbereiteten „langen Getränk". Es ist nur „Sparklets und Limettensaft", aber köstlich für die ausgetrocknete Kehle. Enoch zieht dir die Stiefel aus und fungiert allgemein als Kammerdiener, während sein Gefährte ein Bad und trockene Kleidung bereitstehen hat. Ein weiterer „Boy" steht mit Schwamm und Handtuch bereit. Luxus wahrlich in der Wildnis, den man zu Hause weder erwartet noch begehrt! Eine halbe Stunde Ruhe und eine Pfeife, die Erlebnisse des Tages verglichen, Tagebücher eingetragen, und dann wird das Abendessen angekündigt. Unter einer ausladenden Akazie steht der Tisch, schmuck in sauberem weißem Linnen und mit hell brennenden Lampen. Marksuppe, gefolgt von Gazellenkoteletts und einem flach aufgeschnittenen Perlhuhn, dann Curry-Wildbret und ein wunderbarer Pudding (Maismehl aus Glasgow, Pfirsiche aus Australien oder Ananas aus Natal) bilden ein Beispielmenü – das Ganze mit Tee hinuntergespült, während ein abschließender „Schluck" das Festmahl vervollständigt.

Die besten Kartoffeln der Welt wachsen in Britisch-Ostafrika; aber diese, wie auch Mehl, sind sperrige Fracht, sodass nach einer Woche oder zwei Brot und Knolle durch Lagerkekse ersetzt werden.

Unruhe im Lager kündigt bald die Ankunft der Träger an, welche die Beute des Tages hereinbringen. Schweigsam, einer nach dem anderen, tauchen sie aus der äußeren Dunkelheit auf, treten über den Ring des Feuerscheins und jeder setzt seine Fleischlast ab. Diese wird dem Vorarbeiter übergeben, während Köpfe und Hörner zu uns gebracht

werden, um das stetig wachsende Golgatha hinter unseren Zelten zu vergrößern. Sofort beginnt die Arbeit des Vorbereitens der Exponate, das Abhäuten, Aufspannen der Felle, Einreiben von Holzasche usw. Die Verantwortung hierfür liegt bei den Somali-Jägern, unterstützt von Swahili-Rekruten, die sie für diese Arbeit angeworben und angelernt haben. [2] Währenddessen ist der Rest der Menge mit Kochen beschäftigt. Bratpfannen und Grillroste werden an jedem Feuer auf drei Steinen balanciert, das Zischen von bratendem Fleisch tönt durch das Lager, und bald schwelgen alle in ungewohntem Überfluss.



"COLLAPSED STERN-FIRST.

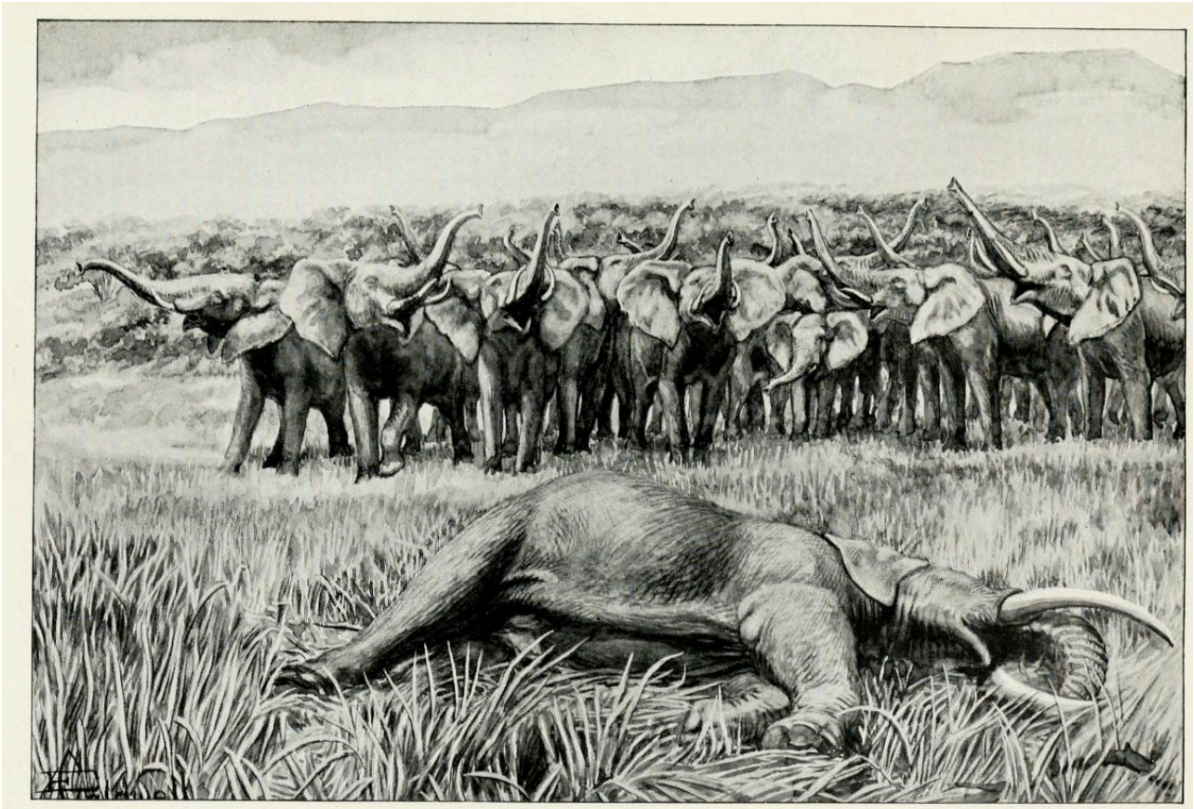
In diesem herrlichen Klima erreicht der Appetit, selbst der weiße Appetit, der zu Hause kaum wiederzuerkennen wäre, rasch den von Hyänen. Die Swahili, so scheint es, verbleiben konstitutionell in etwa auf diesem Niveau.

Ein weiteres konstitutionelles Merkmal, das bei den Swahili wie auch bei den einheimischen Stämmen bemerkt wurde, war ihre Fähigkeit, wie Geier von verwestem Fleisch zu leben, das einen weißen Mann sicherlich vergiften würde. Tagelang, nachdem die Kadaver von Elefanten oder Nashörnern jene Stufe erreicht hatten, in der es unmöglich war, sich bis auf 100 Yards von der Leeseite her zu nähern, fuhren diese Wilden fort, daran zu schmausen, und eines Morgens wurden wir Zeugen der hier dargestellten lächerlichen Szene. Als der Tag anbrach, entdeckten unsere „Boys" einige Eingeborene (vermutlich Wandorobo), die sich unrechtmäßig an einem „hochwilden" Nashorn bedienten, das sie als ihr ureigenes Eigentum betrachteten. Sofort wurde die Verfolgung aufgenommen, und die Eindringlinge, als sie sich entdeckt sahen, schnappten sich jeder eine stinkende Rippe oder einen anderen losen Leckerbissen und flohen. Höchst lachhaft war die Verfolgung; aber die flinken nackten Eingeborenen, die wie wilde Tiere davonsprangen, entkamen erfolgreich im Busch.

Es mag erwähnenswert sein, dass Antilopenwildbret ausgezeichnet ist, wenngleich es in der Qualität variiert. Wasserbock ist sicherlich das schlechteste, deutlich grob und von unangenehmem Geschmack. Dieser und das Zebra werden jedoch von der Safari voll geschätzt und müssen daher nicht vergeudet werden. Mein Bruder, der mir sagt, dass er es

weiß, gibt den Vorzug dem Klippspringer; während ich dankbare Erinnerung an die winzigen Dikdiks (Cavendish und Günther) habe, deren Fleisch weiß und von erlesenem Geschmack ist. Elenantilope lässt sich mit dem besten britischen Rindfleisch vergleichen – vielleicht ein klein wenig zu fett – und mag eines Tages möglicherweise als solches genutzt werden. Oryx steht ebenfalls ganz in der vorderen Reihe, ebenso wie Impala und all die Gazellen. Kuhantilope ist hart und eher grob, mit Ausnahme des Schnitts entlang des Rückgrats. Perlhuhn, Frankolin und Buschtrappe bilden unschätzbare Ergänzungen für die Vorratskammer.

Eine einfache, sorglose Seele ist der durchschnittliche Swahili, stark wie ein Bulle, bereitwillig, leicht zu führen und leicht zu amüsieren. Er hat zudem eine deutlich musikalische Ader, und es überrascht, nach seinem Festmahl die Qualität der Melodie zu hören, die er aus den einfachsten Instrumenten zu locken versteht.



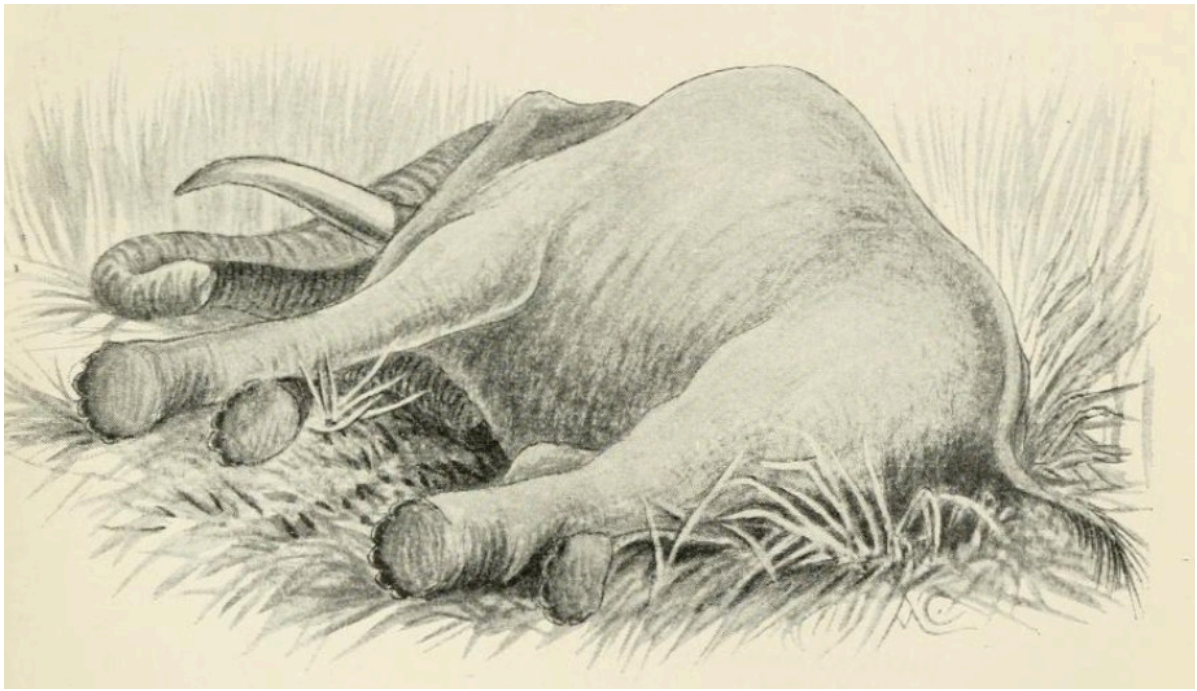
FURTHER ADVANCE DANGEROUS—PRIZE ABANDONED TO ENEMY.

Eine einseitig bespannte Trommel fungiert als Bass, während ein hölzerner „Chatty“, der Erbsen oder Kieselsteine enthält, Rhythmus und Takt angibt. Wir hatten zwei Saiteninstrumente, etwas zwischen einer Gitarre und einem Banjo; die Resonanzkörper wurden aus der kürbisartigen Schale einer Baumfrucht gebildet, mit einem Holzstreifen, der längs über den Hohlraum befestigt und mit einer oder zwei Saiten versehen war. „Mit diesen primitiven Werkzeugen“, schreibt mein Bruder, „gelang es unseren ‚Boys‘, Musik zu erzeugen, die zweifellos nicht nur Form, sondern auch Individualität und Charakter besaß. Was mich am meisten beeindruckte, war das Fehlen jeglichen Elements von Helligkeit oder Freude. Alles war in Moll gehalten. Möglicherweise tragen die unvollkommene Skala und die Unfähigkeit zu modulieren zu diesem Effekt bei; aber die resultierende Wiederholung melancholischer Phrasen neigt dazu, ermüdend zu werden. Die Volkslieder nördlicher Rassen sind zum größten Teil in diesem Moll-Modus; aber das steht im Einklang mit Umwelt und Charakter. Warum diese leichtlebigen Kinder der Sonne ebenfalls so viel Traurigkeit im Gesang ausdrücken, ist nicht ersichtlich. Möglicherweise haben ungezählte Zeitalter der Sklaverei und des Wildentums den Eindruck tief in ihren Brüsten hinterlassen.“

Diese einfachen Harmonien, nicht ohne ihren Charme, gewinnen an Bedeutung, wenn sie Abend für Abend die Stille der tropischen Nacht besänftigen. In für das europäische Ohr fremden Intervallen heruntergeleiert, haben jene wilden Gesänge oft an die Couplets und Malagueñas erinnert, die wir seit langem an unseren Lagerfeuern im fernen Spanien zu hören gewohnt sind. Fern und doch mag es eine gemeinsame Quelle geben. Der Swahili-Mischling, halb Araber, halb Afrikaner, entspringt zum Teil einer Rasse, die viele andere Spuren im Spanien von heute hinterlassen hat.

Die Swahili-Sprache klingt zudem anmutig und wohlklingend, während viele ihrer Namen für Orte, Tiere, Vögel usw. sicherlich hübscher sind als jene, die wir benutzen – oft von plumpem Holländisch entlehnt! Ortsnamen in ganz Ostafrika (obwohl diese nicht Swahili sind) verdienen ebenfalls Beachtung, wie Elmenteita, Nakuru, Naivasha, Laikipia, Kamasia. Kann irgendeine Sprache eine wohlklingendere Form beanspruchen?

Früher oder später ist das gesamte Land, das von einem Lager aus erreichbar ist, in jeder Richtung durchquert, erforscht und bejagt worden. Gewünschte Exemplare wurden entweder gesichert oder erwiesen sich an diesem Punkt als undurchführbar.



Es ist notwendig geworden, neue Felder zu versuchen, und der Befehl ergeht: „Lagerabbruch bei Morgengrauen.“ An jenem nächsten Morgen mag man es „gemütlich“ angehen lassen, da viel Arbeit vor dem Aufbruch zu erledigen ist und es eine absolute Regel ist, niemals während des Marsches zu jagen.

Wenn man gegen Sonnenaufgang herauskommt (und so die Zeltstadt zum ersten Mal im Morgengrauen sieht), ist sie bereits verschwunden. Der Kreis der Zelte, der einen zentralen Berg von Vorräten umgab, ist verflogen. Keines außer dem eigenen steht noch, und überall wuseln schwarze Männer umher, von denen jeder seine Pflicht kennt und sie tut – packen, verzurren, mobilisieren. Kaum hat man die Decken verlassen, wird das Bett beschlagnahmt, zerlegt, gefaltet und in seinem Sack verstaut. Während man draußen vor der Tür eine fünfminütige Waschung vollzieht, ist das Zelt hinter einem wie durch Zauberei zusammengefallen; und sogar das Segeltuch-Waschbecken wird unter der noch tropfenden Person weggezogen. Das Frühstück ist unter jenem schattigen Baum gedeckt, und bevor eine eilige Mahlzeit beendet ist, ist die gesamte Lagerausrüstung bereit für den Abtransport, die Packen vollendet, die Lasten sortiert und zugewiesen, wobei jeder Mann die seine kennt. Der gesamte Vorgang wurde mit einem Maße an Flinkheit, Methode und

stiller Effizienz durchgeführt, die überrascht. Männer wie diese stellen wertvolles Material dar.

Ähnliche Szenen lassen sich bei der Ankunft am nächsten Lagerpunkt beobachten. Ohne ein Wort zu sagen, wird das eigene Zelt komplett errichtet worden sein – Bodenmatten ausgelegt, das Bett aufgestellt, Tisch und Stühle in einem nahen Hain arrangiert – alles innerhalb weniger kurzer Minuten. Das Unterholz auf einem halben Acre wurde mit „Matchets“ (Macheten) beseitigt. In der Zwischenzeit haben der Koch und seine Gehilfen ihre Feuer entzündet und das Abendessen in Vorbereitung; während man bereits eine Arbeitsgruppe sieht, die mit Lasten von Holz und Wasser zurückkehrt.

Eines Morgens jedoch tritt eine Verzögerung ein. Der Vorarbeiter wünscht den „Bwana Khubwa“ (Großen Herrn) zu sehen. Schweigsam – da wir seine Sprache nicht sprechen – zählt er mit Schlägen seines M’piqui-Stabes vierunddreißig Lasten ab, die alle in einer geraden Reihe ausgelegt sind. Dann deutet er an, dass nur sechsundzwanzig Träger da sind. Ein Problem, mit dem man ringen muss. Drei in zwei geht nicht und ging nie; und die Dreisatzrechnung hilft nicht weiter. Es gibt zwei Pläne: (1) Die vierunddreißig Lasten in sechsundzwanzig umzupacken. Dieser Vorschlag wird mit beredtem Schweigen aufgenommen.

BULL ELEPHANT EIGHT YARDS LONG.

(2) Die überschüssigen Vorräte hier in der Obhut eines oder zweier Träger mit ein paar Askaris zu lassen, bis wir vom nächsten Lager aus Ablösetrupps schicken können, um sie zu holen.

Lange bevor der knifflige Punkt gelöst ist, sind unsere Stühle und der Frühstückstisch in Packen verschmolzen und all ihre Utensilien in der geräumigen „Kochkiste“ verschwunden. „Beeilt euch“, schallt es durch das Lager. „Alles fertig“, ruft der dunkelhäutige Neapara (die einzigen englischen Worte, die er kennt). „Marsch!“, antworten wir; und auf diesen Befehl hin hievt jeder Mann seine zugewiesene Last hoch. Ein Askari übernimmt die Führung, und ihm folgend reiht sich die ganze Menge ein,

bildet eine Linie und zieht mit schlangenartiger Genauigkeit unserem nächsten Ziel entgegen; während Horden erwartungsvoller Geier herabschweben, um sich über die Überreste eines verlassenen Lagers herzumachen.

[1] Die Richtigkeit dessen wurde später durch unsere Erfahrung am Solai-See bestätigt, der weiter östlich auf demselben Breitengrad liegt. Wir sahen während unseres Aufenthalts am Solai nur eine einzige Thomson-Gazelle, obwohl sie ein Dutzend Meilen südlich reichlich vorhanden sind.

[2] Viele Swahili zeigen beachtliches Geschick bei dieser Arbeit und werden selbst bei den feineren Verrichtungen, wie dem Reinigen der Lippen und Augenhöhlen, der Krallen von Feliden usw., durchaus zuverlässig. Sie sind bestrebt, so eingesetzt zu werden, da diese Fertigkeit ihnen nicht nur einen Vorzug verschafft, sondern auch bedeutet, dass sie zwei oder drei Rupien im Monat zusätzlich zu ihrem regulären Lohn als Träger erhalten.

KAPITEL XI

ELMENTEITA

(I) IM SEPTEMBER

Mitte September 1904 stieg ich in Elmenteita aus, einer Station im Rift Valley, die an das Becken des Enderit-Flusses und unsere herrlichen Jagdgründe von vor sechs Wochen angrenzt und diese überblickt, welche bereits in Kap. III beschrieben wurden. Letztere lagen tatsächlich nur wenige Marschstunden südlich; aber mein Ziel bei der Rückkehr war es, das Land nördlich der Eisenbahn zu erproben – siehe Skizze auf S. 14.

Das besondere Ziel war es, Exemplare der Neumann-Kuhantilope (*Bubalis neumanni*), Männchen, zu erhalten. Wie bereits erwähnt, hatten wir bereits jeweils ein Weibchen dieser Art erlegt; aber entweder aufgrund der extremen Wachsamkeit dieser Antilope oder, vielleicht in größerem Maße, aufgrund von Mängeln in der Jagdkunst fehlte noch ein Paar Bullen, und ich war entschlossen, diese in Elmenteita zu erlangen.

A HORNBILL OF THE MAU FOREST.

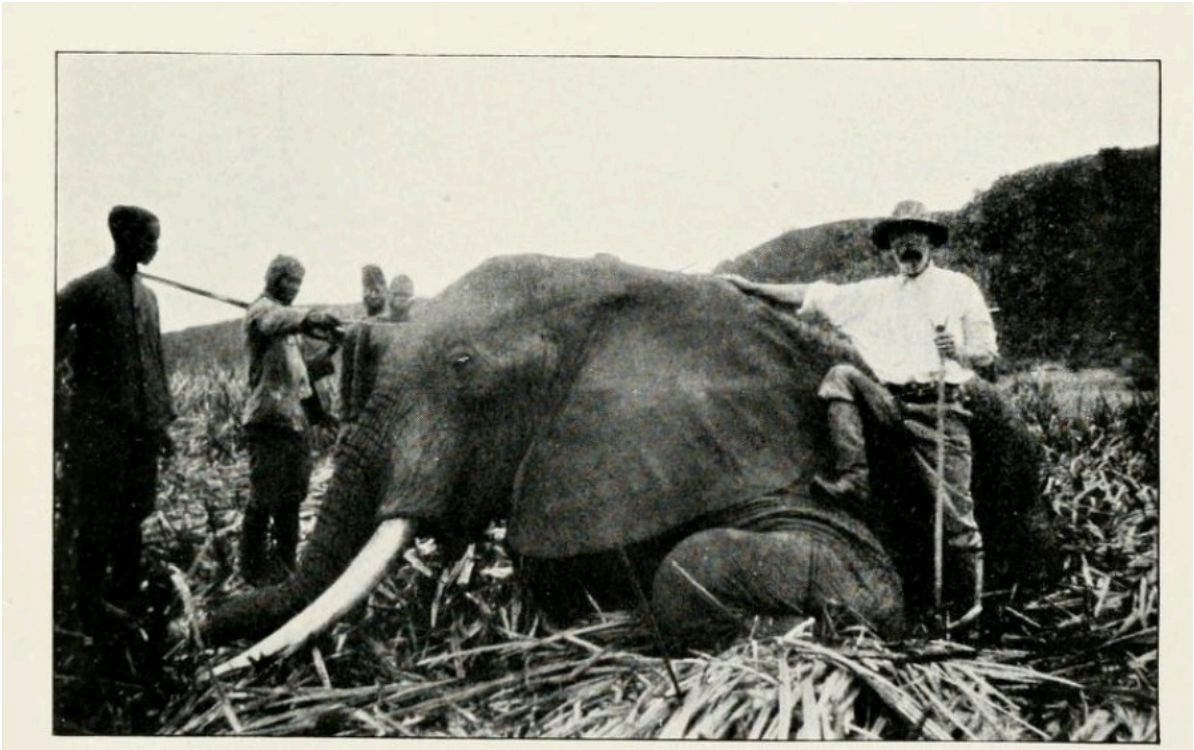
In diesem Moment war Zeit ein wesentliches Element des Vorhabens, da heimwärts fahrende Dampfer in jenen Tagen wenige und oft weit voneinander entfernt waren, und ich hatte mir nur etwa acht Jagdtage gelassen, um sowohl dieses Ziel in Elmenteita als auch, wenn möglich, ein zweites zu erreichen. Letzteres, so kann hinzugefügt werden, war es, in den Athi-Ebenen, 100 Meilen östlich, Exemplare der Coke-Kuhantilope und des Weißbartgnus zu erhalten; aber ein solches Programm schien innerhalb dieser engen Zeitgrenzen gänzlich zu ehrgeizig.

Es war 3 Uhr morgens, als der küstenwärts fahrende Zug, der meinen Bruder wegbrachte, mich allein in Pyjamas auf den Schottersteinen stehen ließ, die in Elmenteita als Bahnsteig dienen. Fünf Minuten später, nachdem meine Decken in der Zwischenzeit vom Waggon in den Bahnhofsschlafraum gebracht worden waren – eine Annehmlichkeit, die auf der Uganda-Bahn fehlende Hotels ersetzt –, lag ich wieder im Bett.

Wir starteten wie üblich kurz vor der Dämmerung und fanden uns bei Tagesanbruch auf einer rollenden Grasprärie wieder, die förmlich von Wild wimmelte. Dies ist hier jedoch nicht zu allen Jahreszeiten der Fall. Im Februar zum Beispiel (wie später gezeigt wird) ist das Veld von Elmenteita aufgrund saisonaler Wanderungen vergleichsweise verlassen.

Heute (11. September) standen in jeder Richtung Trupps um Trupps von Zebras, dunkel abgehoben gegen den kommenden Sonnenaufgang. Eine Herde von zweiunddreißig Elenantilopen graste direkt vor uns, vermischt mit mehreren Straußen und Kuhantilopen, während der nähere Vordergrund von Gazellen in Scharen sowie einigen Warzenschweinen und Schakalen belebt war. Fern zu unserer Rechten im Sonnenlicht erstreckte sich eine Kette orangeroter Kongoni, während sich am fernen Horizont die galoppierenden, plumpen Gestalten weiterer ihrer Art abzeichneten. Waren dies *neumanni*?

Wir hielten darauf zu (da „Herdenbullen" niemals die besten sind) und erspähten eine Gruppe von drei Tieren; und dahinter einen einsamen Bullen. Auf diese richteten wir unsere Aufmerksamkeit. Der letztgenannte entfernte sich direkt, aber nach drei Stunden Arbeit hielten wir immer noch Kontakt zu dem Trio. Das Gelände war vollkommen offen – nicht ein Rest von Vorteil oder Deckung. Hier und da erhoben sich niedrige, abgestufte Hügel aus vulkanischem Schutt, mit breiten Ebenen dazwischen, auf deren Tümpeln Wildgänse platschten und sich putzten und lärmende Kiebitze badeten. Zuweilen schien es, als gingen wir fast durch die Zebraherden hindurch, die aufmerksam, aber unerschrocken zusahen; und wir passierten häufig Gazellen und Gänse – einmal sogar Elenantilopen – in guter Schussweite.



WALTER'S BIG BULL.

Doch Stunde um Stunde hielt uns das begehrte Trio in Schach, bis die Hitze des Tages spürbar wurde. Dann zahlte sich unser beharrliches Dranbleiben aus, und das Misstrauen wich langsam; aber es war Hochmittag, bevor sie eine erste Chance auf lange 300 Yards boten, und eine Kugel in den Halsansatz schickte den besten Bullen taumelnd zu Boden. Was machte es da schon aus, in jenen Momenten des Triumphs vier Stunden sengender Mittagshitze unter einer senkrecht stehenden Sonne ohne auch nur den Schatten einer Binse erleiden zu müssen!

Gegen 16 Uhr brachen wir erneut auf und stießen bald auf eine Herde von zehn Tieren, darunter zwei große Bullen, einer davon ein besonders prächtiges Tier. Doch jeder Versuch, ihn zu sichern, schlug fehl. Immer als Erster weg, als Erster stoppend, hielt er sich stets am weitesten entfernt. Meine Aufmerksamkeit war während einer zweistündigen

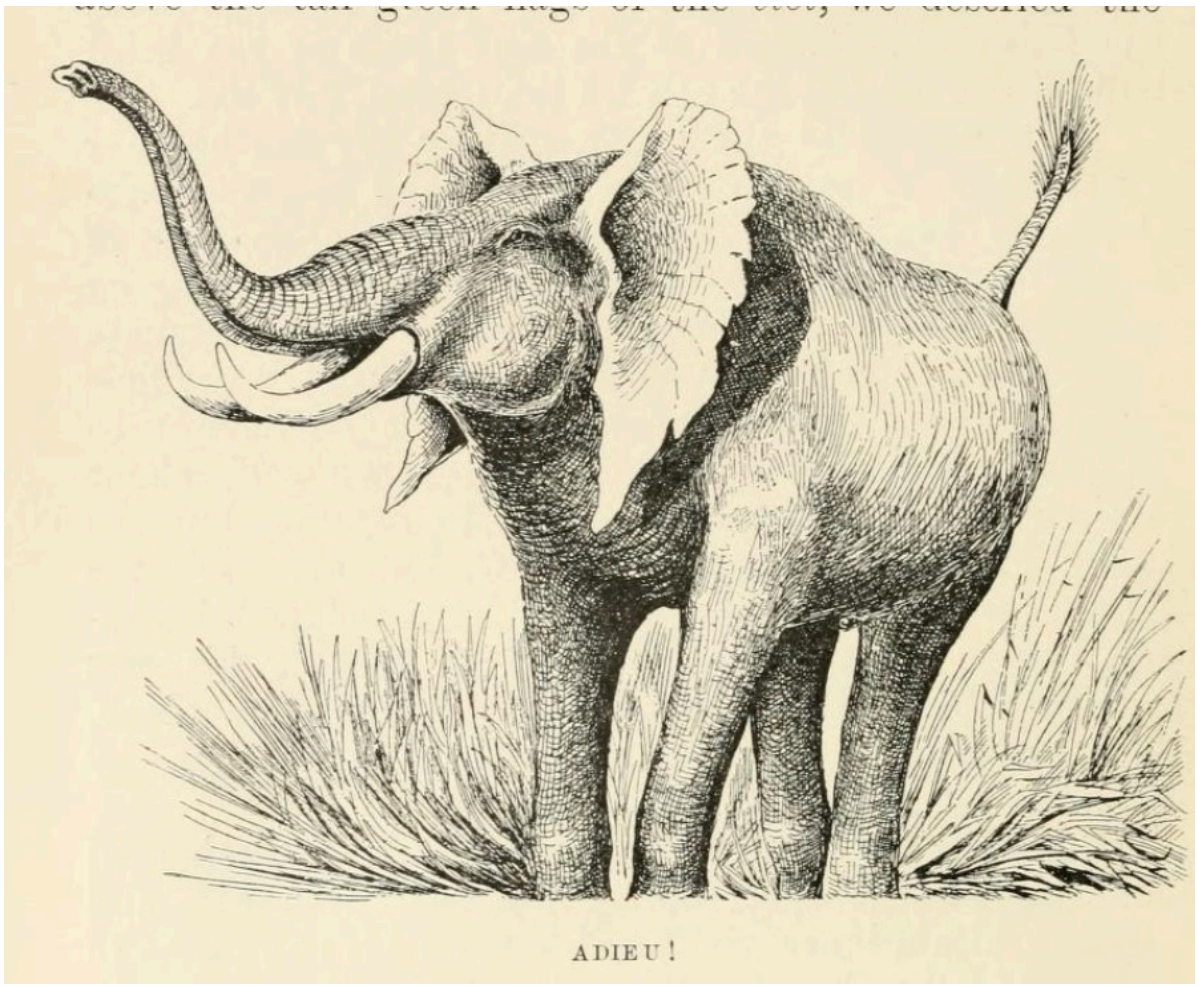
Jagd so starr auf den Anführer gerichtet, ohne Augen für seine Gefährten, dass ich erst, als Elmi darauf hinwies, dass der zweitbeste Bulle in angemessener Reichweite war, realisierte, dass sich überhaupt ein weiterer guter Kopf unter ihnen befand. Auf 250 Yards bei voller Breitseite traf ihn die Kugel einen Fuß hinter dem Herzen; eine halbe Stunde später setzte ich eine zweite ein, einen Fuß über diesem Organ, wobei ich das Rückgrat knapp verfehlte. Diese Details werden angeführt, um die Lebenskraft der afrikanischen Antilopen weiter zu veranschaulichen. Mit diesen zwei schrecklichen Wunden (die wir mit dem Glas deutlich erkennen konnten) blieb diese Kuhantilope für eine weitere lange Stunde harter Verfolgung vor uns und erlag erst einer fünften Kugel (im Nacken), nachdem die Sonne bereits untergegangen war.

An einem einzigen Tag hatte ich somit zwei Tiere gesichert, die zuvor unseren äußersten Bemühungen während einer vierzehntägigen Jagd getrotzt hatten. Die Köpfe meiner zwei ersten Neumann-Bullen massen wie folgt:

[Tabelle/Maße siehe Original]

...durchquerten Gazellenherden, von denen viele dicht bei ihm waren, einige noch grasend, andere sogar spielend, aber keine nahm die geringste sichtbare Notiz.

Nachdem das Hauptziel in Elmenteita somit an einem einzigen Tag erreicht worden war, hätte ich sofort zu meinem nächsten geplanten Vorhaben am Athi-Fluss übergehen können. Unglücklicherweise verlor ich jedoch durch einen seltsamen Irrtum alle Vorteile der gesparten Zeit und bereitete mir unnötigerweise eine enorme Menge weiterer Mühen. Denn beim Herantreten an meine beiden Trophäen hatte ich ganz fälschlicherweise den Schluss gezogen, dass diese Kuhantilopen nicht Neumanns, sondern Cokes seien!

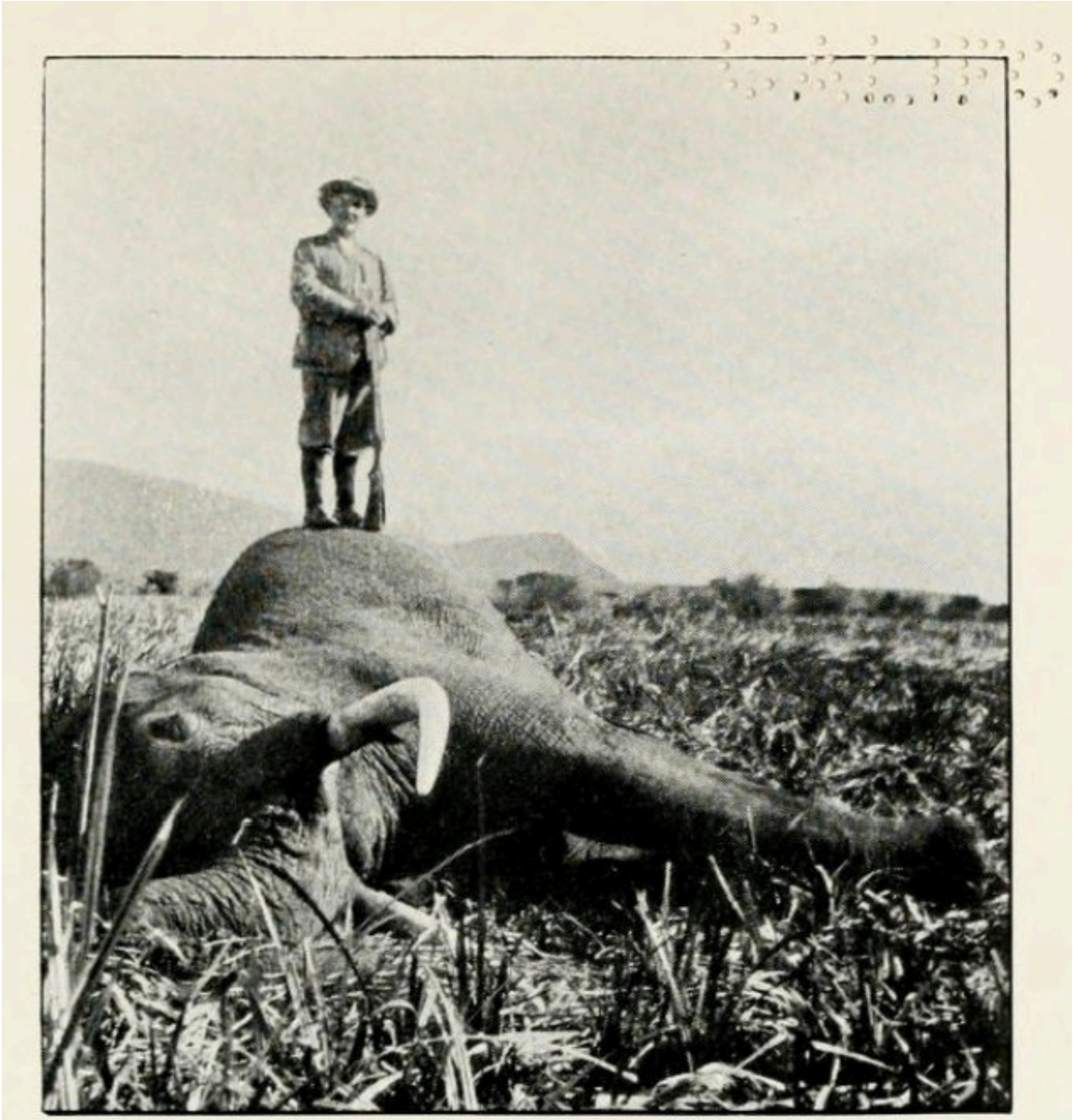


Es gab keine Entschuldigung für diesen Fehler, da die beiden Arten sich wesentlich unterscheiden; aber ich hatte bis zu diesem Moment weder ein Tier aus der Nähe untersucht noch *B. cokei* überhaupt gesehen.

Aufgrund dieser falschen Prämisse verlegten wir am nächsten Morgen das Lager jenseits des Elmenteita-Sees, einen langen Tagesmarsch nach Nordwesten. Doch hier, anstatt *Bubalis neumanni*, fanden wir das westliche Ende des Sees von nomadischen Masai wimmelnd vor, deren gewaltige Herden alles Wild wirksam verscheucht hatten.

Während dieses Marsches schoss ich sechs ausgewählte Exemplare der Thomson-Gazelle und wählte die besten Köpfe aus, die ich unter Hunderten sehen konnte. Keines der Hörner übertraf jedoch 13,5 Zoll an Länge. Dies sind exquisit anmutige kleine Antilopen, kaum so groß wie ein Reh; es war ein herrlicher Anblick, ihnen zuzusehen, wie sie sich in schierem Übermut spielerisch jagten, wobei das verfolgte Tier mit der Schnelligkeit und Wendigkeit eines Hasen vor Windhunden auswich und Haken schlug. Es sind vertrauensvolle kleine Tierchen, und man kann sich ihnen oft durch Umkreisen bis auf eine Reichweite von 100 bis 120 Yards nähern; aber selbst dann stellen sie nur ein kleines Ziel für ein Gewehr dar, da sie trotz ihrer Winzigkeit dieselbe Zähigkeit des Lebens besitzen, die ihre größeren Artgenossen charakterisiert, und, sofern sie nicht weit vorne getroffen werden, noch meilenweit weiterlaufen, obwohl sie praktisch ausgeweidet sind. Ihre Iriden sind sehr dunkelbraun, und Böcke, die wir wogen, massen zwischen 48 und 57 lbs.

Bei der Annäherung an das Nordwestende des Sees stellten wir fest, dass sich zwischen dem höheren Plateau, das wir überquert hatten, und den eigentlichen Ufern eine tiefer gelegene Ebene von einer oder zwei Meilen Breite befand. Die trennende Böschung war an dieser Stelle schroff und fiel in zerklüfteten Felsen von ein paar hundert Fuß zur Ebene ab; und beim Ausspähen vom Kamm aus sahen wir viele Trupps von Zebras und Gazellen, mit einigen verstreuten Impalas. Eine einzelne Antilope erregte jedoch sofort Aufmerksamkeit; obwohl sie dem Granti-Bock, in dessen Mitte sie stand, allgemein ähnlich war, stand dieses Tier höher auf den Beinen, war länger im Hals und zeigte zudem das schwarze Seitenband, das charakteristisch für *G. thomsoni*, aber nicht für *granti* ist. Eine nahe Annäherung von vorne war unmöglich; aber ein Schuss auf 200 Yards schien, obwohl er zu weit hinten traf, den Fremden vollständig außer Gefecht gesetzt zu haben.



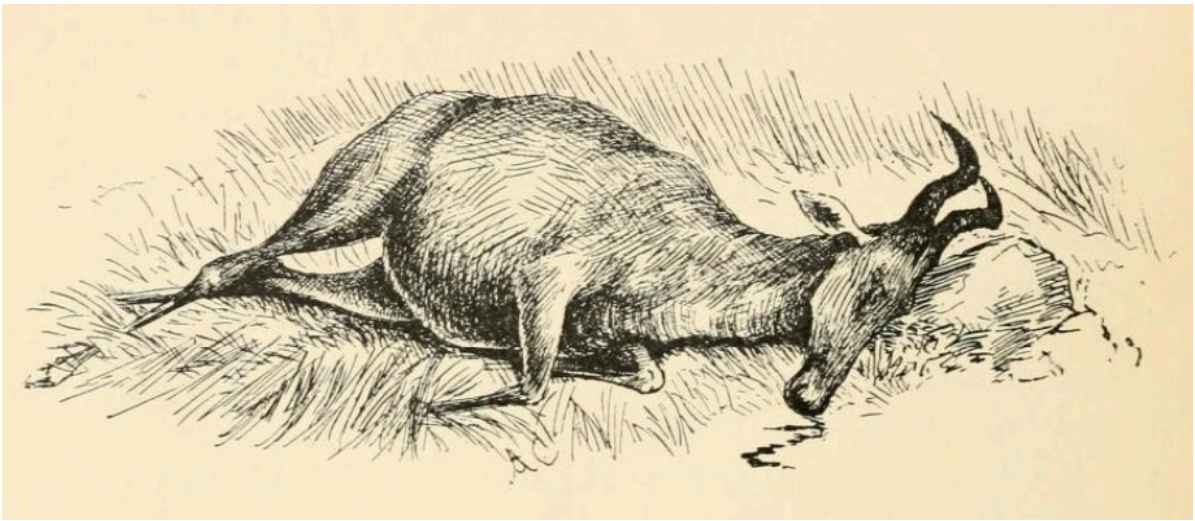
W—— AND DEAD ELEPHANT.

Dann erholte er sich und zog über die weit gestreckte Ebene davon, weiter als ich mit dem Fernglas folgen konnte – weiter tatsächlich, als ich mich jemals erinnere, ein schwer getroffenes Tier ohne anzuhalten ziehen gesehen zu haben. Elmi hatte die ganze Zeit behauptet, dies sei ein „Aoul“ (*Gazella soemmeringi*, die gewöhnliche Art Somalilands), und da er ein Somali und zudem ein zuverlässiger und intelligenter Jäger war, hätte er es wissen müssen. Mein eigener Eindruck des gesehenen Tieres stimmt jedoch wenig mit den Beschreibungen des schwer gebauten Aoul überein; der einzige Punkt der Ähnlichkeit war seine Gewohnheit des „Buckens“ oder Springens nach Art der Impala oder des Springbocks, wann immer es sich in Bewegung setzte. Dort muss ich es vorerst bewenden lassen.

Da der Elmenteita-See salzig ist, war es notwendig, an seinem äußersten Westende zu lagern, wo ein herrlicher Bach mit süßem Wasser in ihn mündet. Dies erforderte eine lange und schwere Plackerei unter der heftigen Mittagssonne, während der ich fast von einem Warzenschwein umgerannt wurde. Das Vieh muss so nah an der Öffnung seines Baues geschlafen haben, dass, als ein Askari darüber hinwegging, der Eber schnaubend

und grunzend in einer Staubwolke herausschoss. Ich war nur wenige Yards dahinter; folglich war das Schwein fast an meinen Beinen, bevor einer von uns die Situation realisierte. Glücklicherweise schwenkte es im letzten Moment zur Seite, da ich nichts als einen Stock in den Händen hielt.

Einmal zuvor, im Transvaal, hatte ich eine noch knappere Begegnung mit einem Warzenschwein gehabt. Es war der zwölfte August, und wir feierten diesen Festtag auf die beste in Afrika verfügbare Weise – wobei Frankoline den Platz der Moorschneehühner einnahmen –, als in einem Gebüschstreifen unsere Hunde in einer Tonlage anschlugen, die etwas Größeres als „Federwild" verhieß. Beim Herbeieilen fanden wir einen wütenden Kampf im Inneren einer Erdferkelhöhle vor. Die arme „Flo" wich blutend zurück – sie war nicht auf das vorbereitet gewesen, was sie in jenem Loch gefunden hatte; aber „Chops" (immer da, wenn gebissen werden musste) blieb dran. Ich hatte die Stelle gerade erreicht und bückte mich, um in den Bau hinabzusehen, als ein großes blaugraues Tier die Höhlung füllte, wobei seine elfenbeinernen Stoßzähne wie ein weißer Kragen um seinen Nals glänzten. Das war alles, was ich sah, denn im nächsten Augenblick war er über mir – oder eher dort, wo ich gewesen war; denn ich war zur Seite gesprungen und hatte im selben Moment abgedrückt, die Mündung des Gewehrs keine sechs Zoll vom Rücken des Tieres entfernt.



Durch die Rauch- und Staubwolke sah ich das unbekannte Tier vornüber auf den Kopf stürzen und sich überschlagen, tot. Der Schrot Nr. 6 hatte die Wirbel zertrümmert, wobei einer der Pfropfen glatt hindurchgetrieben wurde und in der Haut dahinter stecken blieb. Dieser Eber wog über 200 lbs., mit Stoßzähnen, die fast zehn Zoll aus dem Kiefer ragten.

Das Land hier wimmelte von Perlhühnern und war mit Dickichten und Gruppen von Euphorbien und jenen stacheligen Aloen übersät, die eine bevorzugte Nahrung der Elefanten bilden. Es gab reichlich alte Fährten und Spuren dieser Tiere – offensichtlich aus der Regenzeit stammend – sowie niedergebrochene Aloen und Klumpen der faserigen Teile, die gekaut und ausgespien worden waren.

Ein langer niedriger Bergrücken, der über unserem Lager drohte – der Name des Ortes war Campi M'Baruk – war mit menschlichen Schädeln und Knochen übersät. Solche Objekte sind kein ungewöhnlicher Anblick in Afrika, dennoch erinnere ich mich nicht, solche Mengen wie hier gesehen zu haben. Es war ein regelrechtes Golgatha – das Ergebnis vielleicht eines Stammeskampfes oder möglicherweise der Pocken.

Es war an diesem Punkt, dass wir auf die bereits erwähnten Masai-Horden trafen, deren Vieh das Tal füllte. Diese Wilden zeigten kein Zeichen von Freundschaft. Während das

Lager aufgeschlagen wurde, zog eine Gruppe von einem Dutzend kräftiger El-Moran oder Krieger, nackt bis auf ihre Speere und eine Schicht roter Erde, dicht vorbei, ohne den weißen Mann der geringsten Notiz zu würdigen. Dies mangelte an Respekt für die „dominante Rasse“, also sandte ich einen Boten und hieß sie in mein Lager kommen, um mich über den Verbleib des Wildes zu informieren. Sie sagten mir, die nächsten Kongoni seien einen Tagesmarsch westwärts – das heißt, gegen den Krater von Meningai zu, was völlig abseits meines Kurses lag.

Es war nun offensichtlich, dass dieses ganze Unternehmen ein Irrtum und ein Fehlschlag war: Unsere Schwierigkeiten wurden zudem dadurch verschärft, dass Elmi an Fieber erkrankte und ich selbst einen „Hitzschlag“ von der Mittagshitze abbekam. Ich beschloss, auf Eburu zurückzufallen, und am nächsten Morgen brachen wir ab und verfolgten unsere Schritte entlang des Seeufers zurück, wo ich gerade eine einhörnige Impala geschossen hatte; als wir weit draußen auf der offenen Ebene eine einzelne „Aoul“ erspähten. Sie erwies sich als hoffnungslos scheu, und nach unzähligen Manövern, alle vergeblich, sahen wir sie sich zwei anderen ihrer Art anschließen, woraufhin alle drei direkt mit dem Wind hinter uns davonmachten.

TRUMPETER HORNBILL.

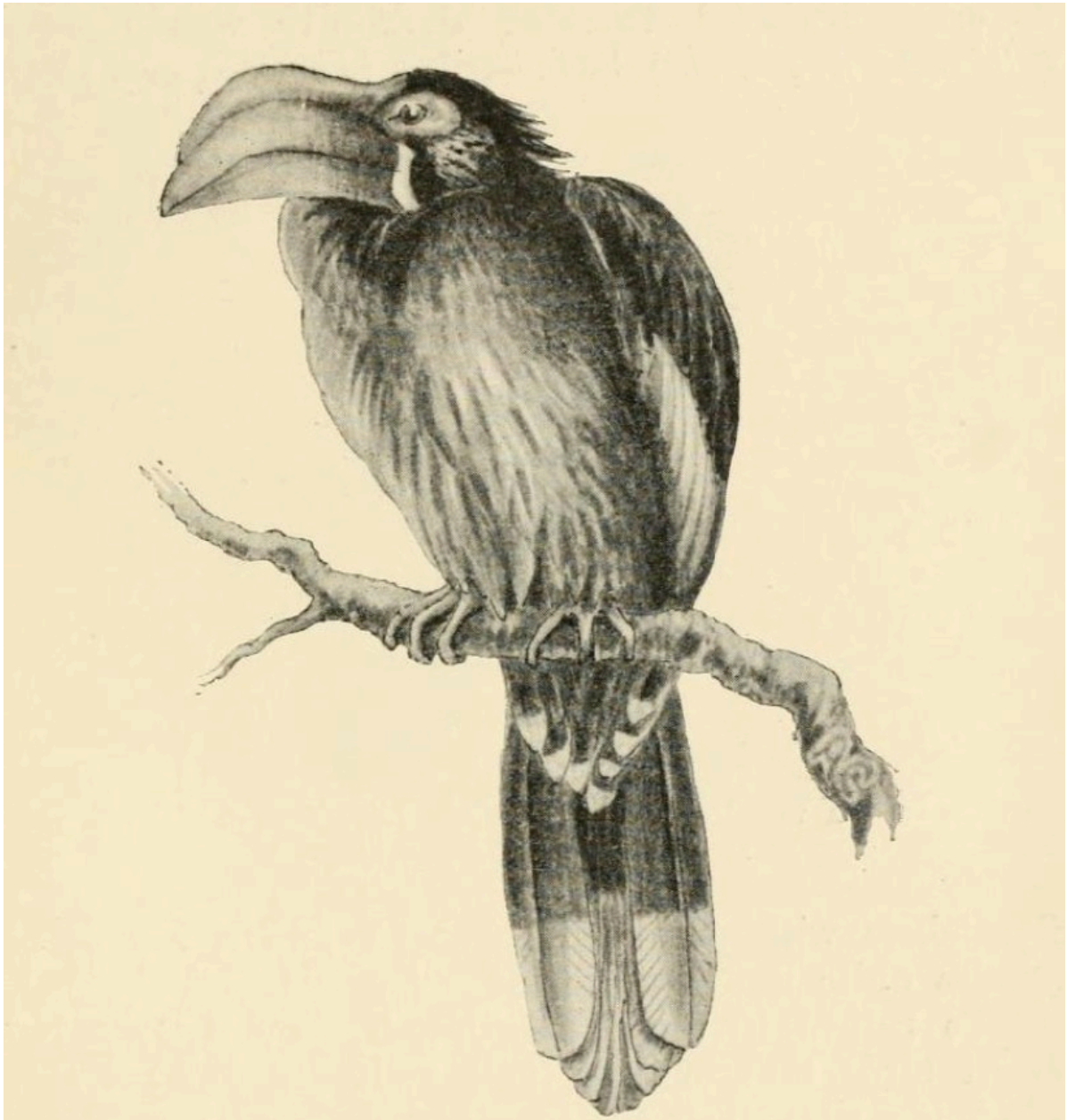
Ich habe diese Tiere lediglich zur Unterscheidung „Aoul“ genannt und weil es Elmis Name für sie war, obwohl nicht bewiesen ist, was sie tatsächlich waren. Sie unterschieden sich auffallend von allem anderen, was ich in Ostafrika sah. Ich suchte dasselbe Gelände bei meiner zweiten Expedition (im Februar 1906) erneut ab, jedoch ohne ein Zeichen der Aoul zu sehen.

Einige Meilen östlich, jenseits und inmitten einiger zerklüfteter Felsrücken, stießen wir auf eine jener immensen Ansammlungen von Wild, denen zu begegnen mein Glück bei verschiedenen Gelegenheiten in diesem Land war. Gazellen in gewaltiger Zahl (meist Ricken und kleine Böcke) füllten den Vordergrund – was die Landschaft buchstäblich färbte –, während ein Paar Elenantilopen, die inmitten solch kleinen Jungvolks gigantisch wirkten, in ihrer Mitte standen. Dahinter waren zahllose Trupps von Zebras, Kuhantilopen und weiteren Elenantilopen, wobei die ganze Versammlung mit Warzenschweinen und Straußen bespickt war! In einer langen, lockeren Gruppe zählte ich über 100 dieser Riesenvögel.

Die Kuhantilopen waren unerreichbar; aber mit Hilfe einiger zerklüfteter Rücken gelangte ich gut an drei separate Gruppen von Elenantilopen heran – insgesamt etwa 100 – und genoss den Anblick aus nächster Nähe; alle waren jedoch Weibchen oder junge Tiere, kein einziger schwerer alter Bulle unter ihnen. Schakale trotteten umher und – eine merkwürdige Ergänzung – Wildgänse (*Chenalopex*) fütterten auf der trockensten Ebene.

Ich sicherte hier zwei der feinsten Granti-Böcke, die wir bis dahin erhalten hatten: den ersten in Gesellschaft von einem halben Dutzend Ricken, während der zweite einen Harem von vierunddreißig hatte. Ihre schönen ringförmigen Hörner waren fast identisch und massen jeweils 25 Zoll bei 6,5 Zoll Basisumfang und 12 Zoll zwischen den Spitzen. Während des Abhäutens des zweiten gesellte sich ein Raubadler (*Aq. rapax*) zu der Schar der sich sammelnden Geier und Marabus, und ich sicherte ihn mit einer Paradox-Kugel. Dies ist der häufigste der ostafrikanischen Adler, gefolgt vom Gaukler und den weißköpfigen Seeadlern. Ich bemerkte einen einzelnen Geier, der mit seinem blassbläulichen Gefieder und dem leuchtend roten Kopf dem amerikanischen Königskon dorf ähnelte. Ich vermute, dies dürfte *Otogyps auricularis* gewesen sein.

Ein misslicher Unfall ereignete sich bei einem dieser zwei Böcke. Elmi hatte ihn etwas leichtfertig am Hinterlauf gepackt: als dieser, blitzschnell, herumschwang und sein scharfes Horn ihm einen schweren Schlag gegen das Schienbein versetzte.



A HORNBILL OF SOTIK.

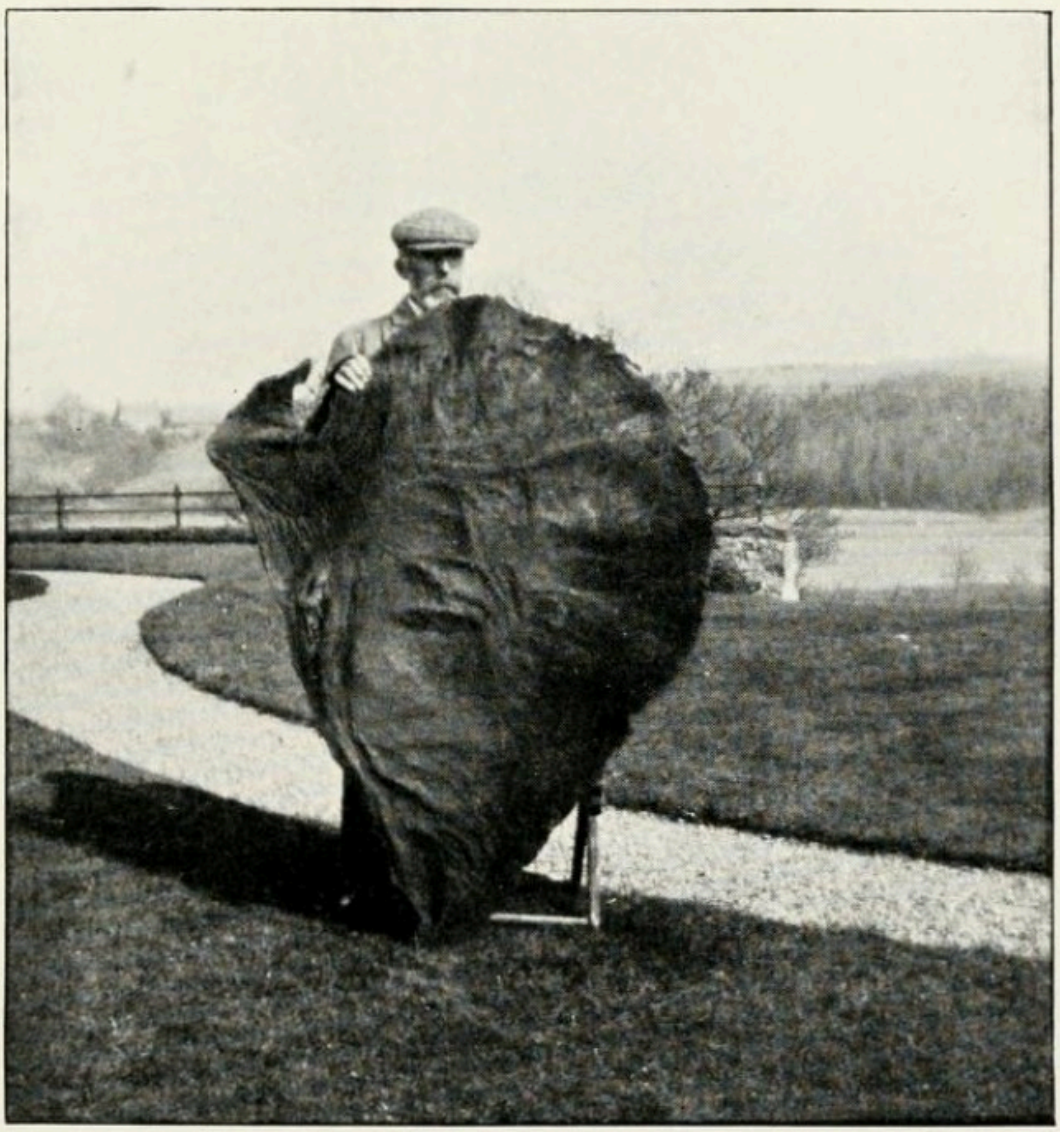
Aufgrund dessen und da Elmi durch das Fieber extrem geschwächt war, waren wir gezwungen, unseren Kurs zu ändern und direkt die Station Elmenteita anzusteuern, von wo aus ich Elmi ins Krankenhaus nach Nairobi schickte. Dies war ein schwerer Verlust für mich, da Elmi Hassan drei Monate lang mein ständiger Begleiter und ein höchst vertrauenswürdiger und intelligenter Jäger gewesen war. Ich wählte als Gewehrträger einen Swahili-„Boy“ namens Hamisi aus, den wir wegen seiner scharfen Augen und seiner Geschicklichkeit bei der Jagd bemerkt hatten.

An jenem Nachmittag (14. September) brach ein gewaltiges Gewitter mit tropischen Regenfällen los. Auch die Nacht war unruhig; erst jaulten Schakale, dann Hyänen rundherum, was die Bahnhofshunde bis 23 Uhr wahnsinnig bellen ließ, als ein Paar Löwen vorbeikam und die ganze Bande zum Schweigen brachte. Diese Letzteren kamen so nah, dass ich die Paradox lud und hinausging; aber es war eine pechschwarze Nacht, es regnete und nichts konnte gesehen werden. Löwen haben ein großes Bollwerk in dem Gürtel aus dichtem Busch, der der Gebirgskette von Eburu gegenüberliegt. Zwei Engländer, so wurde uns erzählt, hatten kürzlich versucht, sie zu jagen, indem sie ein

Schaf anbanden und zwei Nächte lang in vorbereiteten Unterständen warteten. Bei beiden Gelegenheiten schleppten die Löwen den Köder weg, ohne in der Dunkelheit gesehen zu werden.

Am nächsten Morgen setzten wir unseren Marsch in Richtung Eburu fort, wobei die Safari direkt voranging, während ich den herrlichen Waldstreifen erprobte, der am Fuß der Hügel liegt, wo wir im Juli so viel Wild gesehen hatten. Hier fanden wir uns erneut von den aufdringlichen Masai verdrängt, die mit ihren Herden das ganze schöne Tal besetzt hatten. Weiter oben jedoch, inmitten der Ausläufer, stießen wir auf Kuhantilopen, und ich sicherte einen dritten Neumann-Bullen, bemerkenswert wegen seiner außergewöhnlich massiven Hörner, die einen Basisumfang von 11,5 Zoll massen.

Nach einigen Manövern mit Chanlers Riedböcken, fruchtlos wie üblich, erreichten wir schließlich Eburu – das seither als Station aufgegeben wurde. So schlimm die Löwen letzte Nacht in Elmenteita gewesen waren, sie waren nichts im Vergleich zu den Ratten in Eburu heute Nacht! Kaum war das Licht aus, rannten die Viecher in Scharen überall über mich hinweg, zernagten Taschen, Stiefel, Gewehrfutterale, alles. Ich zündete die Lampe wieder an, aber sie brannte aus, und nachdem das letzte Streichholz verbraucht war, stand es ihnen frei, sogar die Stiefel zu fressen, die ich in einem vergeblichen Bemühen, sie in Schach zu halten, nach ihnen schleuderte.



M. E. C., Photo., at Houxty.

ELEPHANT'S EAR.

Drei Uhr dreißig brachte Erleichterung, denn dann kam der frühe Zug (der dreimal wöchentlich fährt) und brachte uns nach Nairobi.

Während der vier Tage hatte ich folgende Exemplare gesichert:

Drei Neumann-Kuhantilopen, Bullen.

Ein Sing-Sing-Wasserbock, Bulle, wie unten.

Zwei Grant-Gazellen, Böcke.

Sechs Thomson-Gazellen, Böcke.

Eine Impala, Bock.

Ein Warzenschwein, Eber.

Ein Raubadler.

Diverse Perlhühner.

KAPITEL XII

ELMENTEITA

(II) IM FEBRUAR

Anfang Februar 1906, achtzehn Monate nach den im letzten Kapitel beschriebenen Ereignissen, kehrten wir nach Elmenteita zurück. Unser Hauptziel war es, von dort aus zu einer Expedition in die Laikipia-Berge aufzubrechen, die etwa siebzig oder achtzig Meilen nördlich liegen. Bevor wir jedoch starteten, beabsichtigten wir, einige Tage an diesem Ort zu verbringen und die glücklichen Erinnerungen an das Jahr 1904 aufzufrischen.

Äußerlich blieb Elmenteita genau so, wie wir es verlassen hatten – die Station, eine winzige Blechhütte, die völlig einsam stand, ein Fleck inmitten grenzenlosen Velds und der Prärie, durch die jene kümmerliche Drei-Fuß-Bahn wie ein bloßer Faden über Hügel und Tal verläuft. Dennoch hatten sich große Veränderungen vollzogen – Veränderungen, die man als Vorboten der Entwicklung in unserer neuen Kolonie mit Genugtuung betrachten muss, obwohl in der Brust des Sportmanns und Naturforschers ein schmerzliches Bedauern nicht unterdrückt werden kann.

Das gesamte Land südlich der Eisenbahnlinie war inzwischen an Privateigentümer verkauft worden, und wir konnten unsere einst so herrlichen Jagdgründe, die sich den Enderit-Fluss hinunter bis zum Nakuru-See erstreckten, nur noch aus der Ferne betrachten. Es hieß zwar, die neuen Besitzer seien entgegenkommend genug, Jagderlaubnis zu erteilen – einige wünschten sogar die Vernichtung des Wildes; aber in Afrika bitten wir keinen Mann um Erlaubnis, und so wandten wir unsere Aufmerksamkeit der Nordseite zu.

Das rollende, baumlose Veld, das sich von Elmenteita nach Norden erstreckt, wurde mit seinem Wild bereits beschrieben (S. 122 ff.). Doch im Februar gab es keine solche überbordende Ansammlung von Wildtieren, wie wir sie hier im Juli, August und September angetroffen hatten. Dieser Umstand war jedoch lediglich auf die saisonalen Wanderungen der Tiere zurückzuführen und stand in keinem Zusammenhang mit dem Besitzerwechsel. Die Zebras zum Beispiel verlassen diese Region Anfang Dezember und erscheinen erst im Mai oder Juni wieder; während von den anderen Tieren, die im Juli und August so zahlreich waren, im Februar vielleicht ein Zehntel oder weniger übrig blieb. Nicht, dass es jetzt an tierischem Leben mangelte.

A TOURACO OF SOTIK (*Gallirex chlorochlamys*).
The Zambesi purple-crested loury.

Das Veld war, wenn auch nicht mehr überfüllt, so doch recht ordentlich mit wunderschönen Geschöpfen bevölkert. Es gab keine Zebras, aber einige Kuhantilopen und Strauße verweilten noch; Gruppen von Granti-Gazellen bewegten sich mit würdevollem Gang umher, und Herden von „Tommies“ jagten und sprangen in ihrer sportlichen Art. Warzenschweine sind aufgrund ihrer unterirdischen Lebensweise wahrscheinlich weniger beweglich, und an unserem ersten Tag hier (8. Februar), der trübe und nieselig war, sahen wir große Zahlen, darunter einige wahre Monster. Einen einsamen Eber hielten unsere Jäger zuerst für ein Nashorn, und wir beschlossen, den nächsten Tag damit zu verbringen, seine Maske zu erlangen. Jener Morgen brach jedoch hell und heiß an, und wir bekamen kein einziges Schwein zu Gesicht! Sie waren zu diesem Zeitpunkt alle unter der Erde.

Ich schoss an jenem Tag eine prächtige Granti, einen einsamen Bock mit 25-Zoll-Hörnern; ich erwähne dies nur, um eine Phase zu illustrieren, die bei dieser afrikanischen Jagd beachtenswert ist. Obwohl der Bock durch den ersten Schuss schwer verwundet war, hielt er aus, weiter und weiter – bis klar war, dass wir ihn niemals einholen würden; jedenfalls niemals durch „hitziges“ Nachsetzen. Ich rief daher meine Männer zurück, sehr zu ihrem Verdruss, und legte mich nieder, um zu beobachten. Da der Bock allein war, legte auch er sich eine Meile voraus nieder, und da er steifer wurde, konnte ich mich nach einer Stunde wieder auf 200 Yards nähern, woraufhin eine zweite Kugel (in die Rippen) ihn weiter lähmte: aber wir mussten noch einmal dreißig Minuten lang geduldig in jener brütenden Hitze liegen, bevor er eine weitere Annäherung erlaubte, die nahe genug war, um ihn mit einer dritten Kugel zu erlegen.

Ein Preis, den ich an diesem Tag mit noch größerer Genugtuung betrachtete, war ein gehörntes Weibchen der Thomson-Gazelle. Diese Ricken tragen bestenfalls sehr winzige

Hörner, und selbst diese sind aufgrund ihrer Kürze (nur 4 bis 5 Zoll) schwer zu erkennen, da sie kürzer als die beweglichen Ohren sind und meist von diesen verdeckt werden. Wenn man dann, nachdem man hundert Ricken genauestens durch das Glas gemustert hat, endlich das gesuchte spezielle Exemplar entdeckt, kann dieses bestimmte Weibchen von einem Kitz begleitet sein – dessen Leben nicht nur die Jagdgesetze, sondern weit mehr der Instinkt eines Sportmanns als geheiligt erscheinen lassen. Heute jedoch gelang es mir nach manch vergeblichem Bemühen nicht nur, eine gehörnte Gelt-Ricke zu finden, sondern mich ihr zu nähern und sie zu sichern. Ihre Hörner, unregelmäßig und von etwas abnormalem Aussehen, massen 4 und 4,25 Zoll, und sie wog 32 lbs.

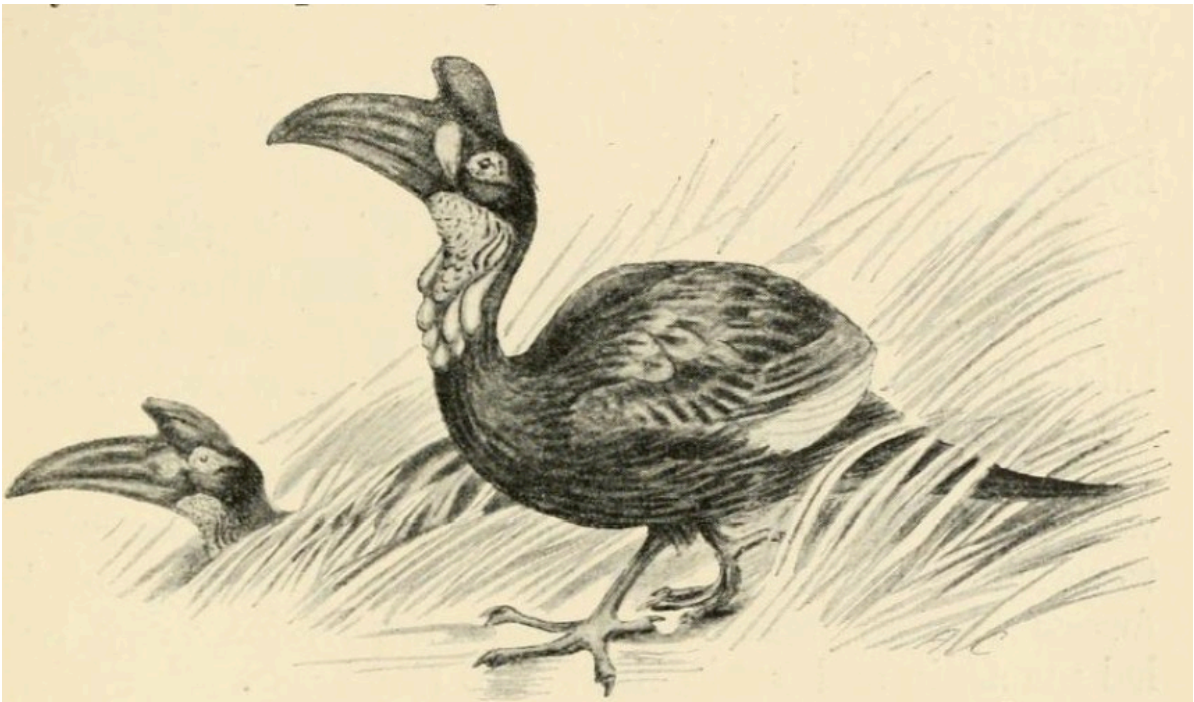
A TINY WOODPECKER.
Olive-green above, grey below,
occiput bright crimson.

In jener Nacht im Lager hatten wir den üblichen Löwenalarm, und beim Hinausgehen sahen wir deutlich zwei Tiere, die sich auf 100 bis 150 Yards phantomartig im Mondlicht bewegten. Wir beobachteten diese eine gute halbe Stunde lang, konnten aber Substanz niemals deutlich genug von Schatten unterscheiden, um zu schießen. Am Morgen stellten wir fest, dass eine Gazelle ganz in der Nähe getötet worden war, und die Fährte zeigte, dass die Räuber Leoparden waren.

Jenseits der Prärien im Osten, ein oder zwei Meilen entfernt, erhebt sich eine Reihe zerklüfteter konischer Koppies (Hügel), die, wie wir feststellten, eine weitere Heimat des Chanler-Riedbocks waren. Diese flüchtigsten aller kleinen Antilopen, regelrechte Felsenspringer, stets wachsam und äußerst vorsichtig, haben uns meist besiegt, teilweise aufgrund ihrer hochgradig schützenden Färbung. Obwohl ihre Köpfe und Hälse gelbbraun sind, ist die gesamte Körperfarbe so grau wie die Felsen, die sie bewohnen – davon ununterscheidbar, besonders auf große Entfernung. An diesem Tag (10. Februar) wurden wir, obwohl beide Treffer erzielten, dennoch von zwei der Verwundeten inmitten der Krater und steilen Hänge besiegt. Der dritte jedoch, der schwer gelähmt war, rettete

sich in ein grobes, mit Gestrüpp bewachsenes Felsgelände unterhalb, wo ich ihn schließlich nach einer mühsamen Jagd von zwei Stunden mit meiner allerletzten Patrone sicherte. Was einen beim Untersuchen dieser frisch erlegten Antilopen auffällt, sind die immensen Ohren und das große, prominente Auge, das hoch oben in der breiten Stirn sitzt – kein Wunder, dass sie so gut sehen und hören können! Die Iriden sind von sattem Dunkelbraun, und eine schmale schwarze Blesse verläuft in der Mitte des Gesichts.

Während dieser Nachsuche auf das kranke Tier, als ich durch ein furchtbar felsiges Gelände kam, fand ich mich inmitten eines Trupps von Pavianen wieder, von denen einige auf allen Vieren liefen, während andere auf Felstürmen hockten. Ich schoss eine der Letzteren, ein Weibchen der ostafrikanischen Spezies *Papio ibeanus*, das gerade damit beschäftigt war, eine wilde Frucht wie eine „Teufelstomate“ zu fressen, die hier einen hübschen Swahili-Namen trägt, den ich vergessen habe. Die Tagesstrecke enthielt zudem eine Impala und ein Paar Cavendish-Dikdiks, wobei das Männchen 11,25 lbs wog (*Madoqua cavendishi*), mit Hörnern von 3,25 Zoll Länge; das Weibchen wog gut ein Pfund mehr als ihr Herr. Ich sah sie außerhalb eines sehr felsigen Buschwerks fressen, pirschte mich heran und erlegte beide mit einer Rechts-Links-Kombination aus Postenschrot. Ich verwundete auch einen Strauß, konnte ihn aber nicht sichern.



GREAT GROUND-HORNBILLS, ALARMED BY A PASSING EAGLE.

Wir verließen Elmenteita und marschierten um das südöstliche Ende des Sees herum, wobei wir unterwegs mehrere weitere gewaltige Warzenschweine, einige Strauße und anderes Wild sahen. Das Land hier ist absolut lieblich, parkähnlich, mit Mimosenclumps bestanden, während „Fieberbäume“ wie riesige Buchen, abgesehen von ihren bösartigen Dornen und der blutroten inneren Rinde, das Seeufer säumen; es gibt zerklüftete Koppies in mittlerer Entfernung und einen Gebirgshintergrund, um das Bild zu vervollständigen. Wir schlugen unser Lager am Karriendoos-Fluss auf, an der Nordseite des Sees und eine halbe Meile landeinwärts von der Flussmündung entfernt.

Ein seltsames Beispiel für tierische Schlauheit ereignete sich auf diesem Marsch. Zweimal lief ich auf einen schlafenden Schakal auf, und bei jeder Gelegenheit machte das Tier nach einer Flucht von dreißig oder vierzig Yards einen hohen Satz in die Luft und wiederholte den Sprung ein paar Yards weiter, in offensichtlicher Erwartung des

Eintreffens einer Kugel! Es war umso bemerkenswerter, als diese Tiere selten beschossen werden. Es gibt in Ostafrika zwei Arten von Schakalen – das gewöhnliche fuchsähnliche Tier mit weißer Schwanzspitze (*Canis aureus*) und den schönen Schabrackenschakal (*C. mesomelas*) mit goldgesprenkelten Flanken, dessen Schwanz am Ende in Schwarz übergeht. Beide Arten sind gleichermaßen häufig. Ich wog drei gewöhnliche Schakale: zwei Weibchen mit 15 und 16,5 lbs, ein Männchen mit 17,5 lbs.

Eine Nacht mit Dickhäutern

Unser unmittelbares Ziel am Elmenteita-See war es, Exemplare der Flusspferde zu erhalten, die diesen Salzsee in einiger Zahl bewohnen. Nach unseren Informationen nähern sich diese großen Amphibien, während sie den Tag im tiefen Wasser verbringen, bei der Dämmerung den Süßwasserflüssen zum Trinken, was die Chance auf einen Schuss bietet.

Unser Fluss, der Karriendoos, war ein recht kleiner Strom, nicht so groß wie ein Bach in Northumberland, und gegen Abend verbargen wir uns auf der Spitze einer mit Binsen bewachsenen Landzunge, die seinen Eingang beherrschte. Mehrere Flusspferde waren im offenen Wasser draußen zu sehen, und eine wunderbare Szene tropischen Wildlebens entfaltete sich, als der Abend voranschritt. Ketten von riesigen Sporengänsen, schwarz und weiß, flogen zum Trinken des Süßwassers ein; auch Enten verschiedenster Art – der äquatoriale Vertreter unserer Stockente (*Anas undulata*), zusammen mit Spieß- und Löffelente, die in Europa vertraut sind. Es gab Krickenten zweier Arten, Knäkenten und Moorenten (*erythrophthalma*) – all diese flogen oder schwammen innerhalb einer halben Flintenschussweite an unserem Versteck vorbei.

ANOTHER HORNBILL (*Lophoceros*).

Draußen unter den Binsen schwammen Gruppen der sonderbaren Schwarzkopf-Ruderente (*Erismatura maccoa*), Enten, deren Gefieder eher ein glänzender Faden wie der von Lappentauchern ist, und mit langen, steifen kormoranartigen Schwänzen, welche die Erpel oft senkrecht nach oben tragen. An den Ufern wateten Heilige und Braune Ibisse, Grünschenkel und Kiebitze – besonders auffällig die Sporenkiebitz-Art (*Hoplopterus speciosus*) in ihren hübschen Kontrastfarben, die an unseren Goldregenpfeifer (*S. helvetica*)

im Sommerkleid erinnern. An der Spitze einer binsenbewachsenen Landzunge stand ein Goliathreiher, steif aufgerichtet und mit den silbrigen Halsfedern, die sich fein von der dunkelbraunen Brust abhoben. Bei einer anderen Gelegenheit an diesem Ort erkannten wir ein Paar der großen afrikanischen Sattelstörche. Weit draußen auf dem See saßen Pelikane, Flamingos und Lappentaucher.

Die Flusspferde jedoch, obwohl sie ganz in der Nähe trieben und platschten, wobei sie riesige Köpfe zum Gähnen erhoben und große, gekrümmte Elfenbeinzähne entblößten, hielten sich sorgfältig außerhalb der Reichweite. So intensiv interessant war der Anblick, dass wir bis nach der Dämmerung verweilten, bevor wir unseren Weg zurück zum Lager antraten.

Da der Vollmond einige Tage zurücklag, war die Dunkelheit unter den Forstbäumen, die den See säumten, intensiv – tatsächlich konnte ich kaum Kontakt zu meinem Swahili-Gewehrträger Mabruki halten, obwohl er nur einen Yard vor mir war. Während wir uns so durch den Wald tasteten, wurde die Stille der Nacht plötzlich durch ein laut schrillendes Schnauben unmittelbar vor uns und anscheinend keine fünfzehn Yards entfernt erschüttert. Dann, entgegen allen Befehlen, feuerte Mabruki wahnsinnig meine große .450er in jene einhüllende Wand der Dunkelheit. Kein menschliches Auge – nicht einmal ein wildes Auge – hätte im Entferntesten etwas zum Zielen sehen können. Mabruki hatte den Kopf verloren.

Nach dem Schuss herrschte Stille wie zuvor. Es gab kein Anzeichen eines Angriffs, kein Krachen eines fallenden oder fliehenden Feindes – nur Stille, die bald von meinem Bruder unterbrochen wurde, der von hinten fragte: „Was ist passiert?“ Ein paar Yards voraus fanden wir dichtes Gebüsch, undurchdringlich; so ließen wir ein Taschentuch zurück, um die genaue Stelle zu markieren, und setzten unseren Weg fort, in der Absicht, bei Tageslicht zurückzukehren. Wenig ahnten wir, dass wir noch lange bevor jener Tag anbrechen sollte, dieses schreckliche Schnauben noch einmal hören würden – *sed crastina quaerere*.

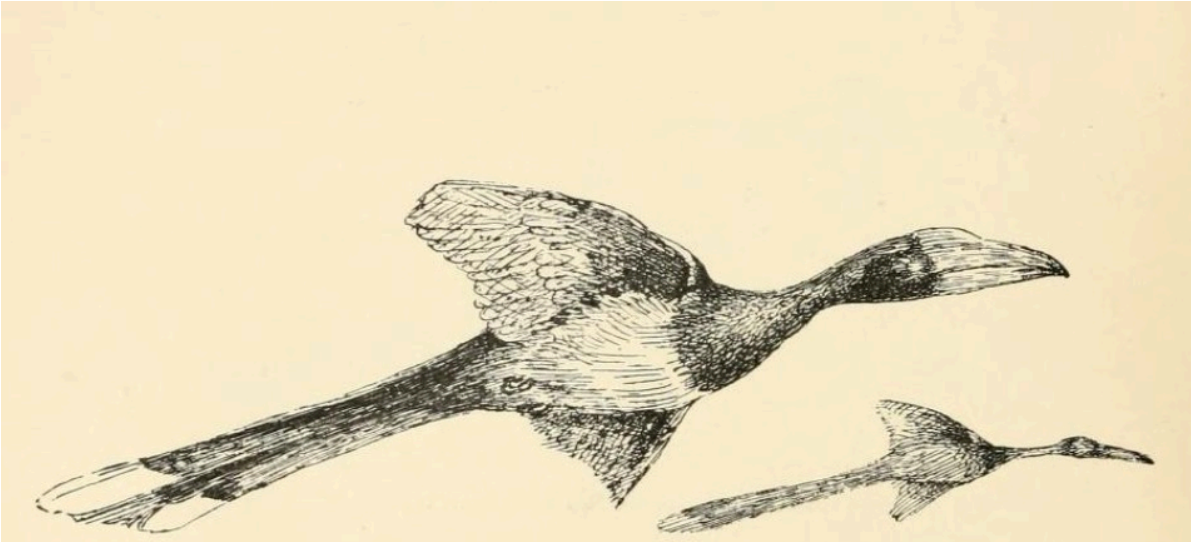
"GAZING IN THE WRONG DIRECTION" (WATERBUCK).

Wir erfuhren, dass die Flusspferde an dieser Stelle vor kurzem gestört worden waren, was ihre Scheu bei der Annäherung an die Wasser des Karriendoos erklärte. Wir änderten daher unsere Taktik und beschlossen, sie bei Nacht anzugreifen, wenn sie an Land kommen, um weit und breit auf dem grasbewachsenen Veld zu fressen. Da der Vollmond gerade vorbei war, begünstigte dies das Vorhaben, und wir gaben Befehl für einen Aufbruch um 2:30 Uhr am nächsten Morgen. Es war jedoch erst kurz nach Mitternacht, als wir von den Nachtwächtern geweckt wurden, die aufgeregt erklärten, dass bereits ein Flusspferd in Sichtweite des Lagers sei. Dies bestätigten wir sofort selbst, als wir im Pyjama heraustraten. Dort, keine 300 Yards entfernt auf der offenen Prärie, war der große Dickhäuter in den hellen Mondstrahlen deutlich sichtbar.

Wir zogen Mäntel und Lagerschuhe an, waren innerhalb von dreißig Sekunden aktionsbereit und machten uns auf den Weg. Der Eindringling würdigte uns keines Blickes, und bald hatten wir uns auf eine Distanz herangeschlichen, die gut innerhalb von fünfzig Yards aussah; an diesem Punkt flüsterte ich: „Das ist nah genug; lass uns zum Schießen anhalten", und war bereits in die Knie gegangen, um die .450er auf meinem Knie abzustützen, als unser riesiger Gegner uns schließlich entdeckte. Wieder jenes schreckliche, zischende Schnauben, und in einem Moment hatte er sich gegen uns gewandt. Ich konnte nicht aufstehen, also feuerte ich beide Läufe ab, mein Bruder (der

stehen blieb) nur einen, da er merkte, dass wir gefasst waren, und sich den zweiten für Eventualitäten aufsparte. Als ich nach meinem zweiten Gewehr zurückgriff, stellte ich fest, dass der tapfere Mabruki weg war – er war bereits fünfzig Yards in Richtung Lager entfernt. Aber kein zweites Gewehr wurde benötigt. Soweit man im unbeständigen Mondlicht urteilen konnte, setzte das riesige Tier seinen Vorwärtsansturm noch fort, aber es gab eine andere Bewegung – nach unten: und nach weiteren fünf Yards war es allmählich zusammengesunken, wobei es mit seiner Schnauze eine Furche pflügte, bevor es flach auf seine Breitseite rollte, nicht das Dreifache seiner eigenen Länge von der Stelle entfernt, an der ich saß. Dann trafen das Gefühl der Erleichterung und der abgewendeten Gefahr gleichzeitig ein: denn auf jenem offenen Boden hätte es, ohne den Feind auf der Stelle zu töten, nur eine geringe Chance auf Flucht gegeben.

Um sicherzugehen, setzten wir zwei weitere Kugeln ins Herz, und bald hatte das röchelnde Atmen aufgehört. Als wir dann vorsichtig näher traten, entdeckten wir, dass unsere Beute doch nicht das harmlose Flusspferd war, sondern ein gigantischer Nashornbulle!



HORNBILLS ON WING.

Diese Tatsache hatten unsere Männer früher erfahren – jenes Schnauben hatte sie aufgeklärt: es erklärte Mabrukis plötzliche Flucht, obwohl Ali Yama, der Somali-Jäger meines Bruders, standhaft geblieben war. Dieses Nashorn trug prächtige Hörner, das vordere über 28 Zoll lang, das zweite 13 Zoll, während weiter oben ein drittes Horn war, mehr oder weniger rudimentär. Nach einer kursorischen Untersuchung kehrten wir um 1:20 Uhr ins Bett zurück.

Um drei Uhr brachen wir erneut auf, aber in einem fünfstündigen Marsch gelang es uns nicht, ein Flusspferd an Land zu finden, obwohl mehrere dicht außerhalb der Binsen grunzten und prusteten. Ich pirschte mich an eines davon heran und feuerte auf etwa fünfzig Yards auf seinen Kopf – das heißt auf so viel, wie über Wasser war, etwa drei Zoll. Das Licht war höchst unsicher für präzises Schießen, da der Mond im Zenit stand, senkrecht; die Nachtvisiere boten keine Hilfe. Dennoch schien die Kugel genau getroffen zu haben, da kein Wasser aufspritzte: aber wir sahen jenes Flusspferd nicht mehr. Es verschwand, ohne eine Kräuselung oder den geringsten Hinweis zu hinterlassen, der uns leiten könnte. Welch ein Aufruhr jener Schuss erzeugte! Von den Bäumen über uns flatterten Perlhühner zu Dutzenden herab, während alle Völker der Wildnis, Gänse und Pelikane, Flamingos, Ibisse, Kraniche und der Rest mit gellenden Schreien gegen diesen Frevel an der nächtlichen Anständigkeit protestierten.

Als die Dämmerung anbrach, dachten wir, einen Löwen ganz in der Nähe zu hören; es erwies sich jedoch als ein Strauß, wobei die beiden Töne sich eigentümlich ähneln. Dann folgte ein weiterer erschreckender Ruf, ein explosives Krächzen, das vom Himmel kam und zweimal wiederholt wurde. Es war ein Goliathreiher, der von den Wäldern herübersegelte. Bald strich der große Vogel mit starren Flügeln abwärts und ließ sich eine Meile entfernt auf einer binsenbewachsenen Landzunge nieder. Enten in aufeinanderfolgenden Schwärmen (hauptsächlich Stock-, Spieß- und Löffelenten) strömten dem See zu, wo wir auch Heilige Ibisse, Stelzenläufer, Grünschenkel, Kampfläufer und Waldwasserläufer beobachteten.

Als wir nach den Abenteuern dieser Nacht zum Lager zurückkehrten, untersuchten wir das Nashorn. Wir stellten fest, dass alle unsere drei Kugeln gut getroffen hatten; aber der Schuss, der die Tat tatsächlich vollbracht hatte, war kaum weniger als ein Wunder – eine Fügung. Da er die beiden großen Hörner nur um Haaresbreite verfehlte, während das Tier kopfvoran heranstürmte, war er zwischen den Ohren in den massiven Nacken gekracht und hatte die Wirbelsäule zertrümmert. Hätte die Kugel eines der Hörner berührt, wäre sie abgelenkt worden.

THE SENTRY—WHITE-BEARDED GNUS.

Es war mein Pony „Goldfinch“, wie wir nun erfuhren, das den Wächter zuerst auf das Nashorn aufmerksam gemacht hatte, indem es wieherte und an den Anbindestrikken zerrte. Es kann kein Zweifel bestehen, dass dies dasselbe Nashorn war, in das wir früher am Abend hineingelaufen waren; denn dies ist kein „Nashorn-Land“, und es gab keine Fährte oder „Zeichen“ ihrer Anwesenheit. Dieses Tier war entlang des Seeufers

gewandert, als Mabrukis Schuss es um 20.00 Uhr zur Umkehr zwang, aber um 00.30 Uhr, Mitternacht, war es wieder zurück – wahrscheinlich in schlechter Stimmung – und diesmal fast in unser Lager!

Hier sind zum Vergleich die Messungen dieses und eines anderen großen Nashornbullen aufgeführt, den ich später bei Simba schoss:

| Zwei Nashornbullen | (1) Elmenteita | (2) Simba |

| | | |

| **Gesamtlänge, Schnauze bis Schwanzspitze** | 12 ft. 8 ins. | 12 ft. 7 ins. |

| **Schulterhöhe (gerade)** | 5 ft. 7 ins. | 4 ft. 6,5 ins. |

| **Umfang (Schulter)** | 9 ft. 0 ins. | 7 ft. 9,25 ins. |

| **Kopfumfang (hinter 2. Horn)** | 4 ft. 4 ins. | 1 ft. 9 ins. |

| **Vorderes Horn an der Basis** | 2 ft. 2,25 ins. | 1 ft. 4,25 ins. |

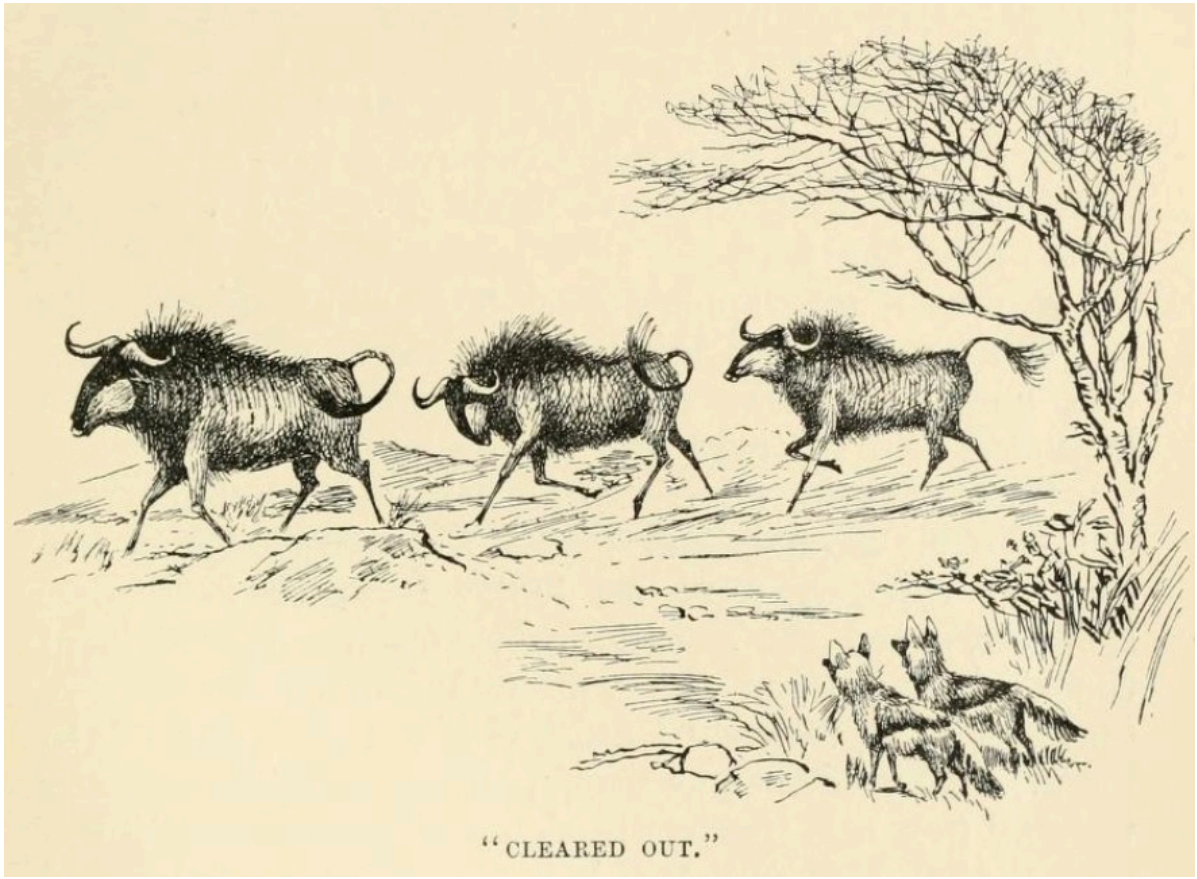
| **Hinteres Horn an der Basis** | 1 ft. 5,5 ins. | 1 ft. 5,25 ins. |

| **Länge des vorderen Horns** | 2 ft. 4,75 ins. | |

Einige Tage später hörte ich zum dritten Mal das eigentümliche zischende Schnauben eines Nashorns. Diesmal wurde es dreimal in schneller Folge und ganz in der Nähe wiederholt, wobei meine zwei Männer sofort „Kifaru“ flüsterten. Wir waren in diesem Moment hinter Flusspferden her und krochen entlang des schmalen Gürtels aus scharfen Felsen und Lava, der das tiefe Wasser des Sees vom dichten, undurchdringlichen Dschungel auf der Landseite trennt (undurchdringlich, außer man kriecht durch die niedrigen Tunnel, die von Flusspferden angelegt wurden). Es war kein Ort, um es mit einem Nashorn aufzunehmen. Wir verhielten uns daher still und verbrachten eine angstvolle Viertelstunde. Später nahmen wir durch einen Umweg die Fährte landeinwärts auf; aber jenes Nashorn war weit gereist.

Auf Flusspferdjagd

Es wäre ermüdend, im Detail all die Anstrengungen zu schildern, die wir unternahmen, um das begehrte Flusspferd zu sichern. Morgen für Morgen brachen wir in den frühen Stunden auf, durchstreiften bei Mondlicht jede grüne Wiese und grasbewachsene Weide meilenweit um den See, doch niemals gelang es uns, die großen Amphibien an Land zu finden. Einmal überraschte ich zwar ganz in der Nähe ein halb ausgewachsenes „Toto“ (Jungtier) im Schilf, aber ihn ließ ich in Frieden ziehen. Da sie sich weigerten, uns an Land zu begegnen, versuchten wir als Nächstes, sie im Wasser anzugehen.



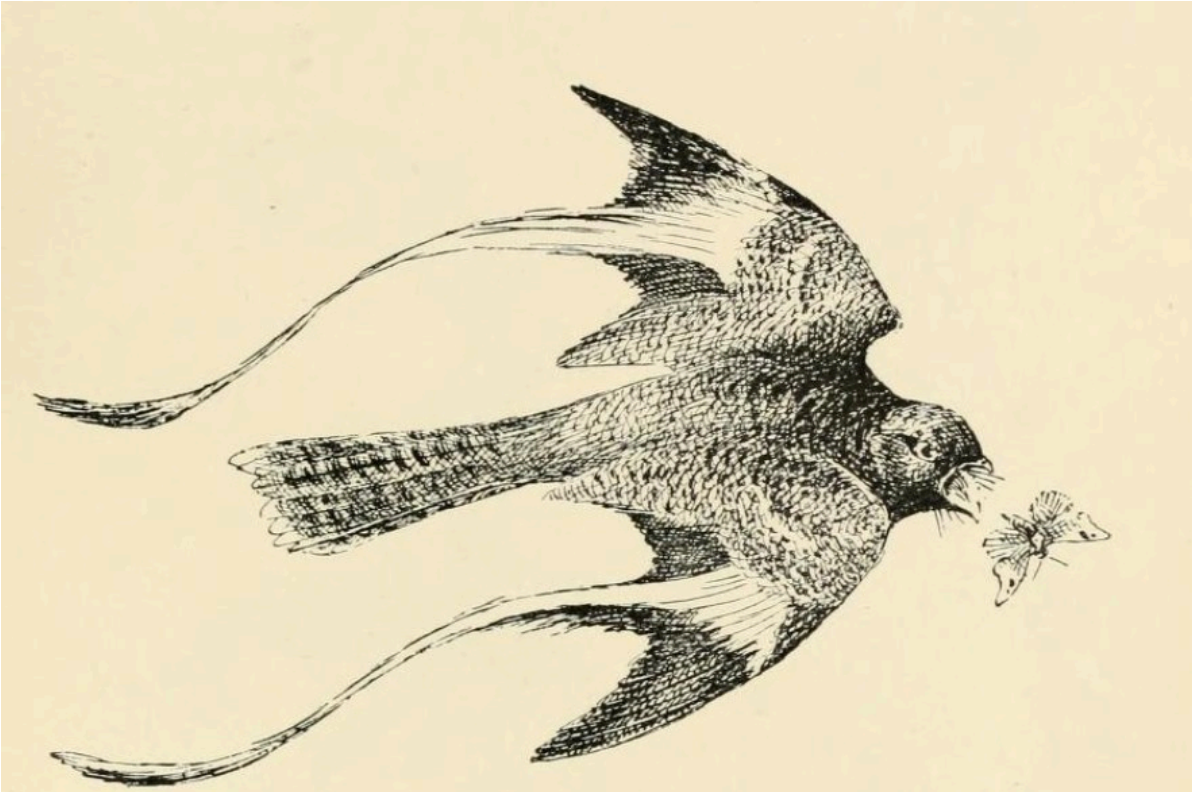
"CLEARED OUT."

Wenn man ein Flusspferd nahe am Ufer sieht, ist es möglich, den nächsten Punkt an Land zu erreichen, indem man in dem Moment vorrückt, in dem es untertaucht, und sich flach hinlegt, bevor seine Augen wieder die Oberfläche durchbrechen. Während wir sie so anpirschten, bemerkten wir die seltsame Tatsache, dass ihr Schnauben und Grunzen von weit unter Wasser deutlich hörbar ist, und das, obwohl keine Zeichen oder Luftblasen die Oberfläche erreichen.

Das Ziel, das ein Flusspferd bietet, wenn es an der Oberfläche ruht, ist extrem klein. Da sind seine Nüstern, dargestellt durch die Größe einer flach gehaltenen Männerhand; ein oder zwei Fuß dahinter, oft durch Wasser getrennt, erhebt sich der prominente obere Teil des Schädels, der die Augen und kleine schweinartige Ohren trägt. Die Gesamthöhe dieses exponierten Teils beträgt vielleicht vier Zoll; aber um tödlich zu sein, darf die Kugel nur den untersten Zoll treffen. Im Morgengrauen des 14. Februar gelang es mir, eine .450er Vollmantelkugel innerhalb weniger Dezimalstellen an jener Stelle zu platzieren, mit offenkundigen und sofortigen Ergebnissen: Der riesige Bulle rollte sich immer wieder herum und wälzte sich über eine halbe Stunde lang im Wasser, alle Viere von sich gestreckt. Bald waren seine vier stämmigen Beine in Sicht, bald bäumte sich der riesige Kopf und das Vorderende auf, um mit schallendem Platschen zurückzufallen, wobei die stille grüne Oberfläche in purpurroten Schaum verwandelt wurde. Nach dreißig Minuten dieser Unruhe, dieses offensichtlichen Todeskampfes, sank das Tier ab, obwohl wir immer noch Grunzen und Stöhnen aus den Tiefen darunter hören konnten. Ich ließ Männer zurück, um auf sein Wiedererscheinen zu warten, und um fünf Uhr an jenem Nachmittag hatte ich das Vergnügen, den Bericht zu erhalten: „Er ist fertig."

Am nächsten Morgen brachen wir um 4 Uhr auf, zwanzig Mann mit Seilen, Äxten und dem Rest, um ihn hereinzuholen. Aber es erwies sich als ein Tag bitterer Enttäuschung – der Kelch wurde einem vor den Lippen weggeschlagen! Denn weder von diesem noch von meinem anderen verwundeten Flusspferd sahen wir jemals eine Spur: Ob ein Flusspferd sich von einem solchen Schlag erholen kann oder ob es an Land geht, um zu sterben – jedenfalls waren die Trophäen für mich verloren, und meinem Bruder war kein

besseres Glück beschieden. Nach dieser Woche der Arbeit, die halben Nächte und die meisten Tage auf den Beinen, beim Kampf durch die rauesten Orte der Erde, Rohrgebüsche, Dorndschungel, grausame Felsen und Lava, unter einer äquatorialen Sonne oder einem abnehmenden Mond – das Flusspferd hatte uns besiegt.



PENNANT-WINGED NIGHTJAR.

Am Elmenteita-See bemerkten wir die Ansammlungen von Schwalben, die sich auf ihre Reise nach Norden vorbereiteten. Die früheste dieser Mobilisierungen ereignete sich am 14. Februar, als sie sich zu Tausenden auf den Inselchen versammelten und die niedrigen Dornen bevölkerten. Bis zum 17. Februar waren all diese Schwalben weitergezogen; aber wir beobachteten ähnliche Ansammlungen an verschiedenen anderen Punkten bis Ende März.

Am Nachmittag des 13. Februar genossen wir während eines heftigen Regenschauers regelrecht einen Chor von Singvögeln; aber dieser verstummte, als die Sonne eine Stunde später wieder hervorkam. Am 15. begann eine Feldlerche (einer bestimmten Art) zu singen. Ihr Ton war dem unserer Art unterlegen; aber ihr Flug und ihr Verhalten mit dem flatternden Abstieg waren genau gleich. Ich bemerkte hier auch einen Baumpieper, der mit demselben schwebenden, insektenähnlichen Flug abstieg, den er zu Hause während der Brutzeit verwendet. Hier war er jedoch stumm. Ein anderer unserer kleinen britischen Zugvögel, den wir am Elmenteita-See bemerkten, war der Steinschmätzer.

So beeindruckend der Anblick von riesigen Dickhäutern gewesen war, die immer noch in Fleisch und Blut auf dieser Erde umherwanderten und nicht als ausgestorbene Mammuts in irgendeinem geologischen Museum standen, so war der Anblick dieser winzigen britischen Grasmücken hier am fernen Äquator kaum weniger ergreifend.

Im Folgenden sind die Eindrücke meines Bruders von diesen Tagen und Nächten am Elmenteita-See aufgeführt:

„Als das Flusspferd uns bei Tageslicht besiegt hatte und wir die Alternative eines Nachtangriffs versuchten, wurden einige neue Empfindungen erfahren – Empfindungen, die sich vielleicht nicht gänzlich in Worten ausdrücken lassen, es sei denn, der Geist der Poesie sei angeboren. Wie ungreifbar und unheimlich ist die Umgebung, wenn man um Mitternacht aufbricht, nur mit dem silbern schimmernden Licht des Mondes als Führer! Man hält sich natürlicherweise auf dem offenen Gelände und meidet den tiefen Schatten von Bäumen oder Ufern, nicht nur um das Risiko zu vermeiden, in eine Grube oder ein unsichtbares Hindernis zu fallen, sondern durch eine unbewusste Furcht vor dem Unbekannten, das in der Dunkelheit verborgen ist. So stellt man sich auch vor, dass die Sicherheit besser gewährleistet ist, wo zwei oder drei zusammenkommen. Wenige würden es tatsächlich wagen, den Gefahren der wilden afrikanischen Nacht allein entgegenzutreten, da die Nacht dort draußen sehr lebendig ist – lebendiger als der Tag.

LOST BY A LENGTH. HAWK-EAGLE AND GUINEA-FOWL.

Das Rascheln von etwas im Gebüsch, ein Gerangel und Geklapper voraus, lassen ein Schaudern ungeladen durch die Nerven laufen; es ist wahrscheinlich nur eine Antilope oder ein Pinselohrschwein oder ein Trupp Perlhühner, die auf ihrem Schlafplatz gestört wurden; aber es hätte ein Löwe oder ein Nashorn sein können. Entlang des Seeufers, von jenseits der schützenden Reetbestände, erschallt das dumpfe Grunzen der Flusspferde, und schauriges Platschen von Wasser kehrt wieder – man kann nicht sehen wo.

„Von weit links her kommt ein langgezogenes Knurren. ‚Löwe', flüstert jemand. ‚Nein', murmelt ein Shikari in das Ohr; ‚das ist ein Leopard dort, wo Sie gestern den Wasserbock getötet haben.' ‚Lass uns nachsehen', antworten wir, entschlossen, kein Zeichen von ‚Nerven' zu zeigen, und hinaus über das mondbeschienene Veld bewegen wir uns. Dort, sicher genug, sind geisterhafte Schatten, die sich aus dem Dunkel zurückziehen und

wieder auftauchen. Dies sind spähende Schakale und Hyänen; und gleich dahinter sehen wir, wie die weißen Wirbel und Rippen des Wasserbocks in den Mondstrahlen glänzen – alles kleinere anatomische Teile, die bereits verschlungen oder weggeschleppt wurden.

„Langsam vergehen jene langen dunklen Stunden, während wir Meile um Meile des Seeufers erkunden, mit dem Nachtglas Bucht um Bucht und die Unendlichkeit der ruhigen mondbeschienenen Wasser untersuchen. Nun ist es Zeit, unsere zugewiesenen Posten aufzusuchen, bevor die Sonne uns entdeckt. Einer von uns bezieht Position auf einem binsenbewachsenen Vorgebirge, der andere auf einigen Felsen eine Meile dahinter.

„Aus meinem Versteck inmitten von Seggen und Schwertlilien entfaltet sich eine typische afrikanische Szene, während die Sonne die Nebel und Luftspiegelungen des Morgens vertreibt. Zuerst lassen sich zwei einsame Schnepfen auf einer felsigen Insel direkt vor mir nieder, verstauen ihre langen Schnäbel entlang ihres Rückens und schlafen ein; ein Löffelenten-Erpel mit glänzend grünem Kopf stochert mit plumpem Schnabel am Ufer; dann lässt sich ein Paar afrikanischer Stockenten (*Anas undulata*) neben den unbeeindruckten Schnepfen nieder, putzt sich für eine Minute und schläft selbst ein. Der Fuß des Erpels rutscht ständig über die schmale Kante. Dies will er einige Zeit lang nicht wahrhaben, kann aber das Unbehagen nicht ewig ertragen. Warum bewegt er sich nicht einen Zoll landeinwärts? Nein, das ist nicht seine Art; so bricht das Paar auf, um anderswo bequemere Quartiere zu suchen. Unterdessen ist eine Schar langbeiniger Stelzenläufer angekommen.

ELAND BULL.

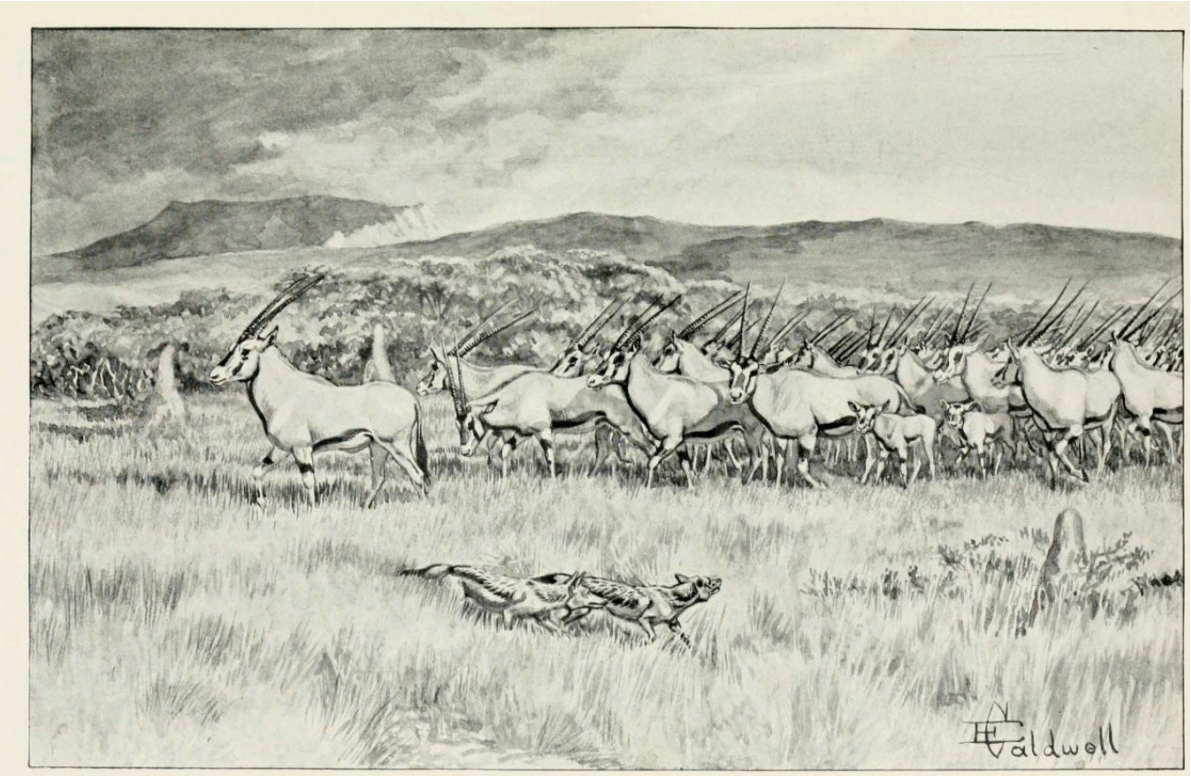
Diese sind nicht schläfrig, sondern machen sich geschäftig an die Suche nach dem Frühstück, wobei sie watend und gründelnd im treibenden Wasserunkraut suchen.

„Weit weg dahinter, auf dem offenen Wasser, hat die Luftspiegelung bisher jedes Objekt verzerrt. Ich habe einige große weiße Dinger beobachtet, von denen ich dachte, es seien Schwäne, und fragte mich, wie sie hierher gekommen seien. Jetzt, da das Sonnenlicht stärker wird, sehe ich, dass es Pelikane sind, die auf einer Untiefe schlafen, und dahinter ist eine Linie von Flamingos. Plötzlich macht mich ein Rauschen des Wassers wachsam, und eine Flusspferdkuh schwimmt schnell vorbei, keine zwanzig Yards entfernt, wobei ihr Toto mühelos Schritt hält. Ich schieße nicht, und sie verschwinden um die Landzunge, vollkommen unbewusst der Gefahr, der sie gerade entgangen sind. Eine Familienparty von fünf – ein riesiger Bulle mit zwei Kühen und zwei Totos – liegt zum Sonnenbaden nahe einer niedrigen Felseninsel 200 Yards draußen. Zwei Stunden lang beobachtete ich sie, aber sie kamen nicht näher. Dann erschallen Schüsse von jenseits der Landzunge, also stehen wir auf, strecken uns und gehen weiter, um A. zu finden, der einen Flusspferdbullen beobachtet, der anscheinend in den Agonien seines Todeskampfes liegt."

Während wir hier am Karriendoos lagerten, starb einer unserer Träger, ein N'yamwezi namens Ibrahim, recht plötzlich. Die scheinbare Ursache war eine Entzündung des Rachens, die ihn sprachlos machte, und wir hatten weder das Wissen noch die Mittel, sie zu lindern. Die erste Mitteilung wurde uns am Nachmittag gebracht: Wir versuchten solche einfachen Heilmittel, wie wir sie hatten, aber um sieben Uhr, gerade als wir uns zum Abendessen setzten, wurde die Nachricht überbracht, dass der arme Kerl tot sei.

Er wurde bei Tagesanbruch außerhalb des Lagers begraben; das Grab war fünf Fuß tief und der Körper, in seine Decke gewickelt, wurde seitlich in einen schmaleren Graben gelegt, der etwa achtzehn Zoll tiefer ausgehoben worden war. Dies bedeckten die Männer mit Haufen von Dornen und Reisig, bevor sie die Erde einfüllten, wobei das Ganze schließlich mit Steinen überhäuft wurde. In jener Nacht hielten Hyänen und Schakale ein unirdisches Konzert rund um das Lager ab, aber das Grab blieb am Morgen unversehrt.

Einige Tage später, nachdem wir in der Zwischenzeit aufgrund eines Fieberanfalls, wie unten erwähnt, gezwungen gewesen waren, unsere beabsichtigte Expedition nach Laikipia aufzugeben, passierten wir die Stelle erneut und fanden heraus, dass die sterblichen Überreste des armen Ibrahim von Hyänen ausgegraben worden waren.



A TROOP OF ORYX, MIGRATING—BARINGO, AUGUST 31, 1904.

Ein Vorfall in diesem Zusammenhang illustriert, welche wachsame Sorge die Kolonialregierung über die Rechte und Interessen unserer schwarzen Mituntertanen ausübt. Monate später, während der Auszahlung unserer Safari in Mombasa, hatte ich auf dem offiziellen Entlassungsformular diesen Mann als „tot“ eingetragen; einen anderen als „vermisst – vermutlich tot“. Es wurde jedoch Einspruch erhoben und weitere Erklärungen verlangt, insbesondere die genauen Daten, damit nicht etwa ein Lohnrestbetrag ihren Testamentsvollstreckern geschuldet bliebe. Nun, die Eventualität, dass afrikanische Wilde solch moderne Verfeinerungen wie „Testamentsvollstrecker“ besäßen, war mir sicherlich nicht in den Sinn gekommen, und der Vorschlag provozierte fast ein Gefühl des Lächerlichen.

Am 17. Februar brachen wir das Lager ab und machten uns auf den langen Marsch nach Laikipia, wobei uns durch die Freundlichkeit von Mr. Hobley ein Masai-Führer geschickt worden war. Aber jene Expedition war nicht dazu bestimmt, vollendet zu werden. Wir gerieten in eine Periode tropischer Gewitter. Intensiver Sonnenhitze am Vormittag (Temperatur 98 Grad in unseren Zelten) folgte ein Gewitterausbruch mit sintflutartigen Regenmengen und einem plötzlichen Abfall um 20 Grad innerhalb einer Stunde. Dies löste einen Anfall meines alten Feindes aus – Fieber, gefolgt von Ruhr. Es gab keine Alternative, als das Vorhaben aufzugeben und auf die Eisenbahn zurückzufallen.

KAPITEL XIII

ELEFANTEN

Ich gehe über mühsame Tage hinweg, die ich in Nakuru im Kampf mit dem Fieber verbrachte – Tage, an denen jeden Nachmittag tropische Gewitter tobten und ich als Gefangener in meinem Zelt festgehalten wurde –, denn es ereignete sich ein Vorfall, der all unsere Pläne änderte. Es trafen direkte Nachrichten über Elefanten ein – Nachrichten, auf die wir uns verlassen konnten; zudem waren die Elefanten ganz in der Nähe.

Innerhalb von 25 Meilen war eine große Herde am Molo-Fluss im Westen gesehen worden, und es wurde berichtet, dass sie in unsere Richtung nach Nordosten zog.

Während der gesamten Saison 1905–06 waren Elefantenherden hier und da in unseren britischen Territorien umhergestreift, und ihre Anwesenheit an verschiedenen Punkten war uns bereits gemeldet worden. Bisher waren jedoch alle derartigen Berichte mehr oder weniger unbestimmt gewesen, und in jedem Fall war die Entfernung beträchtlich. Wir wussten, dass Elefanten in einer Nacht fünfzig Meilen zurücklegen – unsere eigene extreme Mobilität lag bei zwanzig; daher waren bisher alle Verlockungen abgelehnt worden. Doch hier lag der Fall ganz anders.

SCOPS CAPENSIS.

Wenn die nun gemeldete Herde – sie sollte vierzig Tiere zählen – die angegebene Marschrichtung beibehielt, lagen wir fast an ihrer Flanke und könnten sie durch ein geschicktes Manöver abfangen.

Es war eine eindeutige Chance – die Chance vielleicht eines ganzen Lebens – und wir ergriffen sie. Obwohl ich persönlich krank und schwach war, saßen wir bei Tagesanbruch im Sattel und ritten davon. Unser Feldzugsplan sah vor, direkt zum Solai-See zu marschieren, einer sumpfigen Vlei (Senke), die etwa 25 Meilen nordöstlich in den Ausläufern der Laikipia-Kette liegt und als gelegentlicher Zufluchtsort von Elefanten bekannt war – in der Hoffnung, entweder unterwegs auf ihre Fährte zu stoßen oder die Herde in Solai selbst anzutreffen.

Nachdem wir den Krater des Menengai umrundet hatten, führte unser Weg jenes breite Hochlandtal hinauf, das wir bereits 1904 durchquert hatten (S. 48). Während wir die Safari den direkten Pfad verfolgen ließen, bogen wir mit unseren Gewehrträgern in die bewaldeten Ausläufer der Nordhänge ab. Dort stießen wir an jenem Vormittag auf Spuren von Elefanten in einem Ausmaß, wie wir es weder davor noch danach je gesehen haben. Meilenweit war dieser Wald absolut verwüstet – ein Trümmerfeld: Riesige Bäume waren übereinander gestürzt, ihre Äste auseinandergerissen; Zedern und Zypressen, Mimosen und Akazien waren in Fetzen gerissen, das hohe Gras flachgetrampelt; inmitten des Ruins lagen überall gekaute Zweige und ausgespuckte Massen von Rinde und Fasern auf dem Boden. Wir konnten deutlich Stellen unterscheiden, an denen mehrere Elefanten gemeinsam gearbeitet hatten, um einen besonders starken Baum umzuwerfen. Diese Zerstörung stand in keinem Zusammenhang mit der Herde, die wir nun suchten; unsere Männer schätzten, dass sie etwa eine Woche alt war, und unser eigenes Urteil bestätigte diese Ansicht. Dennoch genossen wir die Aufregung, durch das Wrack vorzustoßen, und stellten uns an jeder Waldöffnung einen gewaltigen Dickhäuter vor! Wir stießen auch auf ganz frische Fährten von Büffeln, sahen jedoch nichts außer Wasserböcken. In dem Buschgürtel, der das Veld unterhalb begrenzt, waren ostafrikanische Bohor-Riedböcke nun zahlreich, obwohl 1904 hier keine zu sehen gewesen waren, und W. schoss ein Paar. Wir töteten heute auch eine Puffotter.

Dieses Land war achtzehn Monate zuvor voller Masai mit ihrem Vieh, ihren Schafen und Eseln gewesen. Jetzt waren diese Wilden in das Laikipia-Reservat „umgesiedelt“ worden; ihre Kraals waren verbrannt und verlassen, während Elefanten, Büffel und anderes Wild wieder aufgetaucht waren.

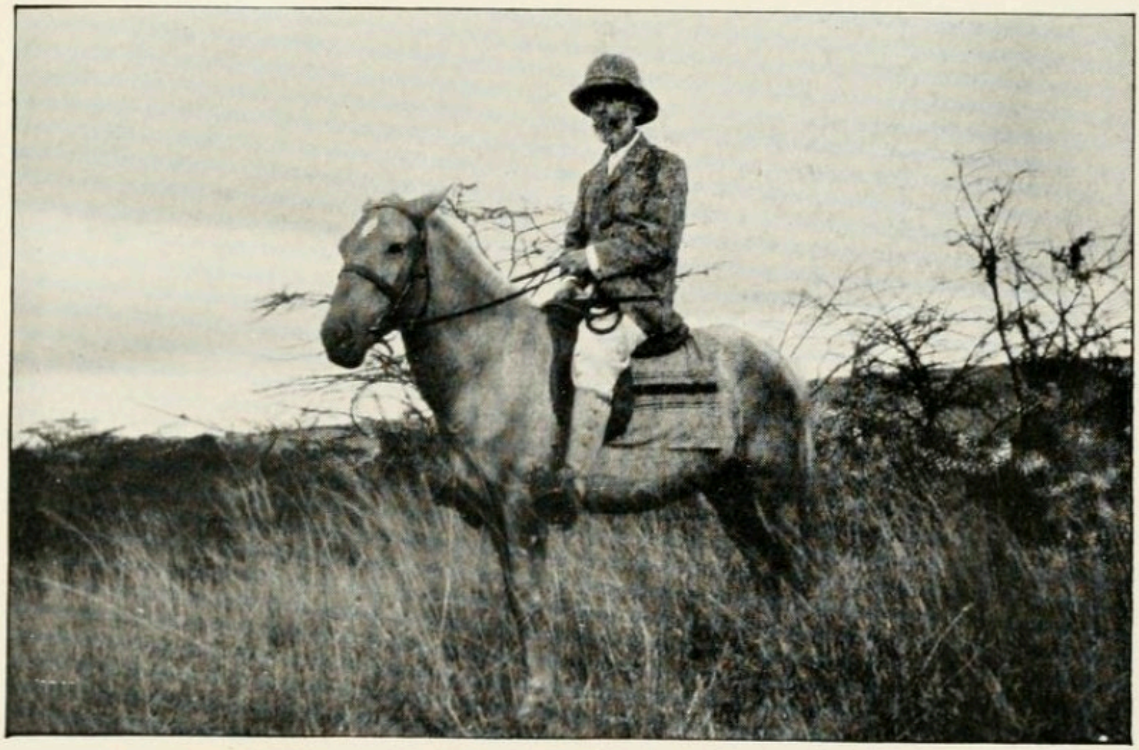
BOLTING LIONS.
"Only a Jackal."

Mittags hielten wir am Alabanyata-Fluss mit der Absicht, um 16 Uhr weiterzuziehen; doch zu unserem unsäglichen Verdruss brach das übliche Gewitter los. Sintflutartige Regen zwangen uns zum Lagern und verboten jede Hoffnung auf ein weiteres Vorankommen in dieser Nacht. Ein zweiter Schock folgte. Als die Dämmerung hereinbrach, beobachteten wir durch den strömenden Regen eine weitere Safari, die unser Tal heraufkam. Sie lagerten schließlich etwa eine Meile unter uns. Dies bedeutete nichts Geringeres als eine ernste Krise. Nach eingehender Beratung entschieden wir, dass wir, da wir vorn lagen, diese Position um jeden Preis halten würden, und gaben dementsprechend Befehl, die Zelte zu tarnen, alle Feuer zu löschen und das Lager am nächsten Morgen um 3 Uhr abzubrechen.

23. Februar – Dieser ereignisreiche Tag begann mit einem zweistündigen Klettern in völliger Dunkelheit durch pfadlosen Wald und Dschungel. Kurz nach der Dämmerung

stießen wir auf die Fährte eines einsamen Büffelbullen. Da diese ganz frisch war, folgte W. ihr nach rechts und nahm meinen Fährtenleser Kenana (der als Einziger die Route nach Solai kannte) mit sich. Da die Safari auf tieferem Grund zur Linken war, ritt ich allein mit meinen zwei Gewehrträgern, Mabruki und Salim, sowie einem Syce weiter. Plötzlich setzte wieder jener schreckliche tropische Platzregen ein, der uns bei einem der rauesten und bittersten Stürme, an die ich mich in Afrika erinnern kann, ins Gesicht peitschte. Er stand der Hardanger Vidden in ihren schlimmsten Zeiten in nichts nach, und nach einer halben Stunde wurde ich von einem neuen Fieberanfall gepackt.

Dass wir alle getrennt waren, ohne Mittel zur Kommunikation, verschlimmerte das Elend des Augenblicks; die Stimmung sank unter den Nullpunkt, und das ganze Unternehmen erschien mir in meinem damaligen Zustand als reiner Wahnsinn – als Selbstmord. Die Hoffnung in meiner Brust war fast erloschen, als Farra, der Syce, anhielt, durch den blicklosen Wolkenbruch den Hang entlang deutete und flüsterte: „Kifaru!“ (Nashorn). Die Aufregung dieses Wortes bewirkte Wunder, erneuerte Leben und Hoffnung und rüttelte mich wach. Nach kurzem Anschleichen erkannte ich eine gewaltige, massige Gestalt, halb verborgen im Dorngebüsch am Hang darüber. Der Kopf war nicht in Sicht; tatsächlich waren durch den treibenden Nebel und die Sintflut alle Details unsichtbar – man konnte kaum das Korn unterscheiden. Die Kugel traf sehr tief hinter dem Vorderlauf. Das Nashorn wirbelte herum und verschwand wie ein Kaninchen, ohne Chance auf einen zweiten Schuss, fiel aber nach einem Galopp von 100 Yards bergauf schreiend um und war bereits am Sterben, als wir die Stelle erreichten.



THE AUTHOR ON "GOLDFINCH."

Es war ein Weibchen mit nur dürftigen Hörnern, doch diese Details waren zuvor nicht zu erkennen gewesen. Beide Lungen waren durchschlagen. Diese Organe reichen beim Nashorn weit nach unten.

Eine Stunde später, während wir mühsam durch Flutwasser stapften, das knöcheltief das Tal hinunterschwemmte, erblickten wir drei Männer, die aus der Gegenrichtung kamen.

Es waren mein Bruder mit Ali und Kenana auf ihrem Weg nach Solai. Aber wir dachten auch, wir seien dorthin unterwegs! Offensichtlich war die eine oder die andere Gruppe hoffnungslos in die Irre gegangen. Wäre es nicht zu diesem rein zufälligen Aufeinandertreffen gekommen, wäre ich unweigerlich in die falsche Richtung weitergelaufen, bis ich schließlich „benachtete" – durchnässt, krank, ohne Nahrung oder Schutz; es war eine knappe Flucht. Dies sind die Risiken, die man in wilden Ländern eingehen muss.

Es war fast Mittag, als sich das felsige Tal, das wir durchquerten, zu einem breiten Becken öffnete, in dessen Mitte ein flacher, von Schilf umschlossener See lag, das Ganze umringt von steinigen Bergen; und wir sahen, geschützt durch eine Spalte in der westlichen Abbruchkante, unsere weißen Zelte, die in Solai aufgeschlagen waren.

Dankbar ordneten wir an, dass das Mittagessen in einer halben Stunde bereit sein sollte, während sich jeder in sein Zelt für ein warmes Bad und zum Umziehen zurückzog. Doch während dieser halben Stunde trat die Krise ein. Innerhalb von zehn Minuten hatte sich ein aufgeregter schwarzer Kopf durch die Klappe meines Zeltes geschoben und stieß jene magischen Worte aus: „Tembo! Tembo!!" (Elefanten).

Dann sahen wir von unseren Zelttüren aus ein denkwürdiges Spektakel – über jene hügelumkränzte Ebene dahinter, dicht am schimmernden Sumpf und keine 800 Yards entfernt, marschierte eine Kolonne von vierzig Elefanten.

Hastig zogen wir die klatschnasse Kleidung wieder an und waren innerhalb weniger Minuten unterwegs. Die Elefanten zogen langsam an der Mündung unseres Tales vorbei, schwenkten dann auf uns zu und rückten direkt durch dessen Mitte vor. Innerhalb von zehn Minuten trennte uns nur noch die Breite eines Sumpfes von 200 Yards von ihnen, der, mit üppigen grünen Schwertlilien bewachsen, die Mitte der Ebene durchzog. Da sich beide meiner Männer als so erregbar erwiesen, drückte ich sie zu Boden und betraute Ali Yama mit der alleinigen Führung. Er war die Ruhe selbst und führte eine meisterhafte Annäherung durch. Wir bezogen schließlich Deckung hinter einem einzelnen niedrigen Busch, aus dessen Mitte ein Mimosen-Dorn wuchs, etwa fünfzig Yards von den grünen Pflanzen entfernt.

DAYBREAK ON THE ATHI RIVER—GAME COMING DOWN TO DRINK.

Eine stete Brise wehte von der Vlei direkt das Tal hinauf und blieb während der gesamten Operation unverändert.

Als sie genau gegenüber dem Punkt ankamen, an dem wir lagen und sie beobachteten, hielt die Elefantenkolonne an und stand dort für mehrere Minuten, offensichtlich zur Beratung – es scheint kaum übertrieben zu sagen: im „Gespräch“. Dann setzten sie ihren Weg fort, das Tal hinauf; während wir ihnen auf unserer Seite des Sumpfes auf gleicher Höhe folgten. Bald hielten sie wieder an und entschieden nach weiterer Rücksprache offenbar, dass die frühere Stelle doch günstiger war, um den Sumpf zu überqueren; denn sie wendeten auf ihrer Spur, marschierten in Kolonne dorthin zurück und begannen kurz darauf mit großer Bedächtigkeit, auf unsere Seite überzusetzen. Wir hatten unterdessen eine halbe Stunde lang prächtige Ausblicke auf die gesamte Truppe genossen und mindestens zwei erstklassige Bullen ausgemacht, von denen einer insbesondere meine Aufmerksamkeit durch das prächtige Elfenbein fesselte, das er trug und das er durch übermütiges Schütteln seines Kopfes perfekt zur Schau zu stellen pflegte.

Die Stelle, die sie für ihren Übergang gewählt hatten, besaß den Vorteil – das bemerkten wir erst später –, dass in der Mitte des Sumpfes eine halb trockene Insel lag. Die riesigen Tiere nahmen das tückische Moor in einer Kolonne von sechs Tieren nebeneinander in Angriff, die großen Bullen an der Spitze, wobei sich ihre Linie 100 Yards nach hinten erstreckte. Wahrlich, ein bewegenderes Schauspiel des Wildlebens wurde dem menschlichen Auge nie geboten!

Wir hatten natürlich unsere frühere Position wieder eingenommen und saßen nun hockend hinter jenem winzigen Busch, nur wenige Yards vom nächsten Schilf entfernt. Doch angesichts dieser wunderbaren Szene, die sich vor unseren Augen abspielte, wurde kein Gedanke an taktische Erwägungen oder Sicherheit verschwendet.

Offensichtlich hatte der geänderte Kurs der Elefanten, die nun direkt auf uns zukamen, die strategische Situation völlig verändert. Ohne Zweifel hätten wir uns in diesem

Moment an einen Punkt zurückziehen sollen, von dem aus wir die Kontrolle über die Operationen behalten hätten. Indem wir weiterhin eine falsche Position hielten, verloren wir bald jede Handlungsfreiheit und ließen uns innerhalb weniger Sekunden zwischen den Massen der heranstürmenden Ungetüme einschließen.

Ein Glück war es, dass die Bullen zuerst kamen. Hätte das verbotene Geschlecht die Kolonne angeführt, wäre es weder angenehm noch nützlich, darüber zu spekulieren, was hätte geschehen können.

WOUNDED WATERBUCK.

So direkt auf unsere Position rückten die ahnungslosen Elefanten vor, dass sich die Spitze ihrer Kolonne beim Anlanden tatsächlich teilen musste, um an unserem Busch vorbeizuziehen, einige auf jeder Seite. Innerhalb weniger Sekunden ragte der führende Bulle auf meiner Seite (links) nicht zwanzig Yards vor uns über unseren niedrigen Schutz hinaus. Aber dieser erste Ankömmling war nicht der wahre Monarch der Truppe. Seine Stoßzähne waren zwar lang, aber dünn und schlecht geformt und kreuzten sich vorn. Der gewaltige Elfenbeinträger, auf den ich es abgesehen hatte, kam, wie ich wusste, an zweiter Stelle. Es war vereinbart worden, dass ich den ersten Schuss abgeben sollte; doch in diesem kritischen Moment, während ich noch einen Augenblick länger wartete, um Nr. 2 klar ins Visier zu bekommen, gab mein erbärmlicher Gewehrträger Mabruki dem bloßen „Schiss“ nach und feuerte mein zweites Gewehr dicht an meinem Ohr vorbei – was mich betäubte und für eine Weile halb besinnungslos machte. Beim Schuss hielten die zwei großen Bullen vor mir (der nähere war damals vierzehn Yards entfernt) schlagartig an,

erhoben ihre Köpfe und spreizten ihre riesigen Ohren seitlich ab, wie eine Barke ihre Leesegel setzt. Für sechs oder acht schwangere Sekunden standen sie still und sahen sich mit majestätischer Bedächtigkeit um, und dann ... drehten sie sich langsam weg.

Sie hatten uns nicht gesehen, schlichtweg, weil wir so nah waren. Tatsächlich hatten die Elefanten die ganze Zeit weit über uns hinweggesehen.

Durch Eingebung blieben wir während dieses entscheidenden Intervalls alle regungslos liegen. Dann, sobald die Elefanten zum Rückzug schwenkten, setzte ich meine zwei Läufe (.450er Vollmantel) aus 25 Yards Entfernung auf den großen Bullen an, wobei ich eher tief hinter das Blatt zielte. Er wankte und hielt an, erhielt eine dritte Kugel ein wenig höher oben, woraufhin er sich langsam auf den Sumpf zubewegte. Da ich sah, dass er genug hatte, setzte ich zwei weitere Kugeln in die Rippen des nächstgrößten Bullen, der sich gerade wegdrehte; daraufhin zogen sich die beiden allein nach links zurück und betraten bald das Schilf, abseits der Hauptherde.

Mein Bruder hatte unterdessen seine ganze Aufmerksamkeit dem anderen großen Bullen gewidmet, dem zweitbesten der Gesellschaft, der auf seiner Seite am Busch vorbeigezogen war und zwei Kühen folgte. Ich sah nun, wie dieser prächtige Elefant mit dem Hinterteil zuerst inmitten der grünen Pflanzen versank und aufrecht, tot, stehen blieb.

Die Hauptmasse der Elefanten zog sich nun höchst bedächtig durch das Moor zurück, auf demselben Pfad, auf dem sie gekommen war; doch meine zwei getroffenen Bullen blieben links hinter der Herde zurück.

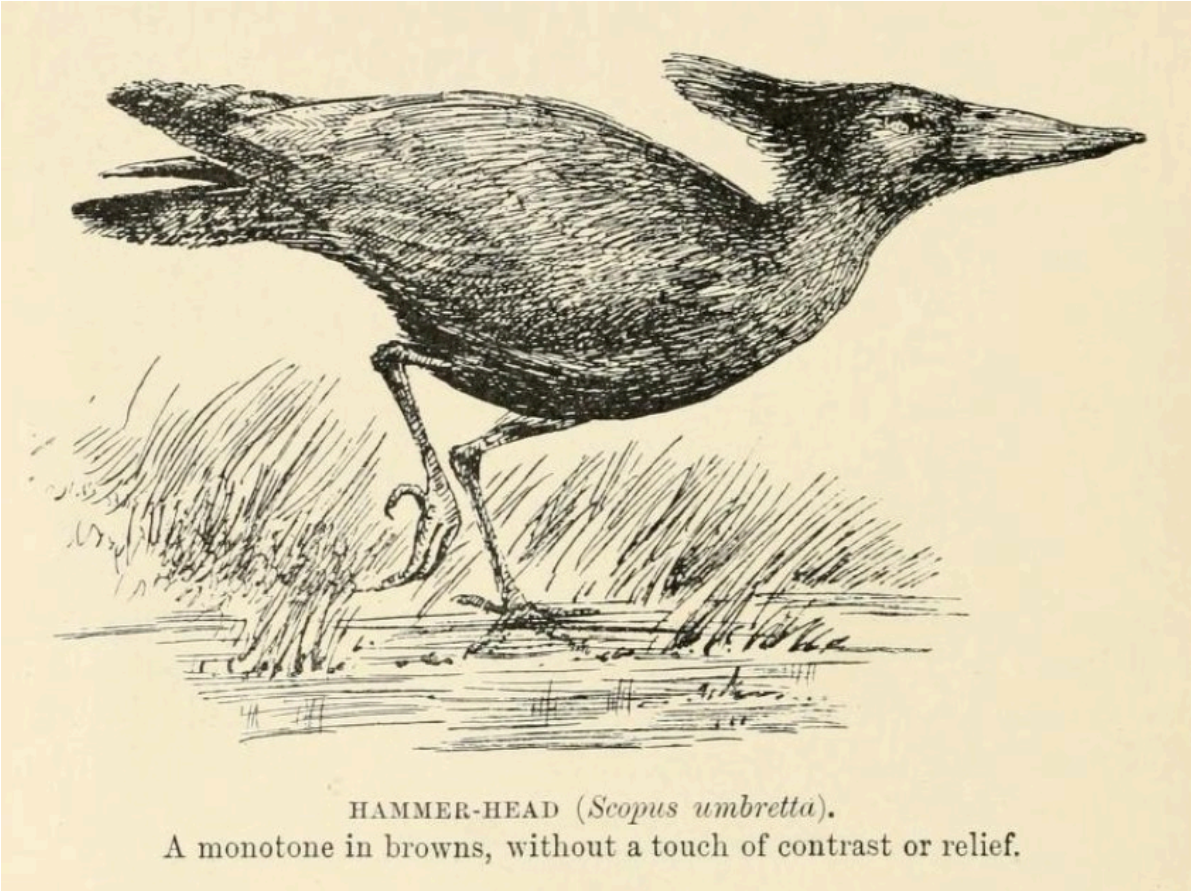
A TROPICAL POOL ON ATHI RIVER.
Note the hanging nests of weavers.

Wir folgten ihnen durch das Schilf, als eine schwer getroffene Elefantenkuh, die aus Maul und Rüssel blutete, auf unserer rechten Seite ausscherte und unser Vorrücken blockierte. Sie stand in voller Breitseite vor W., der sie mit einem einzigen Schuss in die Schläfe zur Strecke brachte. Ich lief an ihr vorbei und holte bald meinen großen Bullen ein, der reglos mit dem Hinterteil zu uns im Sumpf stand. Als er merkte, dass er verfolgt wurde, wandte er sich uns mit aufgestellten Ohren und erhobenem Rüssel zu; doch in diesem tückischen Moor drehte er sich nur langsam, was Zeit für ein sorgfältiges Ziel auf etwa siebzig Yards gab. Die Kugel traf dicht hinter der Ohrenöffnung, und der Champion der Truppe gehörte mir. Schon sein Tod war majestätisch. Er schien sich vorn aufzubäumen, den

gekrümmten Rüssel hoch in die Luft gestreckt; dann sackte er mit einer langsamen seitlichen Bewegung sanft mit dem Hinterteil zuerst zusammen, bis er schließlich umkippte und wie ein dunkelroter Berg über dem grünen Schilf aufragte.

Ich eilte an ihm vorbei – kaum Zeit, auch nur einen Blick auf diese herrlichen Stoßzähne zu werfen – und rannte mühelos auf einem breiten Pfad aus niedergetretenem Schilf (während die Elefanten im Moor prusteten und kämpften) und holte bald den zweiten verwundeten Bullen ein. Auch er wandte sich uns auf siebzig Yards mit aufgestellten Ohren und einem schrillen Schrei zu. „Schieß“, sagte Ali, „er wird angreifen.“ Doch sein Ende war nah. Eine .450er Vollmantelkugel warf ihn rücklings um – sie durchschlug das hohle obere Ende eines Stoßzahns dort, wo er im Schädel (nahe dem Auge) eingebettet ist. Er kämpfte darum, wieder auf die Beine zu kommen, als W. ihm den Fangschuss gab; er fiel mit dem Gesicht zum Feind.

Vier enorme Elefanten lagen nun tot da – drei hinter uns, der vierte fünfzig Yards voraus. Von diesem letzten war es uns jedoch unmöglich Besitz zu ergreifen, da die Hauptherde, die sich in geschlossener Phalanx direkt hinter dem gefallenen Bullen aufgestellt hatte, eine aggressive Haltung und eine gefährliche Stimmung zeigte. Sobald sie wieder festen Boden unter den Füßen hatten, änderte sich das gesamte Gebaren der Elefanten. Anstatt passiv abzuziehen, wandten sie sich nun in offener Herausforderung um, formierten sich in Schlachtordnung und waren bereit, in die Offensive zu gehen. Mit erhobenen Rüsseln auf jeder Seite, aufgestellten Ohren und einem Chor aus explosivem Grunzen, das von Wutschreien unterbrochen wurde, gab es kein Vertun über ihre Stimmung; und nachdem wir die prächtige Szene einige Momente beobachtet hatten, entschieden wir uns zum Rückzug und überließen unsere letzte Beute dem Feind.



HAMMER-HEAD (*Scopus umbretta*).
A monotone in browns, without a touch of contrast or relief.

Es gab tatsächlich keine weiteren guten Bullen mehr in der Herde; also zogen wir uns zum Lager zurück – zum Mittagessen, vorbei an den drei riesigen Kadavern, die wie Inseln im Schilf lagen.

Die Angelegenheit hatte wahrscheinlich nicht mehr als hundert gedrängte Minuten gedauert – viele davon so erfüllt wie ganze Epochen eines gewöhnlichen Daseins. Die erweckten Empfindungen können zwar in der Vorstellung nachempfunden, aber nicht so gedruckt werden. Auch kann der Grad der Gefahr nicht definiert werden, da das Temperament und Verhalten von Elefanten variiert. Keine zwei müssen gleich sein. Diese hier zogen sich im entscheidenden Moment zurück; aber nach meiner eigenen früheren Erfahrung am Baringo-See (S. 68) griff ein „einsamer Bulle" sofort allein auf Witterung hin an, obwohl er ansonsten unbehelligt war; und wiederholte den Angriff sofort ein zweites Mal, nachdem er verwundet worden war. Hier in Solai wiederum hatte sich erst wenige Wochen zuvor ein tödlicher Unfall ereignet. Ohne jeden Zweifel genossen wir ungewöhnliches Glück, indem wir unseren Elefanten so begegneten, nicht nur bei hellem Tageslicht, steter Brise und in offenem Gelände, sondern sie auch im tückischen Moor im Nachteil erwischten. Dennoch gab es nach Mabrukis wahnsinnigem Schuss „in den Haufen" eine Phase höchster Gefahr, als für einige Sekunden unser aller sechs Leben am seidenen Faden hingen. Hätten die Elefanten uns dann gesehen – als wir fast unter ihren Rüsseln waren –, hätte uns nichts retten können. Drei Bullen aus vierzig Tieren herauszusuchen, ist zwangsläufig mit Risiko verbunden.

Die Tagesstrecke belief sich somit auf:

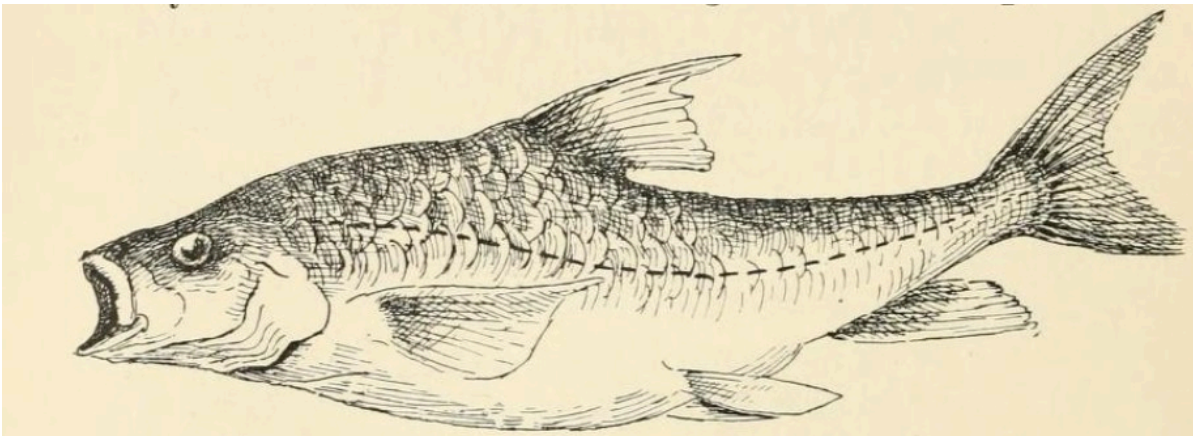
- 4 Elefanten,
- 1 Nashorn.

Geschätztes Eigengewicht 25 Tonnen; tatsächliches Gewicht des ins Lager gebrachten Elfenbeins 300 lbs.; Wert etwa 200 Pfund Sterling!

An diesem Nachmittag und am folgenden Tag beschäftigten wir uns mit dem Vermessen und Fotografieren unserer Beute. Von den vier Elefanten ließ nur einer genaue Abmessungen zu. Dies war glücklicherweise der größte Bulle von allen, der voll ausgestreckt auf seiner Breitseite lag – die anderen drei waren entweder aufrecht oder in solchen Positionen im Moor gefallen, mit gebeugten oder unter ihnen begrabenen Beinen, dass Messungen unmöglich waren.

[...]

Was Letzteres betrifft, so hatten weder mein Bruder noch ich auf ein Tier des falschen Geschlechts geschossen, da die Bullenelefanten leicht von den Kühen zu unterscheiden waren, selbst von hinten gesehen, durch ihre überlegene Größe – sie überragten die Weibchen um ein offensichtliches Viertel. Dieses unglückliche Tier hatte zweifellos seine Wunde ursprünglich durch Mabrukis rücksichtslosen Schuss erhalten.



THE DACE (*Leuciscus*) OF ATHI.

Schmerzlich hinzuzufügen ist, dass ihr ein gut gewachsenes Kalb von etwa 4 Fuß Höhe folgte. Wir versuchten, es einzufangen, aber das „Toto" erwies sich als insgesamt zu groß. Bei unserer Annäherung kam das entschlossene kleine Biest (es muss eine halbe Tonne gewogen haben!) in höchst wilder Manier auf uns zu, stellte die Ohren auf und schrie, bis wir froh waren, es in Ruhe zu lassen. Wir hörten es während jener Nacht rufen, aber am Morgen war es verschwunden.

Sofort nach Beendigung der Jagd entließ ich Mabruki auf der Stelle, nahm ihm das Gewehr ab und verpasste ihm ein Paar Hiebe, rechts und links, auf seine Stumpfnase, um die Lektion einzubläuen. Als ich ihn das nächste Mal sah, sechs Wochen später, arbeitete er in einer Hafenarbeiter-Kolonne an den Kais von Mombasa. Die Strafe schien hart – der Fall vom Gewehrträger mit 25 Rupien im Monat zum Arbeiter mit sechs –, und für einen Moment wurde ich weich; aber reifliche Überlegung entschied die Sache. Mabruki war völlig ungeeignet, als Gewehrträger zu fungieren, und hätte niemals als solcher eingestuft werden dürfen. Bereits innerhalb von zwei Monaten hatte sein Mangel an Nerven und Selbstbeherrschung uns zweimal in Lebensgefahr gebracht, und er sollte nicht die Chance erhalten, dasselbe anderen anzutun. Auch sollten ostafrikanische Jagdagenten Gewehrträger nicht „verpflichten", sofern sie nicht die begründete Gewissheit haben, dass diese sichere und zuverlässige Männer sind.

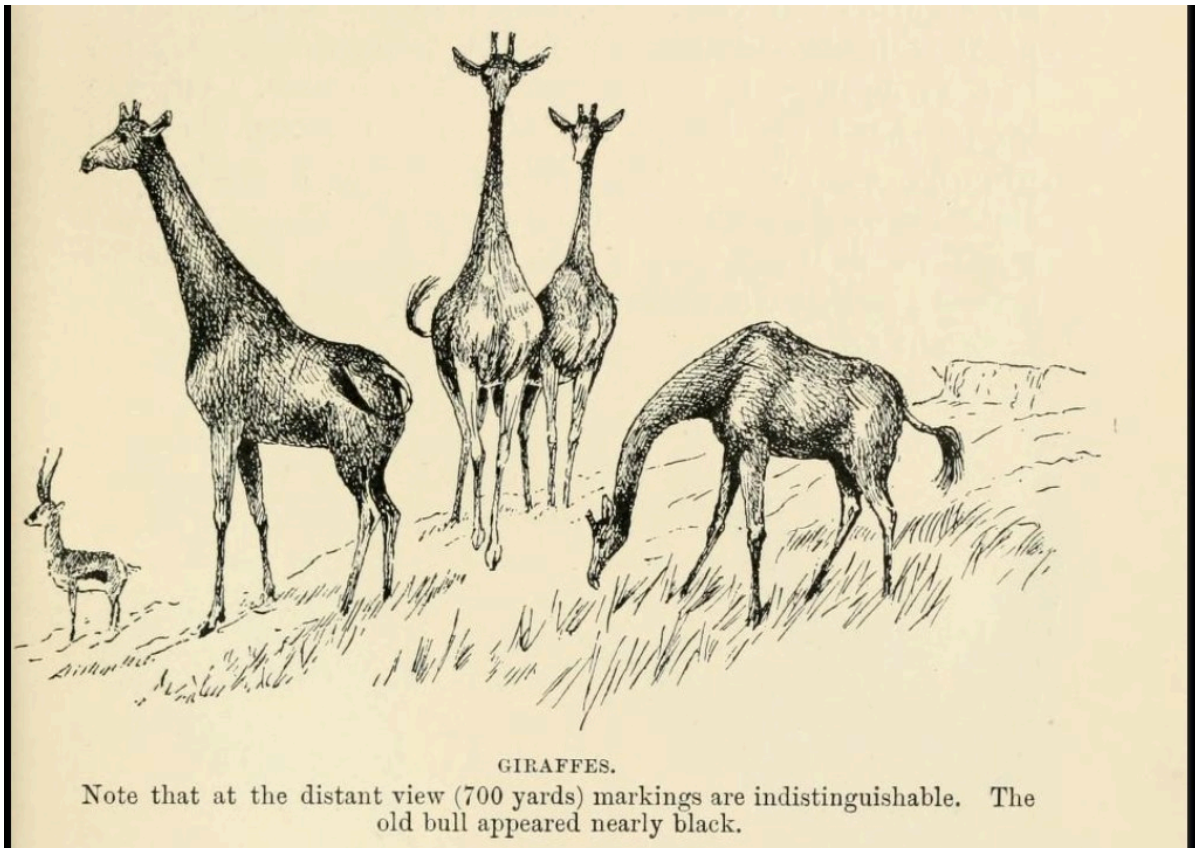
Der letzte Blick, den wir auf unsere Elefanten warfen, zeigte, wie sie sich langsam nach Norden durch die verstreuten Bäume am Rande des trockeneren Bodens zurückzogen, mit derselben majestätischen Bedächtigkeit und Kühle, die sie während der gesamten Begegnung an den Tag gelegt hatten; während wir hinter ihnen, über dem hohen grünen Schilf der Vlei, die Rücken einer zweiten Herde erblickten, die sich langsam nach Osten bewegte. Wir bedauerten später, dass wir es versäumt hatten, irgendwelche Schritte zu unternehmen, um festzustellen, welchen Weg sie letztendlich nahmen, denn heftige Regen löschten die Spur bald aus. Aber in jenem Moment des höchsten Triumphs waren wir vielleicht zu berauscht – in einem Zustand geistiger Trunkenheit nach jenen tiefen Zügen von Aufregung und Erfolg.

KAPITEL XIV

JAGD AM SOLAI-SEE

ZUFALL ODER KÖNNEN?

Das Herauslösen der Stoßzähne aus dem massiven, felsähnlichen Schädel eines Elefanten kann auf zwei Arten erfolgen. Die expeditivere Methode ist, sie mit Äxten herauszuhauen; dies führt jedoch unweigerlich zu gewissen Schäden am Elfenbein, da ein Drittel davon fest im Knochen eingebettet ist.



GIRAFFES.
Note that at the distant view (700 yards) markings are indistinguishable. The old bull appeared nearly black.

Wenn man drei oder vier Tage verstreichen lässt, hat die Verwesung den Halt gelockert, und die Zähne können einfach herausgezogen werden.

Da wir keine besondere Eile hatten, entschieden wir uns, Letzteres abzuwarten, umso mehr, als wir uns an einem lieblichen Ort befanden, der von unserem Lager aus Wald und Wasser, Berge, Sumpf und Ebene in Reichweite bot. Wir beschlossen, eine Woche damit zu verbringen, unsere Umgebung und ihre Tierwelt zu erkunden.

Diese Entscheidung löste allgemeine Freude unter unseren Männern aus, die sich mit Elefantenfleisch vollstopften. Seltsamerweise bevorzugten sie die Innereien und hatten einen „Stollen“ wie einen Minenschacht durch die Rippen getrieben, um körperlich in das Innere einzudringen und die begehrten Leckerbissen auszugraben. Wir hatten kurz daran gedacht, selbst mit dem Rüssel zu experimentieren, bis man uns mitteilte, dass das Fleisch erst nach achtundvierzigstündigem Kochen weich genug sei, um es mit einem Beil zu schneiden. Wir begnügten uns mit dem Filet von Kuhantilopen und Koteletts von einigen köstlichen kleinen Steinböckchen und Oribis, die W. am Hügel geschossen hatte.

An einem dieser Tage freute ich mich besonders, einen stattlichen Straußenhahn zu erlegen, dem ich auf 200 Yards den Oberschenkel brach – und so den größten Vogel der Erde und das größte Tier innerhalb einer kurzen Meile voneinander tötete! Wir beobachteten auch Straußenküken, die etwa halb ausgewachsen waren.

Ein anderer Tag jedoch blieb denkwürdig, da er jegliches selbstgefällige Gefühl der Gewissheit zertrümmerte, dass Erfolg nur auf Verdienst folgt oder dass Leistungen immer im Verhältnis zu Geschick, Ausdauer oder anderen persönlichen Eigenschaften stehen. Diejenigen, die das Element des Zufalls aus ihrem Glauben ausschließen, könnten an einigen Notizen aus den Erfahrungen dieses Tages interessiert sein. Soweit sich der Schreiber erinnern kann, stehen sie in über vierzig Jahren Jagdleben einzigartig da.

Es war eine trübe, neblige Morgendämmerung mit einem feuchten Dunst, der über den Sümpfen hing, von wo die klangvollen Rufe der großen Kavirondo-Kraniche erschallten, während rings um unser Lager der Busch vom morgendlichen Chor der Tauben und Frankoline sowie dem Gackern der Perlhühner im dornigen Gestrüpp darüber erfüllt war. Nachdem ich meinem Bruder gesagt hatte, dass ich vorhabe, einen Eland zu schießen, brach ich im Halbdunkel mit meinen Gewehrträgern auf. Wir stiegen den Hügel hinter unserem Lager hinauf und gingen im Gänsemarsch nach Westen, als ich kurz vor uns einen Wasserbock-Bullen (*defassa*) erblickte, der auf einer offenen, von Busch umgebenen Lichtung äste.

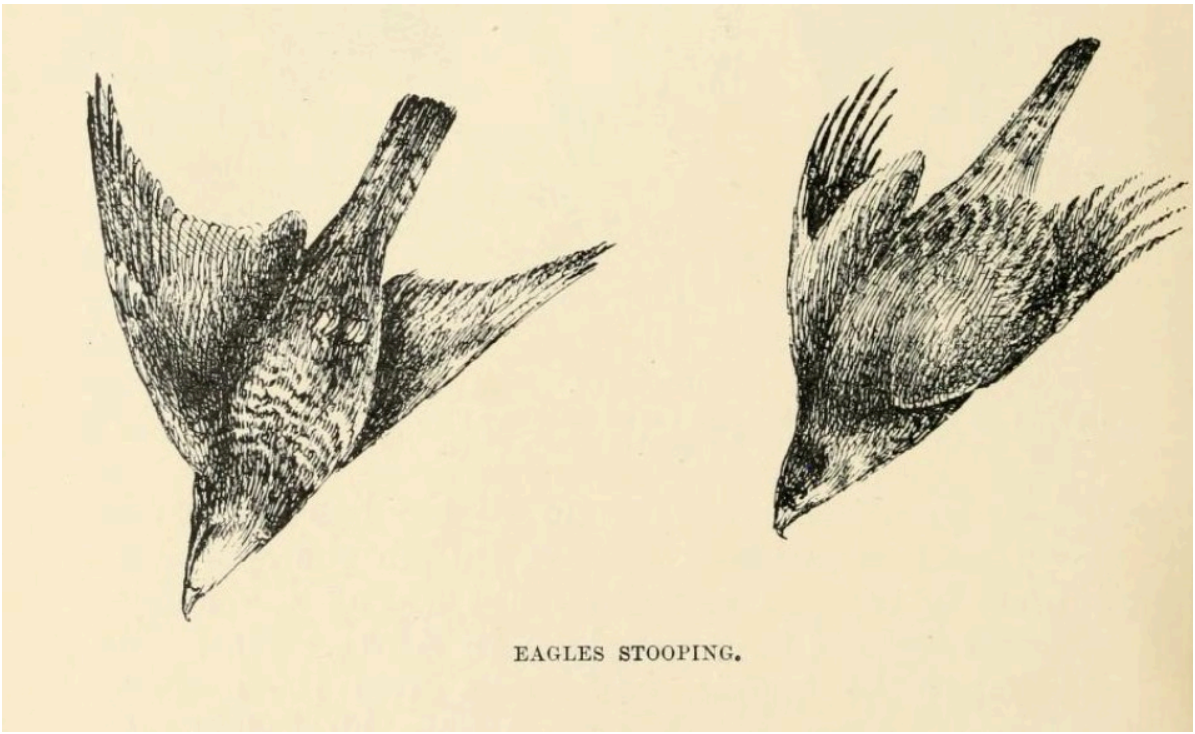
WATERBUCK BULL.

Seltsamerweise hatte trotz drei Paar scharfer Augen niemand ihn rechtzeitig entdeckt; denn bevor das Gewehr gereicht werden konnte, war der große Bock, obwohl unerschrocken, weitergezogen und außer Sicht geraten, während er weiteräste. Schließlich war der Schuss einer jener Schüsse im Busch auf „nur Hörner“, mit einem vermuteten Körper darunter, der in jeder denkbaren Position dazu stehen kann; auch die Entfernung war viel größer, und das Ergebnis ein Fehlschuss.

Da die Richtung der Fährte mit unserer beabsichtigten Route übereinstimmte, folgten wir ihr; doch als wir bald an den Kamm einer plötzlichen Abbruchkante kamen, erblickten wir vier Kuhantilopen in der Ebene weit unten. Nach einem Umweg kam ich zu einem ruhigen Schuss im Liegen, und die beste der vier (300 Yards entfernt und 200 Fuß tiefer) brach zusammen und blieb reglos liegen. Es kostete uns eine halbe Stunde, einen Weg durch diese Felsen hinunterzufinden, und dann ... war dieser Bulle weg! Weder Fährte

noch Schweiß halfen uns auf solchem Boden – halb Fels, halb Busch; und wir sahen ihn nicht wieder. Wir hielten unseren Kurs und erblickten kurz darauf das Tier, das wir für den verfehlten Wasserbock hielten, eine Meile voraus auf der rechten Schulter eines sanften Passes, der an diesem Punkt steil zu tieferen Ebenen abfiel.

Als wir unsere Markierungspunkte erreichten, wo sich der Blick nach beiden Seiten weitete, konnten wir nichts von unserem Wasserbock sehen, obwohl wir sicher waren, dass er irgendwo zu unserer Rechten und nicht weit entfernt sein musste. Während wir spähten, tauchte links ein Kuhantilopenbulle mit prächtigem Kopf auf, und ein Schuss in den Träger ließ ihn zusammenbrechen – meine Hoffnung bei diesem Schuss war, den vermeintlichen Wasserbock mit dem zweiten Lauf zu erlegen. Es folgte ein Krachen im Gebüsch zur Rechten, und weit entfernt erschien das erwartete Tier, das stehen blieb, um uns in voller Breitseite anzustarren, als es das offene Gelände erreichte. Salim versuchte, mir das kleinere Gewehr (.303) abzunehmen und reichte mir die .450er. Seinem Grund konnte ich nicht folgen; denn auf die weite Distanz (350 bis 400 Yards) hatte mein Augenlicht nicht erkannt, dass dies doch kein Wasserbock war, sondern ein prächtiger alter Elandbulle! Das .303-Geschoss traf mit dem schallenden „Klatschen“, das gewöhnlich einen guten Treffer anzeigt; der Eland sprang vorwärts, taumelte fast bis zur Erde, fing sich aber wieder und setzte seinen Weg in die Ebene unten fort.



EAGLES STOOPING.

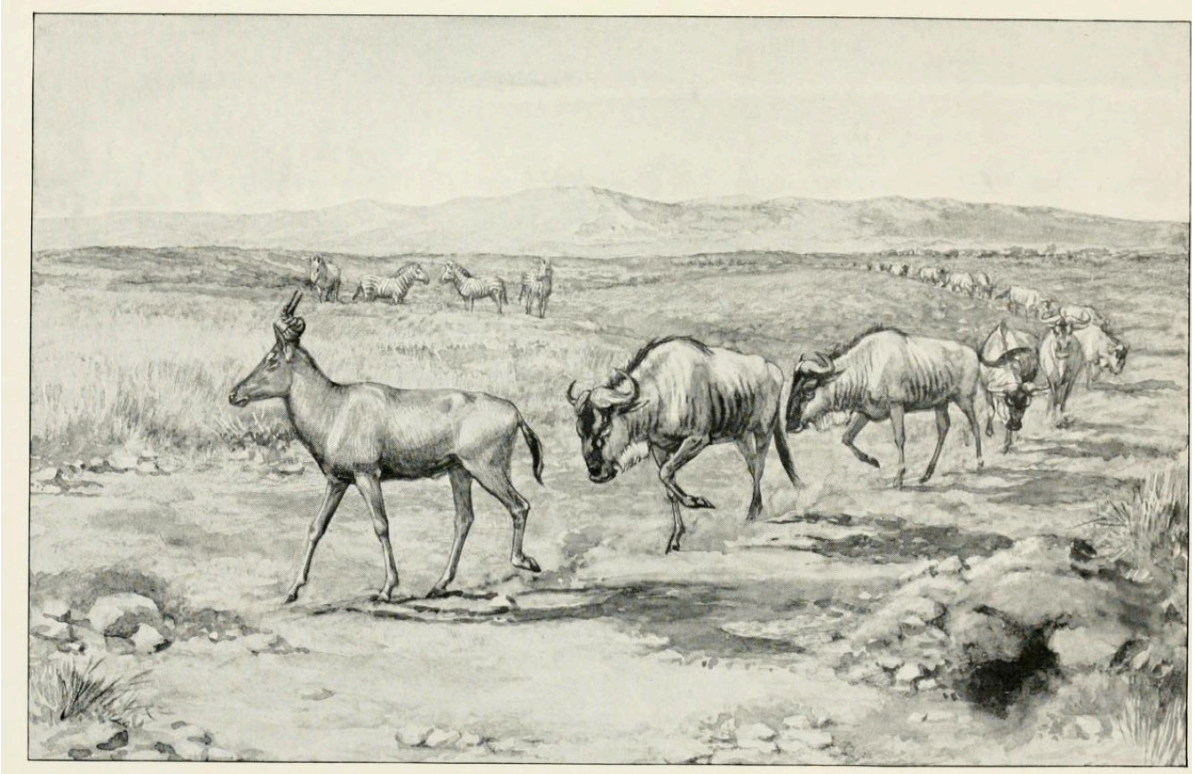
Die Linie, die er einschlug, deutete jedoch im Verhältnis zur Konfiguration der Gebirgskette voraus darauf hin, dass wir ihn durch sehr schnelles Laufen abfangen könnten – das heißt, wir konnten die Sehne nehmen, während er den Kreisbogen lief.

Es war keine Sekunde zu verlieren – kein Augenblick, um unsere arme, verkrüppelte Kuhantilope zu bergen: Eine grausame Notwendigkeit zwang uns, dieses prächtige Tier als Beute für Geier und Hyänen zurückzulassen.

Nach einer halben Stunde härtesten Laufens hatten wir unseren Punkt erreicht – ach, zu spät! Die Fährte, die einen flachen Tümpel kreuzte, zeigte, dass das Wild erst vor einer Minute vorbeigekommen war; denn als wir vorwärtseilten, erhaschten wir einen Blick auf seine massige Gestalt, die hinter einem Vorsprung verschwand. Da ich den Aufprall der Kugel so deutlich gehört hatte und zwei exzellente Fährtenleser (Salim und Kenana) dabei hatte, war ich voller Zuversicht, diese große Beute zu bergen; das Versprechen auf ein

gutes Bakshish spornte die Männer weiter an, und drei lange Stunden hielten wir die Fährte, wobei sich die Tracker bei jedem kleinen Stocken auf beiden Flanken hervorragend unterstützten. Wir gerieten jedoch selten in Schwierigkeiten und hatten tatsächlich mindestens sechs Meilen zurückgelegt, ohne ein Zeichen des getroffenen Tieres vor uns zu sehen, noch hatte es sich einmal niedergetan.

Gegen Mittag, als wir an einer großen, muschelförmigen Vertiefung vorbeikamen, die aus der darüber hängenden Bergflanke ausgehöhlt war, ließ uns ein plötzliches Schnauben innehalten, und aus hohem Buschwerk fünfzig Yards voraus ragte die hässliche, bewaffnete Schnauze eines Nashorns hervor. Der Wind stand günstig, und es hatte uns offensichtlich nicht gesehen, denn sein Kopf drehte sich prüfend hin und her; so brachte ich vorsichtig mein Glas in Position. Es trug einen guten Kopf, wobei die beiden Hörner gleichmäßiger in der Länge waren als bei meinem vorherigen Exemplar bei Elmenteita. Ich gab Salim ein Zeichen, er reichte mir die .450er und dazu (umsichtigerweise) ein Paar Vollmantelpatronen, von denen ich eine auf den Übergang von Nacken und Schultern richtete, obwohl ich wegen des dazwischenliegenden Busches kaum so weit nach hinten sehen konnte. Dem Schuss folgte schweres und kontinuierliches Krachen im Unterholz – vermutlich das Verenden; doch wir wurden bald eines Besseren belehrt, als zwei Nashörner direkt nach vorn herausstürmten und im vollen Galopp auf die Stelle zuhielten, an der wir im Offenen standen.



HARTEBEEST PILOTING BRINDLED GNUS TO WATER.

Ein paar Yards zur Linken stand ein dünner, verbrannter Busch, ein bloßes Gerippe, hinter das wir sprangen, und fünf Sekunden später passierte das Paar (das, wie ich nun sah, eine große Kuh mit langem, dünnem Horn und ein zu drei Vierteln ausgewachsenes Kalb war) die Stelle, an der wir einen Moment zuvor gestanden hatten, ohne uns jedoch zu sehen, obwohl sie so nah waren. Im selben Moment sah ich, dass es noch ein weiteres Paar gab, beides große Bestien, die etwa dreißig Yards entfernt durch den dichteren Busch zu unserer Linken brachen, während hinter ihnen noch ein weiteres Nashorn am inneren Hang der besagten Vertiefung war. Dieses Letzte zeigte jedoch ein völlig anderes Gebaren. Es war entweder von Wut überwältigt oder von einer gewaltsamen Erregung erschüttert; denn es rannte hin und her, bäumte sich vorn auf, schnaubte und grunzte und

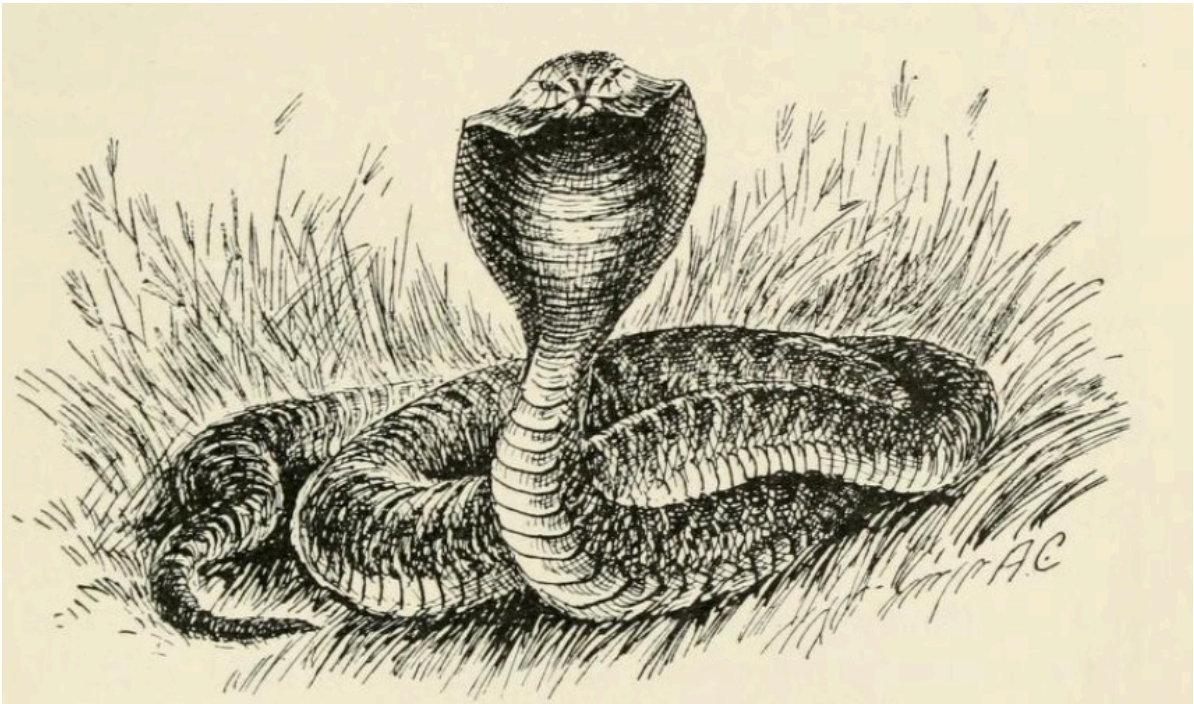
erreichte bald die Kammlinie, wo es ein Bild des Zorns bot, das auf einen Kampf aus war, sich in alle Richtungen drehend und mit seinem senkrecht aufgerichteten Schwanzstummel.

Unterdessen musste ich zwangsläufig ein Auge auf das erste Paar behalten, damit sie nicht, nachdem sie uns so nah passiert hatten, unseren Wind bekamen; doch nach einem einzigen Halt in etwa hundert Yards Entfernung setzten sie zu meiner unendlichen Erleichterung ihren Weg das Tal entlang fort.

Salim machte mich an dieser Stelle auf noch ein weiteres Nashorn aufmerksam – das sechste –, das völlig reglos in voller Silhouette auf dem Bergrücken vor uns stand, aber weiter entfernt, etwa 200 Yards.

Da wir schlussfolgerten, dass das wütende Nashorn auf dem Rücken zu unserer Linken das verwundete Tier sein müsse, rückten wir mit gebührender Vorsicht in seine Richtung vor – sobald das zweite Paar, das zwischen uns und ihm hindurchgegangen war, weit genug nach Lee gelangt war, um uns einen sicheren Weg zu lassen. Wir waren bereits auf etwa sechzig Yards herangekommen – fast zu weit, um sicher zu sein, da das Tier ständig in Bewegung blieb, schnaubte, sich aufbäumte und drehte –, als wir es aus den Augen verloren; und als wir zum Kamm eilten, war das Nashorn nirgends zu sehen: Auch gab es keinen Schweiß auf der Fährte. Das ist jedoch bei Dickhäutern nicht schlüssig. Eine gewöhnliche Körperwunde wird durch ihre feste Haut rasch verschlossen, und es tritt kein Blut aus. Sollte natürlich die Lunge verletzt sein, blutet das Tier aus dem Äscher.

Um vollkommen sicherzugehen, dass kein Nashorn durch den Schuss tot umgefallen war, kehrten wir zur ursprünglichen Stelle zurück, fanden dort aber nichts.



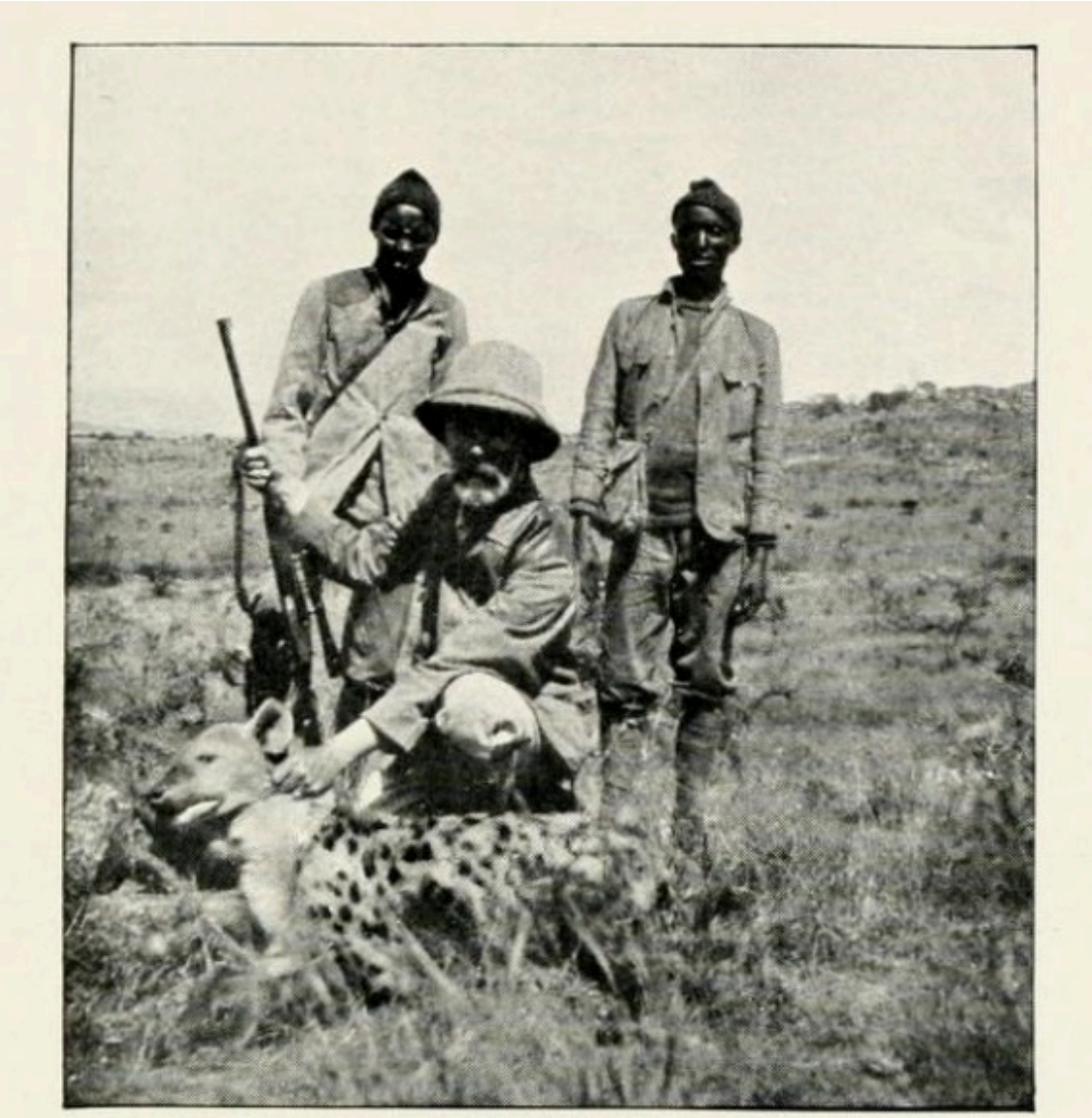
HOODED COBRA (*Naja haje*)—Both strikes direct and also ejects poison.

Wir investierten dann eine weitere Stunde in die Fährte des Elands und passierten dabei das sechste Nashorn, das immer noch ruhig auf seinem Rücken stand und von zahlreichen Madenhacker-Vögeln begleitet wurde. Der Eland führte uns nun aufwärts und westwärts auf das offene Veld, wo wir meilenweit in Richtung des Molo-Flusses sehen konnten, und da nichts in Sicht war, mussten wir nach vier Stunden Fährtenarbeit diese Suche schweren Herzens als völlig hoffnungslos aufgeben.

Es war nun fast zwei Uhr. Mit fünf Schüssen an diesem Tag hatte ich vier der edelsten Wildarten Afrikas verwundet und nicht eine einzige davon zur Strecke gebracht. Ich schlussfolgerte, dass es Kismet war, und setzte mich zum Mittagessen mit Keksen und kaltem Tee nieder, während ich über die außergewöhnlichen Ereignisse nachdachte, die gerade stattgefunden hatten. Was war ihre tiefere Geschichte? Welcher seltsame Wahnsinn hatte sie besessen, all diese Nashörner wahnsinnig mit dem Wind galoppieren zu lassen? Wilde Tiere, die Sicherheit in der Flucht suchen, richten ihre Nasen ausnahmslos in den Wind; das ist ihre Lebensversicherung. Natürlich hatte man beim ersten Anblick ihres wilden Ansturms direkt auf uns angenommen, dass sie absichtlich den Schuss angriffen – die Stelle, von der das Geräusch gekommen war –, vermutlich um Vergeltung zu üben. Aber dass sie niemals anhielten, dass sie diese wilde Jagd in die Ferne fortsetzten, schloss eine solche Erklärung aus. Es war besser so; aber es lässt ihr genaues Motiv, ihre Gedankengänge, ein Rätsel bleiben.

Entschlossen, an diesem Tag keine weiteren „bedauerlichen Zwischenfälle“ mehr zu riskieren, machten wir uns auf den direkten Weg zum Lager; doch da wir feststellten, dass die Fährte des wütenden Nashorns in dieselbe Richtung führte, folgten wir ihr als reine Pflichtübung, obwohl ich allen Glauben an meinen Glücksstern verloren hatte.

Salim hielt bald inne, deutete nach vorn, und ich sah im trockenen Gras, 150 Yards entfernt, etwas Gelbes. Beide Männer erklärten, dies sei das verwundete Nashorn, das dort liege. Ich war überzeugt, dass sie sich irrten, obwohl Nashörner durchaus außergewöhnliche Farben annehmen können, je nach der Art des Schlamms in ihrer letzten Suhle. Wir waren bis auf 100 Yards herangekrochen, als sich so etwas wie eine große Pfote langsam gen Himmel streckte und dann verschwand. „Löwe?“, sagte ich, aber beide Männer beharrten auf ihrem früheren Urteil.



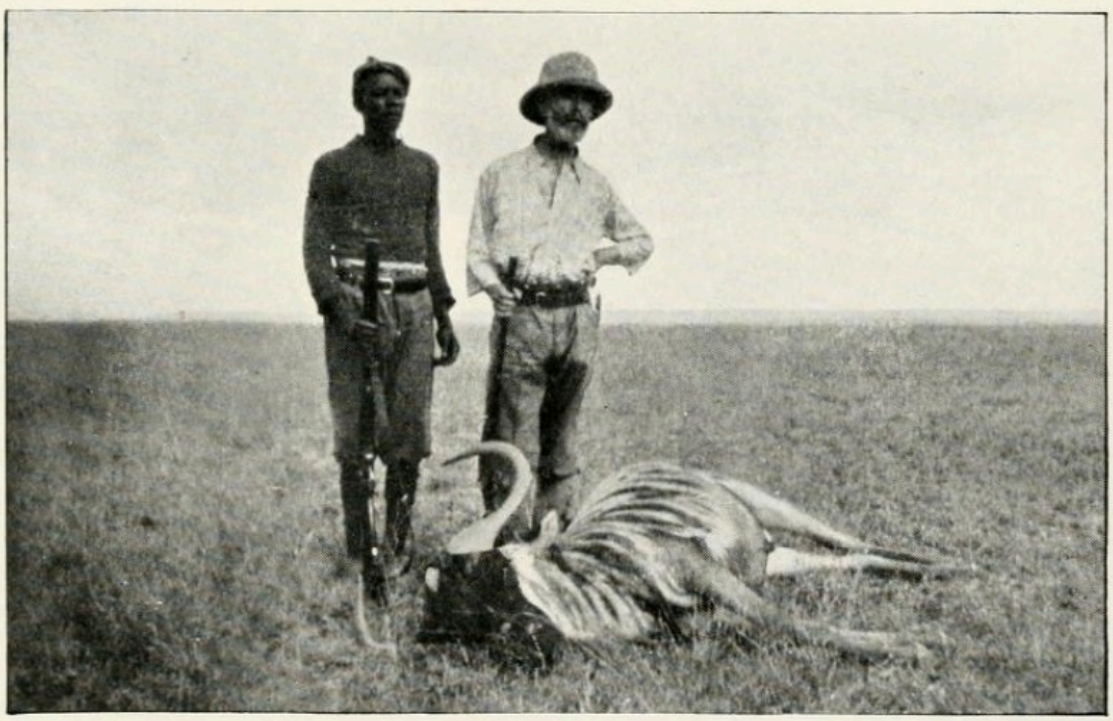
SPOTTED HYENA.
(Ali Yama on right.)

Nun war es rundherum vollkommen offene Prärie, ohne jede Deckung oder Zuflucht, und in solchem Gelände wäre es unklug, ein verwundetes Nashorn „anzulaufen“ – besonders ein so bösartiges Tier wie jenes, das wir gerade beobachtet hatten, wenngleich man nicht zögern muss, einen Löwen so anzugehen. Obwohl ich fest der Meinung war, dass das gelbe Objekt vor uns ein schlafender Löwe war, ließ ich mich an diesem unglückseligen Tag von den zwei Jägern überstimmen, die (mit ihrem schärferen, wilden Augenlicht) ebenso sicher waren, dass es das Nashorn sei – tatsächlich erklärte Salim sogar, wie das Tier liege.

Es war wieder Kismet. Beim Schuss (ich zielte, wie für ein Nashorn, eher tief) sprang eine Löwin auf und verschwand innerhalb von drei Sätzen in einer Senke, während das Veld ringsum voller springender Löwenjungen war, so groß wie Setter – sechs oder sieben, wie die Männer erklärten. Die ganze Familie hatte schlafend im Gras gelegen, und wären wir herangekrochen, hätte man sich ihnen bis auf fünfzehn Yards nähern können – obwohl fünfzig nah genug gewesen wären.

Um diese ununterbrochene Serie von Katastrophen abzuschließen, mag hinzugefügt werden, dass ich einige Wochen später vom Hon. Cyril Ward informiert wurde, dass er am Molo-Fluss auf ein frisch getötetes Nashorn gestoßen war, das der obigen Beschreibung entsprach, etwa zwei Tage nach den hier beschriebenen Ereignissen. Die Entfernung zwischen den beiden Punkten betrug etwa zehn oder zwölf Meilen.

Während des Marsches zum Lager wurden die mürrischen, verzweifelten Gedanken durch einen kuriosen Vorfall in neue Bahnen gelenkt. Weit entfernt auf dem Veld flatterte ein weißes Objekt. In der Annahme, es könne ein Signal meines Bruders sein, das uns zu einer Nachricht von ihm führen sollte – ein Postamt in der Wildnis –, ritt ich dorthin. Es erwies sich als die Grenzmarkierung einer neuen Farm! Sogar diese entlegenen Wildnisse wurden von unternehmungslustigen Siedlern aufgekauft. In wenigen Jahren werden vermutlich Rinder und Schafe den Löwen, das Nashorn und den Eland verdrängt haben. Dies ist der britische Fortschritt, und es ist richtig so. Zu Hause unter dem „Freihandel“ ist – sei es zum Guten oder zum Schlechten – Erfolg in weidewirtschaftlichen oder landwirtschaftlichen Bestrebungen längst unmöglich geworden; solche Berufe wurden vor Generationen bewusst den Interessen der Manufakturen und verwandten Industrien geopfert. Zu Hause – solange unsere Inseln die Werkstatt der Welt bleiben – mögen der Handwerker und Mechaniker florieren: der Farmer und Schafzüchter niemals. Ob Letztere profitabel in die äquatorialen Hochländer übersiedelt werden können, werden erst die Zeit und harte Erfahrung zeigen.



BRINDLED GNU, BULL—STONY ATHI.
(Mabruki on left.)

An Energie und Unternehmungsgeist mangelt es nicht, wie dieser Vorfall zeigt; aber Äquatoria stellt Probleme und vielleicht Schwierigkeiten dar, die sich grundlegend von denen Kanadas oder der Antipoden unterscheiden. Mögen sie sich als lösbar erweisen!

Umgekehrt mag es einem Naturforscher erlaubt sein zu bedauern, dass wir, wenn britische Schafzüchter das afrikanische Veld besiedelt haben werden, nicht auch die

verdrängten Elefanten und Nashörner, die Löwen, Antilopen und den Rest auf die entvölkerten Hügel Englands umsiedeln können.

Als passendes Finale zu diesem unglücklichsten Tag eines Lebens folgte ein Albtraum. In den frühen Morgenstunden ereignete sich in Träumen ein Angriff schreiender Masai auf unser Lager, deren Assegais durch die Leinwandwände sausten und zitternd in der Erde um uns herum stecken blieben. Beim Erwachen fand ich mich auf der Bodenplane liegend wieder, nach einem Gewehr suchend. W. hatte berichtet, am Tag einige Masai-Rinder am Seeufer gesehen zu haben. Ihr Vorhandensein dort hatte uns stutzig gemacht, da alle Masai nun im „Reservat" sein sollten, fünfzig Meilen entfernt. Daher diese Nöte.

KAPITEL XV

JAGD AM SOLAI-SEE (Schluss)

WASSERBOCK, WILDHUNDE, WARZENSCHWEIN UND NASHÖRNER

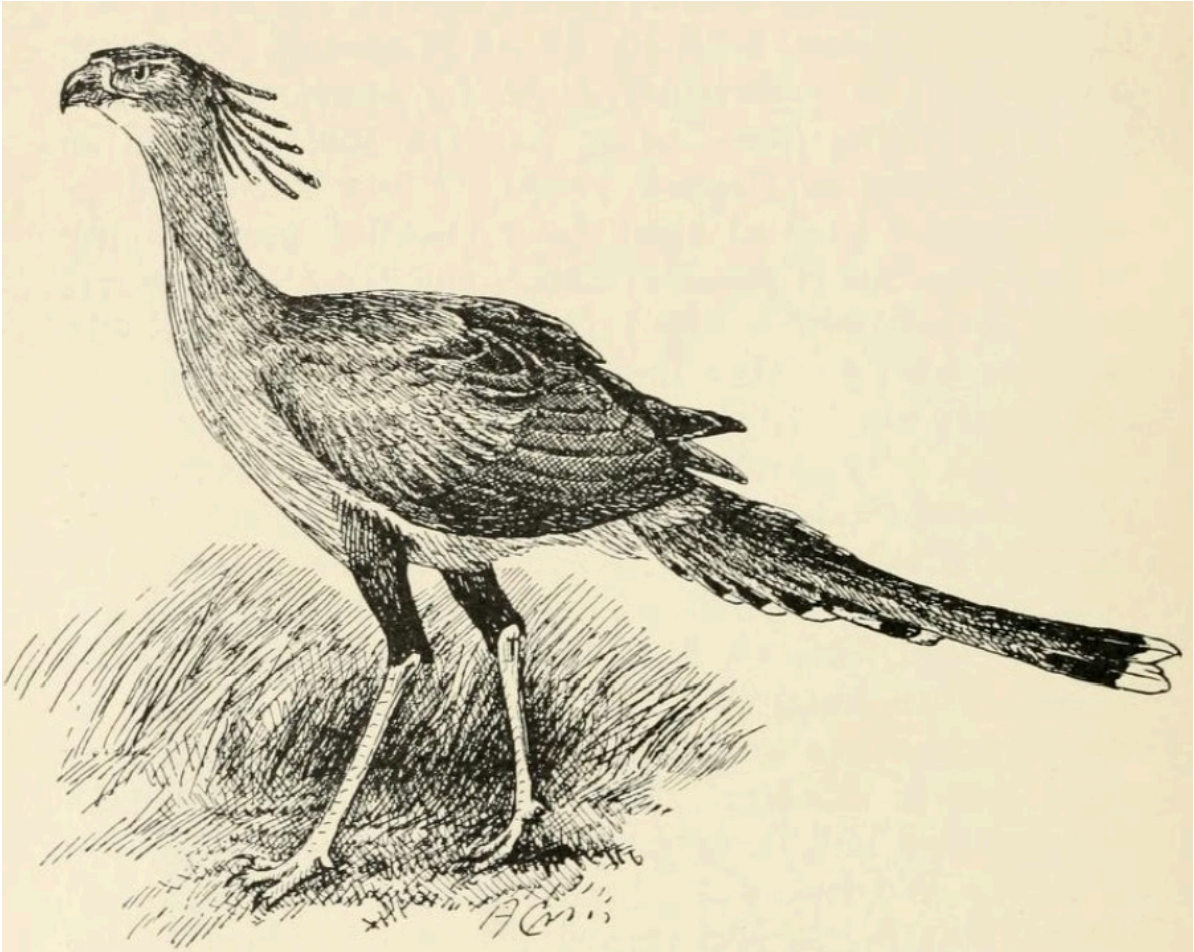
(RÜCKKEHR NACH NAKURU)

Das Folgende ist eine Notiz aus dem Tagebuch meines Bruders:

„Ein besonderes Ziel für mich war es, ein gutes Exemplar des Sing-Sing-Wasserbocks zu erlangen, von dem wir kleine Herden beobachtet hatten, die in der Morgendämmerung und in der Abenddämmerung auf den grasbewachsenen Flächen weit hinter dem Sumpf ästen. Diese Antilopen sind jedoch tagsüber nicht zu sehen, da sie sich dann in den dichteren Busch zurückziehen.

Kurz nach Tagesanbruch machten wir eine Herde von acht Tieren aus, darunter ein prächtiger Bulle, der, wie es schien, aus dem Schutz des Sumpfes selbst angeschlichen werden konnte – dieser war eingebettet in meilenweites, wogendes Schilf. Wir machten uns daran, dieses Vorhaben auszuführen, stießen aber prompt auf unvorhergesehene Schwierigkeiten. Denn dieses Moor bestand aus über knietiefem, klebrigem Schlamm, war mit dichten Sumpfpflanzen, Schwertlilien und Papyrus bewachsen und von Ranken durchsetzt, die jeden Schritt behinderten. Zudem hatte vor kurzem eine Elefantenherde darin verweilt und klaffende Fußspuren von einem halben Yard Tiefe hinterlassen, die mit einer Mischung gefüllt waren, die man beleidigen würde, wenn man sie lediglich als schmutziges Wasser bezeichnete.

Nach einer halben Stunde dieser Freuden erblickten wir über dem auf- und abwogenden Schilf die Spitzen jener begehrten Hörner.



SECRETARY (*Secretarius serpentarius*).

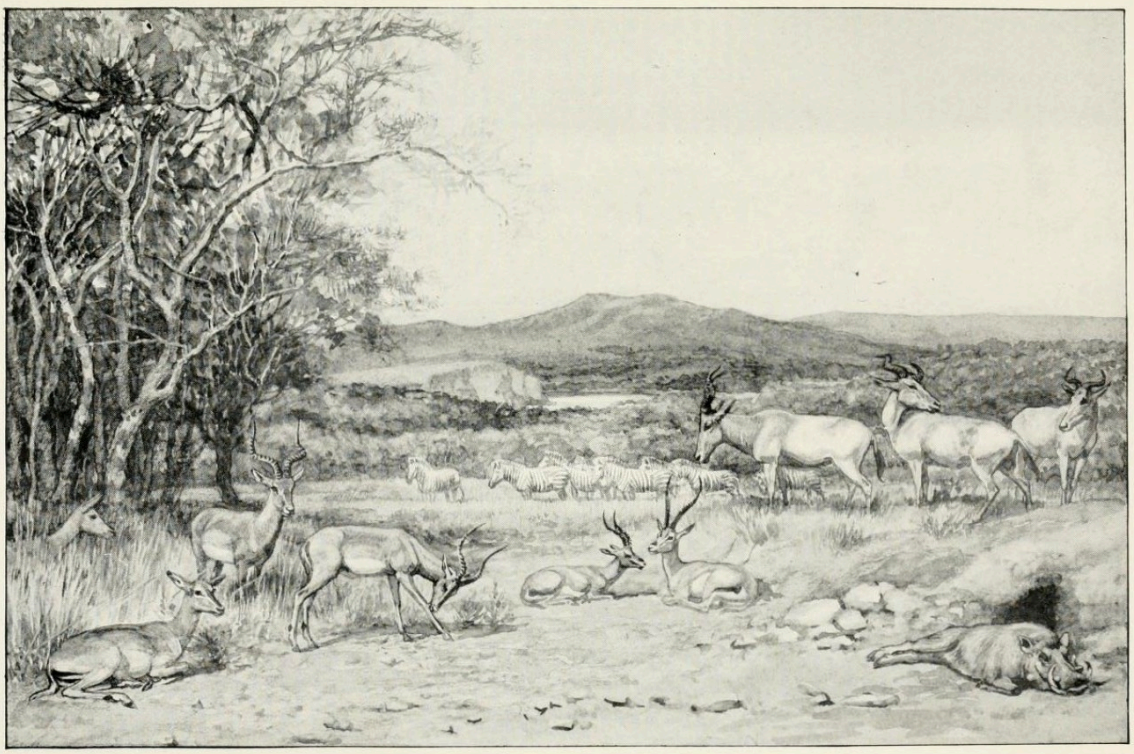
Doch beim Versuch, trotz aller Vorsicht eine bessere Sicht zu erlangen, schöpften die Tiere Verdacht, zogen davon und boten schließlich nur einen weiten und schwierigen Schuss, der ergebnislos blieb.

Froh, zumindest dem mephitischen Morast entkommen zu sein, stürzten wir uns eilig dem Ufer zu, bis über die Augen verschlammt, uns aber auf einige Momente der Ruhe auf *terra firma* freuend, bevor wir die Jagd wieder aufnahmen. Doch das sollte nicht unser Los sein. Kaum hatten wir dieses Fegefeuer verlassen, fanden wir uns von einem Rudel Wildhunde umringt, die auf allen Seiten im Gebüsch hochsprangen. Ich versuchte mein Bestes, einen zu erlegen, aber sie waren nicht leicht zu treffen, so schnell tauchten sie im Dickicht auf und wieder unter. Drei oder vier Schüsse zeigten keine sichtbare Wirkung, wobei selbst im Falle eines Treffers der Hund unweigerlich aus unserer Sichtlinie gefallen wäre.

Schließlich kam ein großer schwarz-brauner Hund auf eine Lichtung heraus, richtete sich auf, um zu sehen, was vor sich ging, und erhielt eine Kugel in den Kopf, die ihn ‚auf einen Haufen' zusammenbrechen ließ. Als wir zum Erlegten eilten – was einen weiten Umweg und schließlich das Durchwaten eines Kanals aus schwarzem Schlamm bis zur Taille erforderte – sahen wir einen anderen aus dem Rudel mit einem gebrochenen Lauf weg hinken.

Wir folgten der Fährte, die auf dem offeneren Gelände dahinter leicht zu halten war, und hatten gerade ein dünnes Waldstück betreten, als Ali meine Schulter berührte und durch die Bäume nach vorn deutete. Dort kamen unsere acht Wasserböcke im Galopp direkt auf uns zu! Wir ließen uns hinter einen günstigen Felsblock sinken und beobachteten sie, wie sie unter häufigem Anhalten herankamen und zurück über ihre Schultern blickten. Es war

offensichtlich, dass sie durch die abziehenden Wildhunde aufgeschreckt worden waren, und zu unserem Glück hatten sie angesichts dieser neuen Gefahr die alte vergessen. Denn sie waren völlig arglos gegenüber unserer Nähe, und ihre ganze Aufmerksamkeit war auf ihr Heck konzentriert, von wo sie eindeutig einen Angriff befürchteten. Ein denkwürdiges Bild boten sie, als sie dicht unter uns vorbeizogen, der Bulle voran – ein wahrer Monarch, majestätisch in seiner massigen Gestalt und seinem stattlichen Gang. Es war jedoch ausgesprochenes Pech für ihn, an beiden Enden des Pfades auf einen Feind zu stoßen, und eine Kugel auf das Blatt beendete seine Laufbahn.



NOONTIDE ON ENDERIT RIVER—LAKE NAKURU AND CRATER OF MENINGAI IN BACKGROUND.

Obwohl ich zuvor noch nie Wildhunde (*Lycaon pictus*) in Freiheit gesehen hatte, erkannte ich instinktiv, was für Bestien dies waren, teils an ihren halbweißen Ruten, die über dem Buschwerk aufblitzten, während sie die Fährte ausarbeiteten, offenbar eher interessiert als beunruhigt durch unser Eindringen."

Das Foto auf der nächsten Seite zeigt den oben erwähnten großen Hund, ein prächtiges ausgewachsenes Tier mit sauberem Fell und ohne die Räude, die diese Tiere oft entstellt.

Neben Wasserböcken und Straußen gab es rund um den Solai-See auch einige Jackson-Kuhantilopen, und der Sumpf wimmelte von ostafrikanischen Bohor-Riedböcken (*Cervicapra wardi*). Eines Tages, als wir zusammen um die Vlei ritten, wurden wir durch Geier zu einem guten männlichen Exemplar des Letzteren geführt, das in der Nacht zuvor (wie die Fährten zeigten) von einem Leoparden getötet worden war. Auf den Hügeln darüber schossen wir Steinböckchen, Oribi, Klippspringer und Warzenschweine.

Jeden Morgen im Morgengrauen hatten wir Kundschafter in verschiedene Richtungen ausgesandt, damit sie berichten, welches Wild sie entdecken konnten – und insbesondere, um einen guten Nashornbullen ausfindig zu machen; doch auf diesem Wege waren keine zufriedenstellenden Informationen zu erhalten. Eines Tages hatten wir gemeinsam ein langes, von Felsen umschlossenes Tal erkundet, das in Richtung Nordwesten in die Hügel vordrang, ohne etwas anderes als das übliche Wild zu sehen – einige Zebras, Strauße, Gazellen und einige Klippspringer an den Klippen –, als wir uns gegen zehn Uhr unter

eine Mimose setzten und unsere Gewehrträger über die felsige Kette im Westen schickten, um zu untersuchen, was dahinter lag.

Bald berichteten sie uns, die wir im Schatten rauchten, von drei Nashörnern im Tal dahinter, und nachdem wir diesen Kamm erklommen hatten, vergewisserten wir uns selbst davon; die Nashörner sahen absolut reinweiß aus (aufgrund des kalkhaltigen Schlamms, in dem sie sich zuletzt gesuhlt hatten). Sie waren etwa zwei Meilen entfernt, unter dem Wind, und bewegten sich weiter in diese Richtung – was einen weiten Umweg erforderte. Der Wind war zudem wechselhaft und tückisch, sodass viele taktische Änderungen notwendig wurden, bevor wir eine beherrschende Position gewannen.

Der Schauplatz der Operationen war ein flaches Tal von zwei Meilen Breite, das von niedrigen, schroffen Hügeln eingefasst und mit lichtem, offenem Wald, meist Dornen, bewachsen war. Unter einer Gruppe dieser schattigen, flachkronigen Mimosen hatten sich zwei der Nashörner während unserer langen Manöver mit dem Wind zur Mittagsruhe aufgestellt.

HOODED COBRA.

Das dritte konnten wir nicht sehen, wussten aber, dass es irgendwo in der Nähe im Busch war.

Das Besondere an diesem Pirschgang war die außerordentliche Gleichgültigkeit gegenüber der drohenden Gefahr und ihren vielfältigen Anzeichen, welche diese zwei großen Dickhäuter an den Tag legten. Wegen des ständig wechselnden Windes, dessen Böen innerhalb weniger Sekunden aus entgegengesetzten Richtungen kamen, hatten wir zweimal unwissentlich einige Gruppen von Kuhantilopen und Gazellen aufgeschreckt, die zufällig in unseren Lee geraten waren. Bei einer dieser Gelegenheiten galoppierten mehrere Antilopen in vergleichsweise geringer Entfernung an den schläfrigen Ungeheuern vorbei, ohne deren Misstrauen zu wecken. Dann, während der finalen Annäherung, als wir bereits nah dran waren, flog eine Schar schreiender Kiebitze (*Stephanibyx melanopterus*) – der lauteste Vogel Afrikas – aus einem dazwischenliegenden sumpfigen Fleck auf und zerriss die Luft mit schrillsten und beharrlichsten Rufen. Die ganze Natur schien sich zu einer gemeinsamen Warnung zu vereinen, doch diese Nashörner schenkten dem keine Beachtung.

Sie standen Seite an Seite, wobei das nähere Tier (welches das größere der beiden war) den Kopf, den Nacken und einen Teil der Schulter des dahinterstehenden verdeckte, während der Stamm der schützenden Mimose beide mittleren Beinpaare der Sicht entzog – was den absurden Anschein eines einzigen Tieres erweckte, das etwa acht Yards lang war! Wir waren bis zu einem dünnen Baum in etwa fünfzig Yards Entfernung gekrochen, und W., der zuerst feuerte, setzte seine Kugel auf das Blatt des näheren Tieres, während ich unmittelbar danach meine so weit vorn wie möglich auf seinen Gefährten richtete. Bei den Schüssen wirbelten beide Nashörner mit Schnauben und erstaunlicher Agilität herum, und für einige Sekunden, da wir uns auf so engem Raum befanden, wurde es lebhaft genug, bis ein weiterer Schuss den Bullen mit einem gebrochenen Hinterlauf niederwarf.

Das Nashornweibchen unternahm derweil einen entschlossenen Vorstoß, als wolle es versuchen, unter unseren Wind zu gelangen, wobei es in einem schweren Galopp links einen Bogen schlug, verborgen durch dazwischenliegenden Busch und hohe Grashorste. Sie verriet die Situation jedoch durch ihr Schnauben und das Krachen des Unterholzes. Ich rannte in diese Richtung und erhaschte einen flüchtigen Blick auf sie zwischen zwei hohen Grashorsten; sie sah ausgesprochen bösartig aus, mit hoch getragenem Kopf und aufrecht stehendem Schwanz.

ZEBRA ON STONY ATHI.

So bedrohlich erschien dieser Angriff (da sie bereits in kurzer Distanz zum Wind war), dass es notwendig war, ein Risiko einzugehen, und bei der nächsten Lücke im Busch gab ich ihr einen schnellen Schuss ab, der sie glücklicherweise kopfüber zu Boden schickte. Die .450er-Vollmantel traf oben auf das Blatt und zertrümmerte das Rückgrat; sie fiel in einer aufrechten Position. Die beiden Nashörner lagen innerhalb von achtzig Yards voneinander tot da.

Das dritte Nashorn, das, obwohl fast ausgewachsen, wahrscheinlich der Nachwuchs dieses Paares war, tauchte außerhalb des Busches dahinter auf; doch nachdem es eine offensive Demonstration begonnen hatte, waren wir froh zu sehen, dass es sich dorthin zurückzog, von wo es gekommen war.

Die beiden Nashörner trugen stumpfe, massive Hörner mit einem Basisumfang von Nr. 1: 18 Zoll (vorn), 17,5 Zoll (hinten) und Nr. 2: jeweils 18 Zoll; die Längen betrugen 15 und 14,5 Zoll.

Wir litten in dieser Zeit unter großen Unannehmlichkeiten und Unbehagen durch schwere Gewitter, die jeden Nachmittag unser Lager unter Wasser setzten; während es wegen seiner sumpfigen Umgebung von Schwärmen springender Frösche heimgesucht wurde, die sogar in unsere Zelte eindrangen. Nachts war das Schauspiel der elektrischen Blitze am Himmel oft grandios.

Nachdem wir unser Elfenbein, die Häute und andere Trophäen verladen hatten, brachen wir das Lager ab und verließen Solai am 1. März in Richtung Alabanyata, wobei wir auf dem Marsch ein gutes Weibchen von *B. jacksoni* mit 16-Zoll-Kopf erlegten. Am genannten Fluss fanden wir General Baden-Powell lagern und erfuhren nun (zu unserem Bedauern), dass es der Verteidiger von Mafeking gewesen war, dem wir in der Nacht des 23. unwissentlich „ein sauberes Paar Fersen" gezeigt hatten (S. 152-3). Der General ritt heran, als wir gerade einen prächtigen Bullen von Neumanns Kuhantilope mit 19-Zoll-Hörnern abhäuteten, den W. gerade vom Pfad aus geschossen hatte. Die Kugel war auf sehr weite Distanz ins Auge eingedrungen, und wir waren eher überrascht, als wir die Art bemerkten, da wir sie weiter westlich fanden, als wir erwartet hatten.

Beim gemeinsamen Weiterreiten bemerkten wir bald weit voraus große Zebraherden, insgesamt viele hunderte, die stetig das Tal herauf auf uns zu zogen. Da hier auf unserem Hinweg zehn Tage zuvor keine beobachtet worden waren, handelte es sich offensichtlich um eine laufende Wanderbewegung. Es waren auch mehrere Kongoni in Sicht, und „B.-P." ging bald hinter drei großen Bullen zu unserer Linken her. Etwa eine Stunde später erregte eine Rückzugsbewegung unter den Trupps der vorrückenden Zebras meine Aufmerksamkeit.

TWO WEAVER-FINCHES IN BLACK AND GOLD
(*Hyphantornis textor*, *Pyromelana taha*).

Mehrere Herden galoppierten wild zurück in die Richtung, aus der sie gekommen waren. In der Annahme, dass es möglicherweise ein Löwe sein könnte, der sie so in Verwirrung zurückgeworfen hatte, brachte ich mein Glas in Position: Und dort, scheinbar inmitten der flühenden Zebras, ritt der General, der diese Tiere so genutzt hatte, um einen Vorstoß auf seine drei Kongoni zu decken. Es war ein geschicktes Manöver, und er verdiente den prächtigen 23,5-Zoll-Kopf von *Bubalis jacksoni*, den es einbrachte.

Beachten Sie, dass an diesem Punkt – das heißt genau nördlich des Menengai-Kraters – das Verbreitungsgebiet dieser zwei Arten von Kuhantilopen überlappt. Wir hatten, wie erwähnt, an jenem Morgen ein Exemplar von Neumanns Kuhantilope erhalten (die wir bisher nur östlich von Nakuru gefunden hatten), eine Meile oder mehr westlich der Stelle nahe Costellos Shamba, wo diese Jackson-Kuhantilope erlegt wurde.

Dieses Veld wird von Warzenschweinen in beträchtlicher Zahl frequentiert. Eines Tages, als wir zusammen ritten, wurde beobachtet, wie ein großer, einsamer Eber in einem Grasfleck verschwand. Dieses Gras erwies sich bei näherem Herankommen als nicht sehr ausgedehnt, vielleicht ein paar Morgen. Mein Bruder ritt dementsprechend im Lee herum, während ich mit ein paar „Boys“ von oben durch das Deckwerk ritt. Bald brach der Eber mit einem Ansturm unter den Füßen meines Ponys hervor, schnaubend und grunzend. Er nahm die gewünschte Richtung und blieb nach dem Schuss scheinbar tot liegen. Als wir uns jedoch aus verschiedenen Richtungen näherten, sprang das Schwein plötzlich auf die Beine und griff W. an, der keine zwölf Yards entfernt war. Ein Schuss in den Nacken beendete diese tapfere Anstrengung. In der Regel scheint das Warzenschwein trotz all seiner furchterregenden Bewaffnung weniger dazu zu neigen, die Offensive zu ergreifen als sein europäischer Cousin. Eines dieser Tiere, das mein Bruder schoss, entbehrte völlig der üblichen Warzen im unteren Gesichtsbereich, während die Stoßzähne aufrecht standen.

W. überquerte die schroffe Schulter des Menengai in einem weiteren Versuch, den schwer fassbaren Chanler-Riedbock zu erlegen, aber erneut hielten diese grauen Phantome ihre Häute intakt.

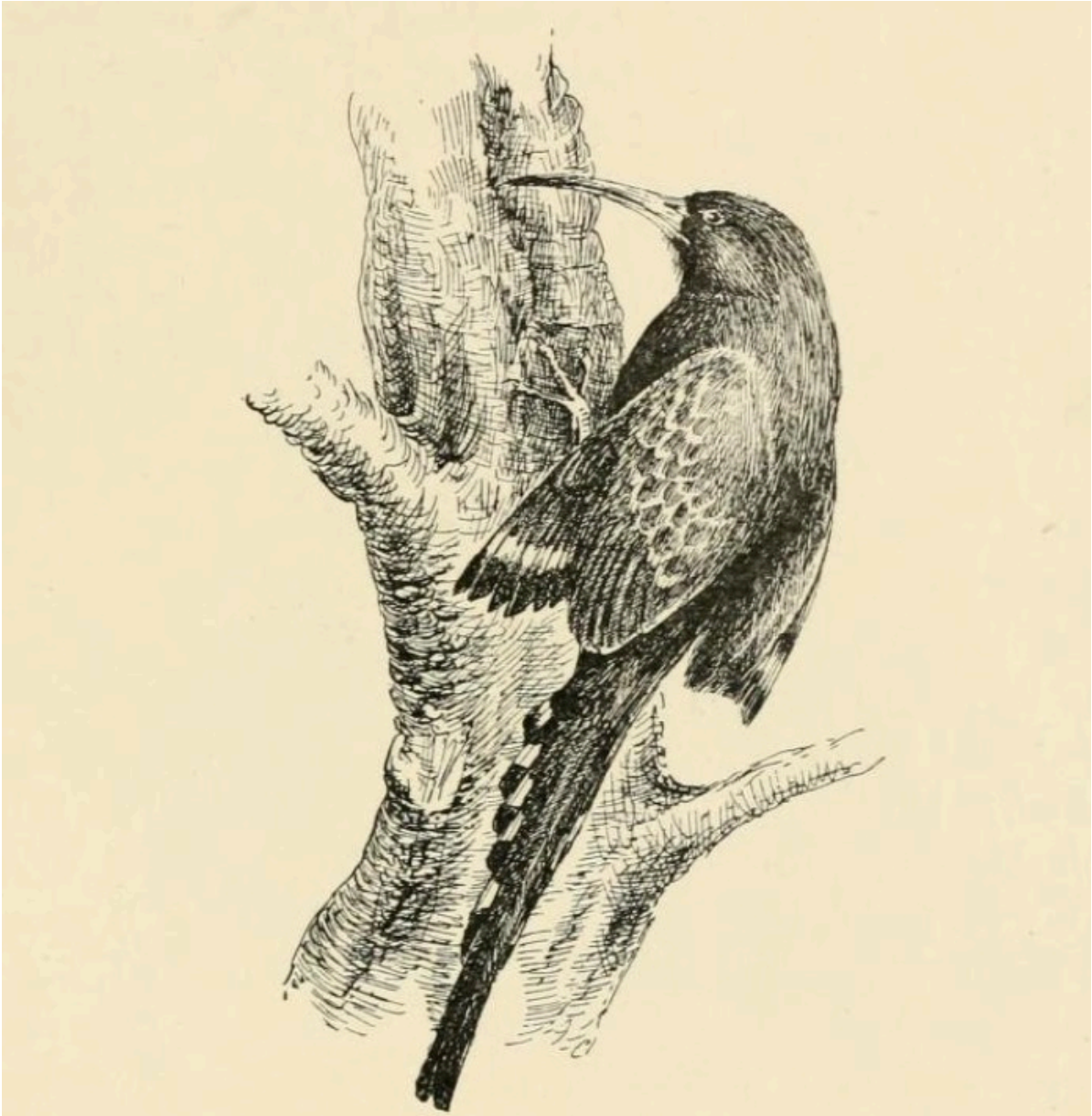
Eines Tages, als wir nahe dem westlichen Gipfel waren, gingen wir, um in den Krater des Menengai zu blicken, und er ist ein entsetzlicher Abgrund – vielleicht ein so großes Loch, wie es in der Kruste unseres Planeten nur existiert. Ein paar hundert Yards unterhalb der äußeren Lippe gibt es einen niedrigeren Rand, und nachdem wir zu diesem abgestiegen waren, konnten wir in die volle Tiefe des Abgrunds blicken, anscheinend 2.000 oder 3.000 Fuß.

A CHARGE OF THE HEAVIES.

Die Breite mag vielleicht drei Meilen betragen, und die Seiten fallen nach innen und unten so regelmäßig ab wie ein Trichter, wobei die tieferen Schichten anscheinend baumbestanden und buschig sind.

Wir versuchten abzusteigen, da wir anfangs von der scheinbaren Einfachheit des Unterfangens getäuscht wurden. Nicht lange jedoch blieben wir im Zweifel. Es war die Entfernung gewesen, die die schreckliche Zerklüftung seiner Tiefen vor dem Blick verborgen hatte – Tiefen, die praktisch undurchdringlich sind. Aber wir ahnten wenig (wie uns seitdem von Männern, die nicht leichtfertig Fabeln glauben, versichert wurde), dass dieser gewaltige Abgrund immer noch eines der ureigenen Heiligtümer der Natur ist. Elefanten steigen in seine Tiefen hinab, um darin zu kalben, Nashörner ruhen sich inmitten des unterirdischen Busches aus, während Löwen seine vielen unzugänglichen Hochburgen besetzen. Menschen, so heißt es, seien hinabgestiegen und verloren gegangen – wahrscheinlich gefressen! So, wurde uns gesagt, ist der Krater des Menengai.

An jenem Abend in Nakuru genossen wir eine seltsame Erfahrung – ein Vorfall, der vielleicht einzigartig im Prozess der Kolonisierung selbst solcher wilden Überreste von Mutter Erde wie Britisch-Ostafrika ist. Wir speisten im Dak-Bungalow, als zwei Siedler – „Frischlinge" – hereinkamen und sich uns anschlossen. Sie hatten, wie sie uns informierten, den Weg von einer „Farm" zu Fuß zurückgelegt, die sie etwa zwölf Meilen außerhalb hielten – das heißt (wenn wir recht verstanden), sie „besetzten persönlich" seit vierzehn Tagen im Sinne des Gesetzes einen Landstrich, der einem abwesenden Käufer zugeteilt worden war. Hoffen wir, dass dieser Abwesende kein Landspekulant war, eine Spezies, die in diesen neuen Kolonien absolut daran gehindert werden sollte, Wurzeln zu schlagen. Nun, die erste Geschichte, die uns diese beiden Frischlinge mit offensichtlicher Wahrhaftigkeit erzählten, war, dass während ihres Herwegs irgendein Objekt, das auf einem Hügel lag, ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Bei vorsichtiger Annäherung hatten sie von einer angrenzenden Klippe aus entdeckt, dass das mysteriöse Objekt ein Löwe war, schlafend und nicht mehr als vierzig Yards entfernt – eine Art „leichte Chance", für die systematische Jäger hunderte von Meilen reisen, oft vergeblich suchend, um darauf zu stoßen. Unsere Freunde entschieden sich jedoch nach eingehender Beratung zum Rückzug, da sie sich ihrer Waffen nicht sicher waren. „Wird ein Snider-Gewehr einen Löwen töten?", war ihre Frage – die Antwort darauf konnte nur von dem Mann hinter dem Snider abhängen. Wahrscheinlich war ihre kluge Entscheidung vertretbar.



WOOD-HOOPOE (*Irrisor erythrorhynchus*).
Brilliant in lustrous reflections of deep greens and purples.

Während des Abendessens amüsierte uns einer der beiden, ein großer, kräftiger junger Bursche „aus Glasgow“, durch eine jämmerliche Beschreibung seines Lebens im Veld und der Leiden, die er durch das nächtliche Ständchen wilder Tiere ertragen musste. Sie hatten kein Haus, nur ein Zelt: und nicht ein einziges Mal, nach seinem Bericht, hatte er es während vierzehn Tagen gewagt, ein Auge zu schließen. Eine Zeit lang dachten wir natürlich, er würde fantasieren – eine gute Geschichte daraus machen –, aber bald genug führte uns die Lebhaftigkeit seiner Klagen den Zustand jämmerlicher Angst vor Augen, in den er sich selbst versetzt hatte. Wie sein Partner es kurz und bündig ausdrückte: „Die Todesfurcht war über dem Mann.“

Wir waren nichtsdestotrotz am nächsten Morgen überrascht genug, als sein Kumpel (Lindsay) zu unserem Lager herüberkam und berichtete, dass der arme Wicht getürmt sei – mit dem Mitternachtszug in Richtung Küste abgereist, seinen Partner, seine Verpflichtungen, alles im Stich lassend! Mit einem riesigen Körper und einer Tenorstimme, aber dem Herzen einer Maus, hatte er offensichtlich für sich den Schluss gezogen, dass er nicht der Mann für Afrika war, und darin hatte er recht.

KAPITEL XVI

DER MAU-WALD

AUF BÜFFEL BEI KISHOBO

Reisende auf der Uganda-Eisenbahn genießen Ausblicke auf den äquatorialen Wald, wenn die Strecke hinter Limuru jenen halsbrecherischen Sturz von 1.200 Fuß den Abhang hinunter in das Rift Valley unternimmt. Nachdem man dann den „äquatorialen Graben" bei Naivasha, Elmenteita und Nakuru durchquert hat, beginnt auf der gegenüberliegenden Seite die andere Waldregion – jene des Mau.

Niemand kann diese Wälder, selbst flüchtig aus einem Abteilfenster, ohne Staunen betrachten – so dicht ist ihr Wuchs, oben wie unten. In der Heimat verkümmert schweres, immergrünes Laub darüber das Pflanzenleben darunter, wenn es dieses nicht gar tötet. Hier gedeihen beide Formen, Schicht über Schicht; so überschwänglich ist die Vitalität der Tropen.

Doch man mag fragen: Wie kann tierisches Leben inmitten dieses verfilzten, undurchsichtigen Dschungels existieren, und wie kann ein Jäger dort eindringen? Der Jäger kann nicht eindringen – außer in begrenztem und mühsamem Maße; während das Wild sich nicht darin aufhält, mit Ausnahme spezialisierter Formen wie dem noch unbekannten Riesenwaldschwein (*Hylochoerus*), das angeblich vier Fuß hoch ist, und dem fast unbekannten Bongo (*Boocercus euryceros*) – beide noch von keinem weißen Mann geschossen.

Die Mau-Wälder sind dennoch eine Hauptfestung des ostafrikanischen Büffels.

PORTERS BRINGING IN RHINO HEAD.

Diese leben jedoch nicht in den Tiefen des Waldes – obwohl sie diese tagsüber als Schutz und Zuflucht nutzen –, sondern auf den „Opens“ (Lichtungen), die die dichtesten und düstersten Dschungel charakterisieren, wie dieses Kapitel erklären soll.

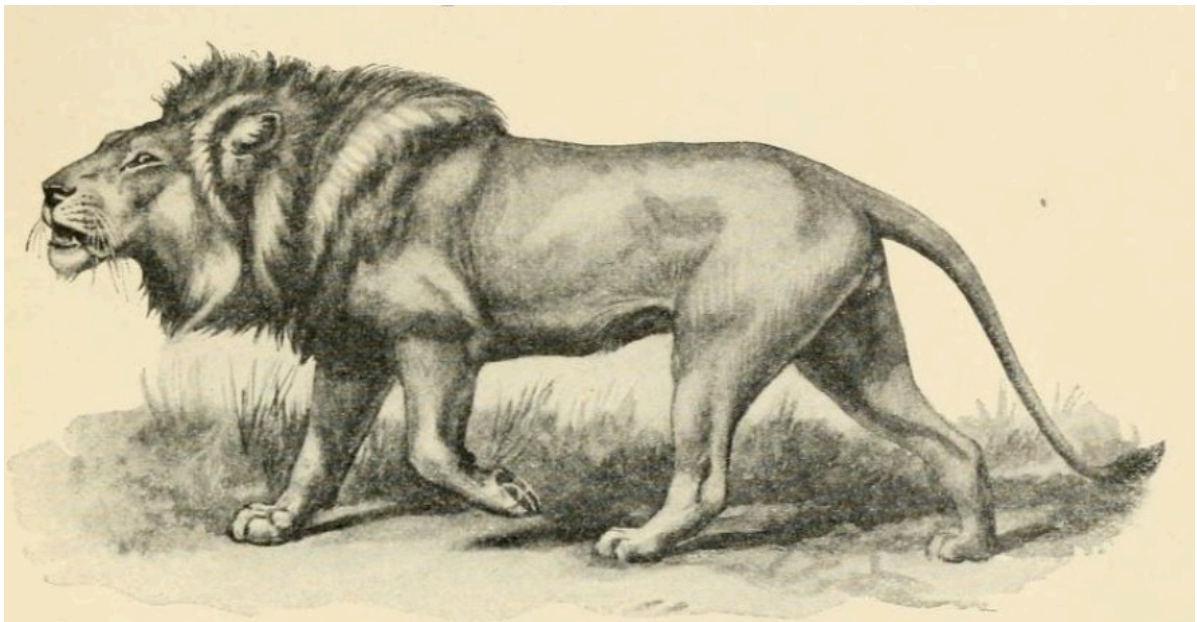
Büffel hatten wir ursprünglich nicht in unser Programm aufgenommen, da wir bereits gute Exemplare vom Pungwe-Fluss besaßen, entschieden uns aber, ein oder zwei Wochen dem Mau-Wald zu widmen, wo Lord Hindlip uns gütigerweise versprochen hatte, uns einzuweisen.

Am 5. März lagerten wir bei Kishobo, einem weiteren „World's View“, auf 7.000 Fuß gelegen, mit Blick auf ein weitläufiges Panorama aus tropischem Waldland, Einöde und Wildnis. Im Vordergrund, scheinbar nah dabei, obwohl zwölf Meilen entfernt, glitzern die Wasser des wunderschönen Nakuru-Sees, der sich unter dem düsteren Krater des Menengai schmiegt; während weit dahinter, im Norden und Osten, die großen Kordilleren von Laikipia und Kamasia den Himmel durchbohren. Südlich und westlich ist alles Wald, Wald, Wald.

Leser von *A Lodge in the Wilderness* werden sich an Musuru erinnern, das in der Phantasie auf diesem selben Mau-Hochland liegt. Dort wurden Weltpolitiken auf ihrer breiteren Ebene erläutert; hier sahen wir eine praktischere Stufe – die erste Stufe – das grobe Behauen, das gewaltsame Entreißen jener dem Menschen zugedachten Herrschaft von der wilden Natur – zumindest jenen Menschen, die sie ergreifen können. In Ostafrika sieht man Wald und Dschungel angegriffen, ihrem jahrtausendlangen Schlaf entrissen und durch Viehfarmen und Weideland ersetzt, mit geordneten Reihen von Ställen und

Molkereien, Ackerbau und Koppeln. Solche Details entziehen sich meiner Kenntnis; aber es war interessant zu beobachten, wie ein Peer des Reiches (und auch eine Peeress) im Nahkampf mit einer furchteinflößenden rotierenden Maschine rang – ich habe ihren Namen vergessen, aber sie produzierte Butter. Dies als halbstündige Entspannung vor dem Abendessen.

Sicherlich gibt es Tausende in den Heimatinseln, für die ein anstrengendes Leben im größeren Britannien Übersee, ungeachtet seiner Risiken oder Aussichten, dem ständigen Warten auf Armut und „Arbeitslosigkeit“ zu Hause vorzuziehen ist, wo unsere Herrscher, die Augen vor den deutlichsten Zeichen des Weltfortschritts verschließend, sich damit begnügen, vor schäbigen „Gewerkschaften“ und dergleichen zu buckeln (weil diese Millionen mechanischer Stimmen kontrollieren), und es vorziehen, einem Mob zu folgen, anstatt ein Empire zu führen. „Wach auf, England“, bevor das Erwachen von außen kommt.



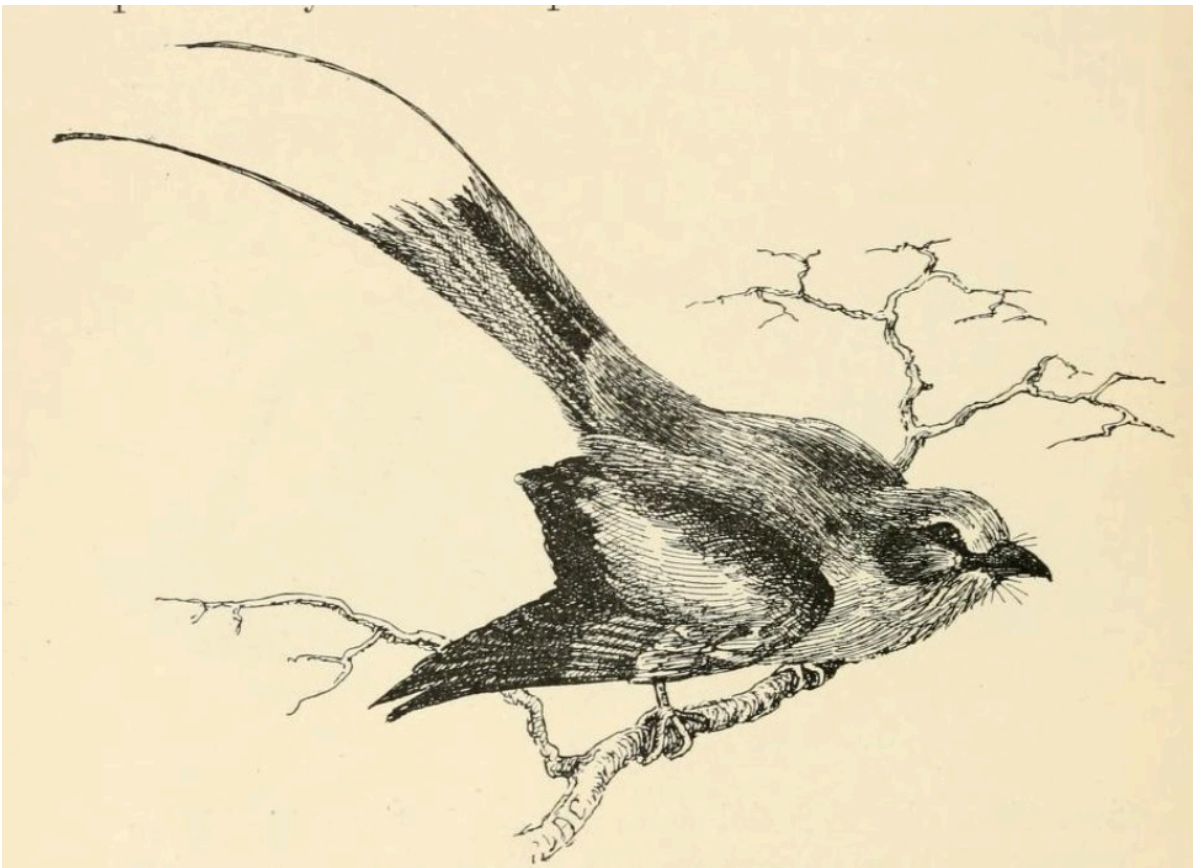
SILHOUETTED AGAINST THE LOW-RISING SUN.

Südlich von Kishobo beginnt eine Waldregion, die sich in das Sotik-Land erstreckt, vier oder fünf Tagesmärsche, und ich weiß nicht, wie weit darüber hinaus. Dies, so verstanden wir, war ein Aufenthaltsort von Büffeln; und wir waren nicht fehlinformiert, denn kaum war der Tag angebrochen, befand ich mich auf brennend frischer Fährte. Diese Büffel – es waren ihrer drei – waren weniger als eine halbe Stunde voraus, wie die „Zeichen“ bewiesen.

Die Stelle war eine jener „Wald-Lichtungen“, die diese Region kennzeichnen – etwa 100 Morgen kurzes, süßes Gras, eingemauert von dichtestem Holz. In dieses Holz führte die Spur. Sie konnte nirgendwo anders hinführen, und unsere Augen sagten uns, dass kein Wild draußen war. Da ich selbst die Wege der Büffel nicht genau kannte, hatte ich Bedenken hinsichtlich der Sicherheit, ihnen dicht auf den Fersen in das undurchsichtige Dickicht zu folgen. Nicht so mein Begleiter, ein Somali-Jäger, den mir Lord Hindlip geliehen hatte. Er behandelte Büffel, wie wir Kaninchen behandeln könnten, und beruhigt durch seine völlige Gleichgültigkeit folgte ich ihm hinein. Die Bestien waren nicht weit gegangen. Alles, was sie suchten, war offenbar Schutz vor der Sonne; denn innerhalb von 200 Yards lagen sie schlafend. Sogar dieses kurze Kriechen war mit unsäglicher Mühe verbunden; aber bald hörte ich schwerfälliges Atmen und leises Grunting, scheinbar keine zehn Yards voraus. Da kamen die erwähnten Bedenken in mir auf; aber mein schwarzer Begleiter fuhr kühl fort, in das mauerartige Laub vor uns zu spähen und zu spähen. Noch

ein oder zwei Yards krochen wir vorwärts, flach unter verschlungenen Zweigen und Brombeerranken, dann erhoben wir uns langsam hinter einem schützenden Stamm. Immer noch sahen wir nichts. Aber die Büffel sahen, rochen oder hörten uns entweder, denn es folgte ein gewaltiges Krachen, ein buschiger Schwanz wirbelte hoch, es gab einen flüchtigen Blick auf ein breites schwarzes Hinterteil, die Biegung eines riesigen Horns – und sie waren weg. Sie gingen nicht weit, denn viermal an diesem Morgen holten wir sie ein, jedes Mal mit einem ähnlichen Ergebnis – oder schlimmer. Denn nie wieder, obwohl immer dicht auf, bekam ich auch nur einen so geringen Anblick wie bei jener ersten Annäherung – und damals war es kaum mehr als lediglich ein verschwindendes Endstück.

Die Idee bei diesem beharrlichen Folgen war die vage Chance, das Wild früher oder später in einer günstigeren Position zu finden – was so viel hieß wie: dass wir durch eine glückliche Lücke im höhlenartigen Laub genügend schwarze Haut sehen könnten (notgedrungen fast in Armreichweite, da wir nicht weiter sehen konnten), um einen Schuss platzieren zu können.



LILAC-BREASTED ROLLER (*Coracias caudatus*).
A study in vivid blues, greens and chestnut.

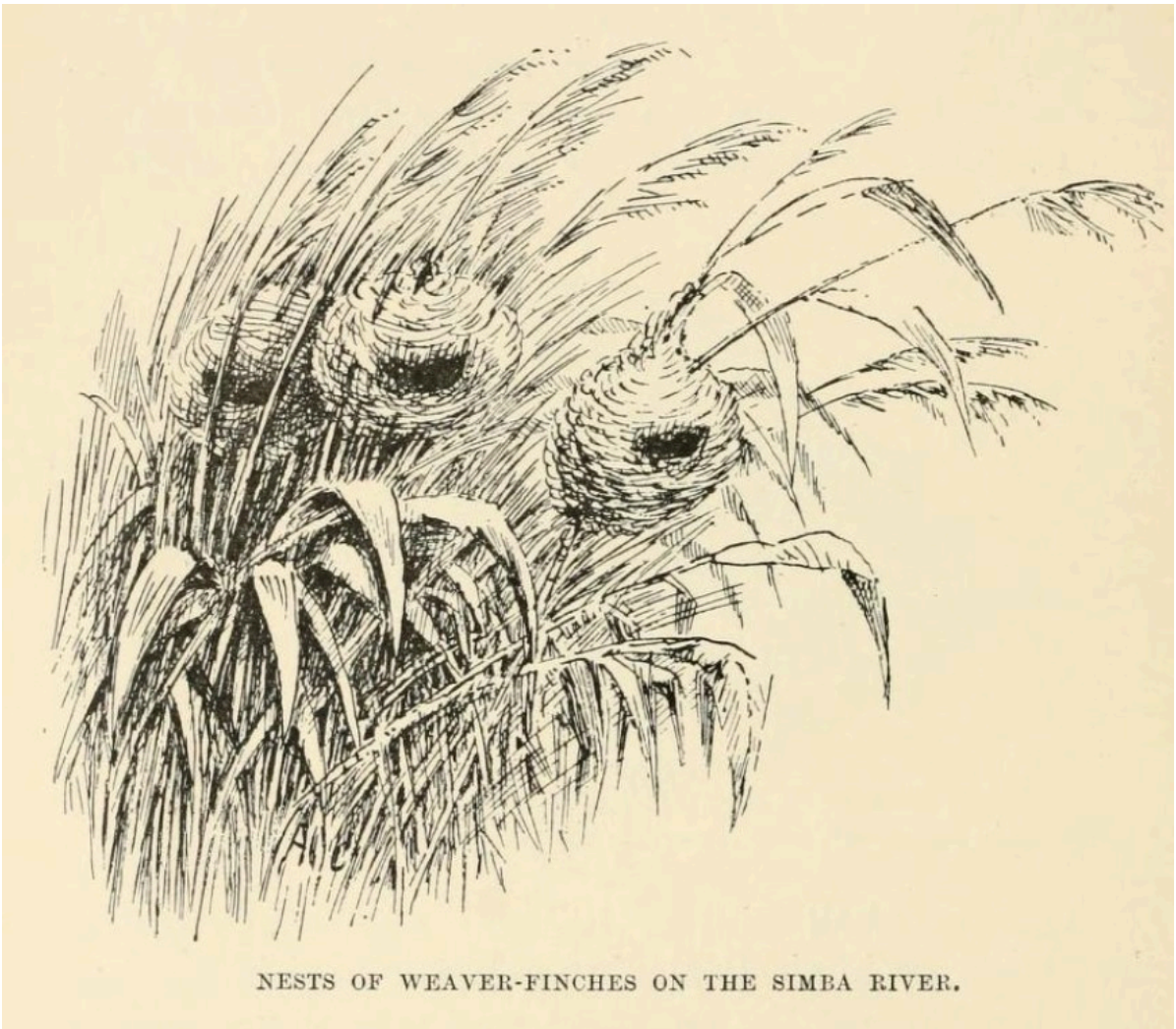
Wir hatten, wie erwähnt, viermal Büffel „hochgemacht“. Bei den ersten drei Gelegenheiten war es das ursprüngliche Trio; aber das letzte Mal war es ein einzelner, einsamer Bulle, dessen Fährte wir gekreuzt hatten und dem wir unsere Aufmerksamkeit zugewandt hatten. Ihm folgten wir bis zum Mittag, und nie in meinem Leben habe ich einen solchen Dschungel durchquert oder grausamere Mühen auf mich genommen. Worte sind verschwendet bei dem Versuch, den Wechsel von Kriechen, Klettern, Winden und Ringen durch, über oder unter dornigem Gestrüpp zu beschreiben.

Überall, wo Licht eindringen konnte, wuchs der Adlerfarn bis zu zehn Fuß Höhe (gemessen). Der junge Wuchs, der jetzt kam, war etwa drei Fuß hoch. Die Erfahrung meines Bruders war ähnlich. Der Wald war bei Tag eindeutig unmöglich.

Eines Abends, während noch helles Tageslicht herrschte, traten sechs Büffel aus dem Wald und ästen auf einer Lichtung. Wir fühlten, dass endlich unsere Chance gekommen war, und kamen gut heran, aber ach! es waren alles Kühe. In der Dämmerung hörten wir einen weiteren innerhalb der Buschwand und erreichten eine Stelle, um seinen Austritt zu kontrollieren; aber bevor er eine halbe Stunde später auf 100 Yards erschien, hatten schwere Wolken mit massivem Regen den schwachen Mond verdeckt, und wir konnten nicht sehen, um zu schießen.

Offensichtlich boten diese Wald-Lichtungen unsere einzige Chance. Sie variierten in der Größe von bloßen Weiden von 100 Morgen bis zu ausgedehnten Lichtungen, waren aber überall massiv eingemauert – kein Saum von verstreuten Bäumen säumte sie. Das Wild betrat diese Lichtungen nie vor Einbruch der Dunkelheit und verließ sie, bevor ein Zeichen der Dämmerung erschienen war. Die Alternative war, es bei vollem Mondlicht zu versuchen, und da diese Phase in wenigen Tagen fällig war, nutzten wir das Intervall für eine Reise in das Sotik-Land.

Dies ist eine Region von wundervollem Urwald; aber Eindrücke dieser zentralafrikanischen Wälder können kaum in Worten vermittelt werden, obwohl Stanley und andere lebendige Schriftsteller sie beschrieben haben. Es ist eher das Gefühl, das man empfindet, als das, was man tatsächlich sieht, da alles jenseits der engsten Grenzen durch Schicht um Schicht überbordenden Laubes – hängend, greifend, parasitär und aufrecht – vom Blick ausgeschlossen ist. Dichtbei ragen die Stämme kolossaler Zedern empor, halb verborgen inmitten einhüllender Immergrüner und Lianen; doch ihre Gipfel, 200 Fuß darüber, sind weg in einer anderen Welt – einer Welt des Sonnenscheins und des blauen Himmels außerhalb unserer Sicht.



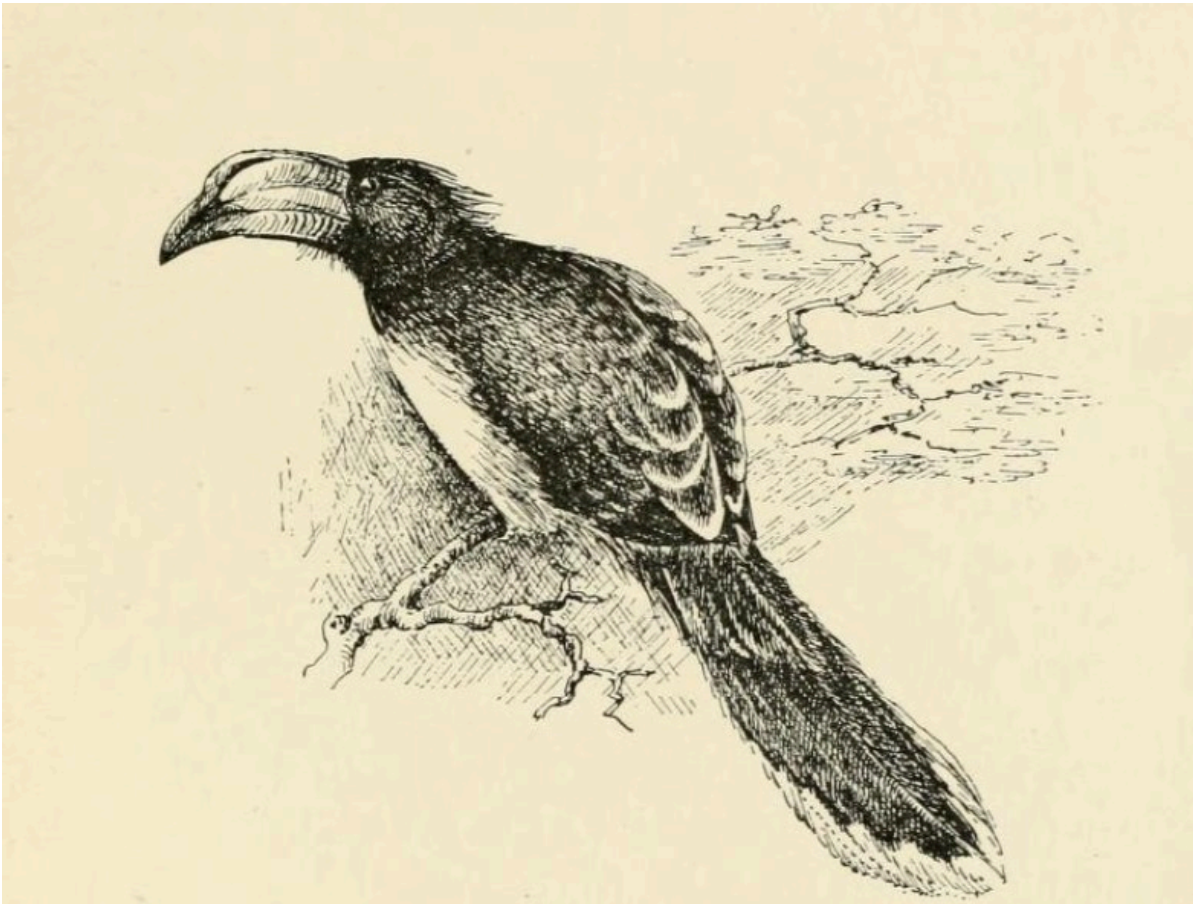
NESTS OF WEAVER-FINCHES ON THE SIMBA RIVER.

Unten sieht man im Halblicht nur ein paar Yards der Basen, die sich bald, wie die Säulen der Mezquita, im gewölbten Dach darüber verlieren.

Stunde um Stunde reitet man durch diese Waldschiffe, überwölbt von Laubwerk, dunkel und unheimlich wie die Krypta einer Kathedrale, während die verdünnte Luft bis ins Mark kühlt und zudem die Höhe (8.000 Fuß) das Atmen für Mensch und Tier gleichermaßen bedrückend macht. In düsteren Nischen, auf ewig von der Sonne ausgeschlossen, wachsen Farne, wie man sie von zu Hause kennt – Adlerfarn und Rippenfarn, Tüpfelfarn, Rollfarn und andere; dazu Brombeeren, Ampfer, Primeln, Disteln und Brennnesseln.

Es gibt feuchtere Täler, wo Zedern und Waldbäume einem dichten Wuchs von Bambus weichen, von solch gigantischen Dimensionen, dass selbst ihre Gipfel außerhalb unserer Sicht liegen und wahrscheinlich achtzig Fuß oder mehr emporragen. Das graue Baumoos, „Greisenbart", hängt in hängenden Festons herab, während ein unaufhörliches Siss-Siss-Siss unzähliger Insekten und das Quaken baumbewohnender Reptilien wie ein Schlummerlied dahinläuft. Brillante Schmetterlinge flattern auf sonnigen Lichtungen, aber im Wald gibt es sonst wenig Anzeichen von Leben. Wir sahen darin kein Wild, außer einem zufälligen Buschbock und der Fährte eines sehr großen Schweins. Diese, so versicherten uns unsere Männer, trugen keine Stoßzähne. Vom Bongo sahen wir kein Zeichen.

Obwohl ungesehen, waren wir uns jedoch durch ein wiederkehrendes, gellendes Lärmen bewusst, dass hoch oben lebende Kreaturen existierten – praktisch in einer anderen Welt. Diese schrillen Schreie schrieben wir zuerst Adlern zu, vielleicht zu Recht. Doch bald merkten wir, dass andere gefiederte Nachbarn, kaum geringer an Größe, über uns wohnten. Dies waren riesige schwarze Hornvögel. Nur flüchtig und augenblicklich waren die Blicke, die wir mit einem Spektiv erhaschen konnten; aber so wie diese waren (und die Idee wurde durch jene Fanfarentöne bestätigt), schlossen wir, dass dies die großen Trompeterhornvögel (*Bycanistes buccinator*) waren, deren Porträt gegenüber grob dargestellt ist. Was auch immer sie waren, diese Hornvögel waren im dichten Wald zahlreich genug. Ein paar Tage später, in etwas offenerem Gelände Richtung Sotik, genossen wir einen besseren Blick auf einen ganz anderen Hornvogel, der in Träumerei versunken auf einem trockenen Ast saß. In diesem Fall war der „Helm" sozusagen kein halb getrennter Überbau, sondern eher die Verdopplung eines bereits grotesk übertriebenen Schnabels – wie auf der vorherigen Seite gezeigt.



A HORNBILL AT SIMBA (probably *Lophoceros fasciatus*).

Im Sotik-Land beobachteten wir auch viele der kleineren Hornvogelarten (*Lophoceros*) sowie karmesinflügelige Turakos, dunkelolivfarbene Waldtauben (*Columba arquatrix*), Buschwürger (*Dryoscopus*), schwarze Fliegenschnäpper mit reinweißen Brüsten und einige andere Arten, die mir völlig unbekannt waren.

Um zum dichteren Wald zurückzukehren: Unter den wenigen kleinen Vögeln, die diese Einsamkeiten beleben, waren einige offensichtlich Meisen – ihre Kletter- und Greifgewohnheiten und ihre unaufhörliche Aktivität sicherten diese Identifizierung. Doch viele von ihnen waren fast schwarz im Farbton – passend zur Düsternis dieser Unterwelt. Ihr Farbschema deutete auf eine Anpassung an die Umgebung hin; doch diese Ansicht wird durch weitere Untersuchungen nicht bestätigt. Denn das Merkmal scheint mehreren der afrikanischen *Paridae* gemein zu sein, deren Aufenthaltsorte nicht auf die Dunkelheit des tropischen Waldes beschränkt sind.

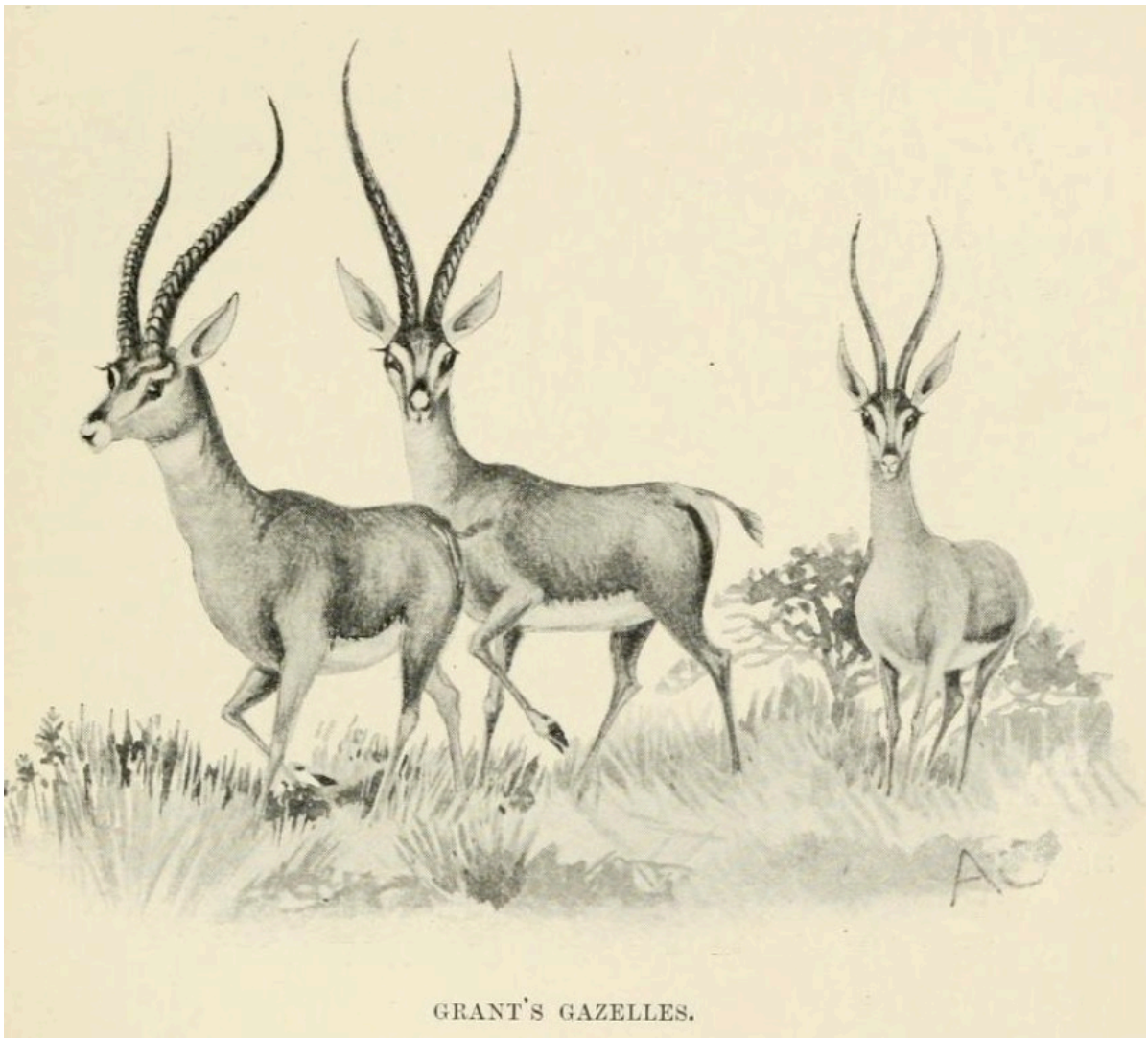
Wir waren enttäuscht, in diesen Wäldern nichts von dem wunderschönen schwarz-weißen Guereza-Affen (*Colobus*) zu sehen. Das einzige Zeichen seiner Existenz, dem wir begegneten, war ein Fell, das mir ein Swahili am Molo brachte.

Eines Nachts lagerten wir auf einer Lichtung, wo kurz zuvor Lord Hindlip einen Büffelbullen geschossen hatte, dessen Hörner zwischen den Innenbiegungen 45 Zoll maßten. Wir sahen nichts außer einem einzelnen Buschbock; aber das Gras hier, das nicht abgebrannt worden war, war im Extremsten rang und grob, höchst unangenehm für das Wild. Je weiter westlich wir gingen, desto schlimmer wurde dieses Merkmal – die Rankheit des Grases. An den am weitesten entfernten erreichten Punkten sah es aus, als sei es seit Jahrhunderten nicht abgebrannt worden, und das völlige Fehlen von Fährten, alten oder

anderen, zeigte, dass kein Wild jenen Distrikt aufsuchte. Wir kehrten daher um zu den besser abgebrannten Lichtungen nahe Kishobo, wo wir bereits die Anwesenheit von Büffeln bewiesen hatten.

Auf diesen am weitesten entfernten Lichtungen wuchsen liebliche Lilien, „Strohblumen“ und Fingerhüte – obwohl dies wahrscheinlich nicht ihre korrekten Namen sind.

Obwohl das nicht abgebrannte Gras auf ein völliges Fehlen von Menschlichkeit hinzudeuten schien, selbst in ihren niedrigsten Formen, stießen wir doch bei verschiedenen Gelegenheiten auf Beweise, die die Nähe wilder Nachbarn verrieten. Zweimal fanden wir den Waldpfad durch absichtlich quer gefällte Bäume blockiert; und zweimal stießen wir auf Eingeborenenhütten im Dschungel.



GRANT'S GAZELLES.

Primitivere menschliche Behausungen könnte es nicht geben; sie bestanden lediglich aus Weidenzweigen, die im Kreis eingesteckt waren, ihre biegsamen Spitzen über der Mitte zusammengebogen – im Wigwam-Stil. Ein paar belaubte Zweige dienten dazu, dieses Gestell zu bedecken – Breite 6 Fuß, Höhe 3,5 Fuß.

Auch während wir in der Dämmerung auf Büffel warteten, hörten wir beide, oder glaubten zu hören, menschliche Stimmen, und wir sahen ganz sicher den kräuselnden Rauch von Feuern. Es gab Wilde irgendeiner Art in diesem ansonsten leblosen Dschungel – vermutlich Sotik oder andere nomadische Wandorobo. Der Sotik-Stamm war, wie man sich erinnern mag, einige Monate zuvor in Rebellion ausgebrochen, hatte aber nur eine

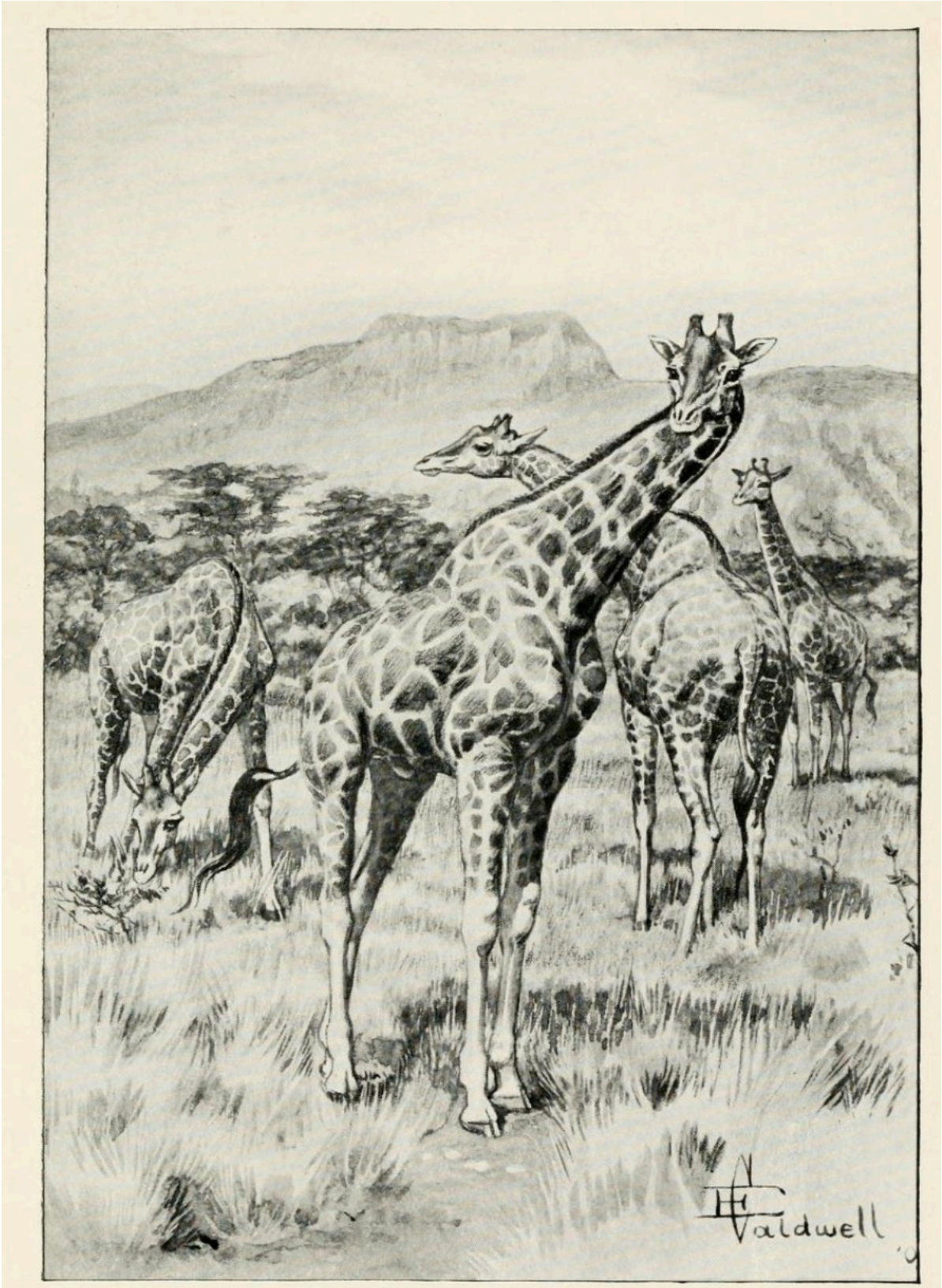
schwache Kampfvorstellung gegeben und war prompt zur Unterwerfung gezwungen worden.

Bisher hatte dieses Unternehmen nicht dazu geführt, dass ein einziger Schuss abgefeuert wurde. Es blieb noch die eine große Ressource, auf die wir uns immer noch verließen, nämlich der Vollmond. Bei der Rückkehr nach Kishobo arrangierten wir diesen letzten verzweifelten Versuch – nächtelange Angriffe auf die Büffel bei Mondschein. Wir nahmen jeder separat leichte Zelte mit ein paar „Boys" und einem Minimum an Notwendigkeiten und lagerten jeder allein in düsteren Waldecken, die günstig gelegene benachbarte Lichtungen kontrollierten.

Während ich an jenem Nachmittag mein einsames Waldlager aufschlug, bemerkte ich ganz in der Nähe einen kuriosen, düster gefärbten kleinen Vogel mit buschigem Federkopf und langem schwarzen Schwanz mit weißem Rand, der mir völlig unbekannt war. Einige winzige Spechte teilten meinen Hain, und ein Paar Bartvögel bildete eine Studie in leuchtenden Farben – Gold und Karmesin, abgesetzt durch tiefstes Schwarz. Weniger willkommene Nachbarn waren riesige Tausendfüßler, schwarz und kastanienbraun, mit bösartig aussehenden Kiefern. Aber es war keine Zeit, kleinere Übel in Betracht zu ziehen.

An Zuversicht mangelte es nicht, und die Hoffnungen waren groß; aber ach, für dieses Wagnis setzten nun schwere Regen ein, und jede Nacht verdeckten purpurschwarze Wolken den Mond. Unser vertrauter Helfer versagte. Beide machten ähnliche Erfahrungen.

Innerhalb einer Stunde nach Sonnenuntergang an jenem ersten Abend stießen wir direkt auf die Büffel ganz in der Nähe – keine fünfzig Yards entfernt, im Offenen. Aber selbst dann war nichts sichtbar, und die Bestien flohen schnaubend in der Dunkelheit. Mein eigenes Tagebuch jener Nacht verzeichnet: „Später leichtere Regen, aber immer noch tintenschwarz. Konnte nichts sehen, kehrte also um zehn ins Lager zurück und hatte ein Pint Giesler(!).



GIRAFFES ON ATHI RIVER.

Um 2 Uhr morgens, dick bewölkt und regnerisch – Fährten zeigten, dass eine große Herde den Vorsprung dichtbei passiert hatte, offenbar erst vor wenigen Minuten; folgte nach und kam wieder dicht heran – konnte sie grasen und grunting hören, offenbar innerhalb von fünfzig bis achtzig Yards; aber keine Chance zu sehen, geschweige denn zu schießen. Gegen Morgendämmerung stießen wir wieder auf sie, eine Herde von sieben; aber bevor wir sie einholten, hatten die Tiere den schützenden Wald erreicht.“

An jenem Abend bei Sonnenuntergang belebte ein tiefer, dröhnender Ruf ganz in der Nähe die Hoffnung – obwohl ich fürchtete, es müssten Kühe sein. Nein! Dies waren große Hornraben (*Bucorvus cafer*), große Vögel wie Truthähne, mit roten hängenden Lappen, die auf uns zu stolzierten. Es war kurios zu beobachten, wie sie sich flach auf die Erde hockten, als ein Paar Gaukleradler auf ihrem Weg zum Schlafplatz über sie hinwegflog. Ein paar Minuten später erschienen Nachtschwalben in prächtigen Luftakrobatiken. Diese Vögel (*C. frenatus*) hielten ihr „Schnurren" die ganze Nacht bei, und im Morgengrauen war unser gewöhnlicher britischer Fitis-Laubsänger in leisem Gesang am 6. März – dasselbe schwache Liedchen, mit dem er uns in der Heimat Lebewohl sagt, bevor er Ende August endgültig die britischen Küsten verlässt.

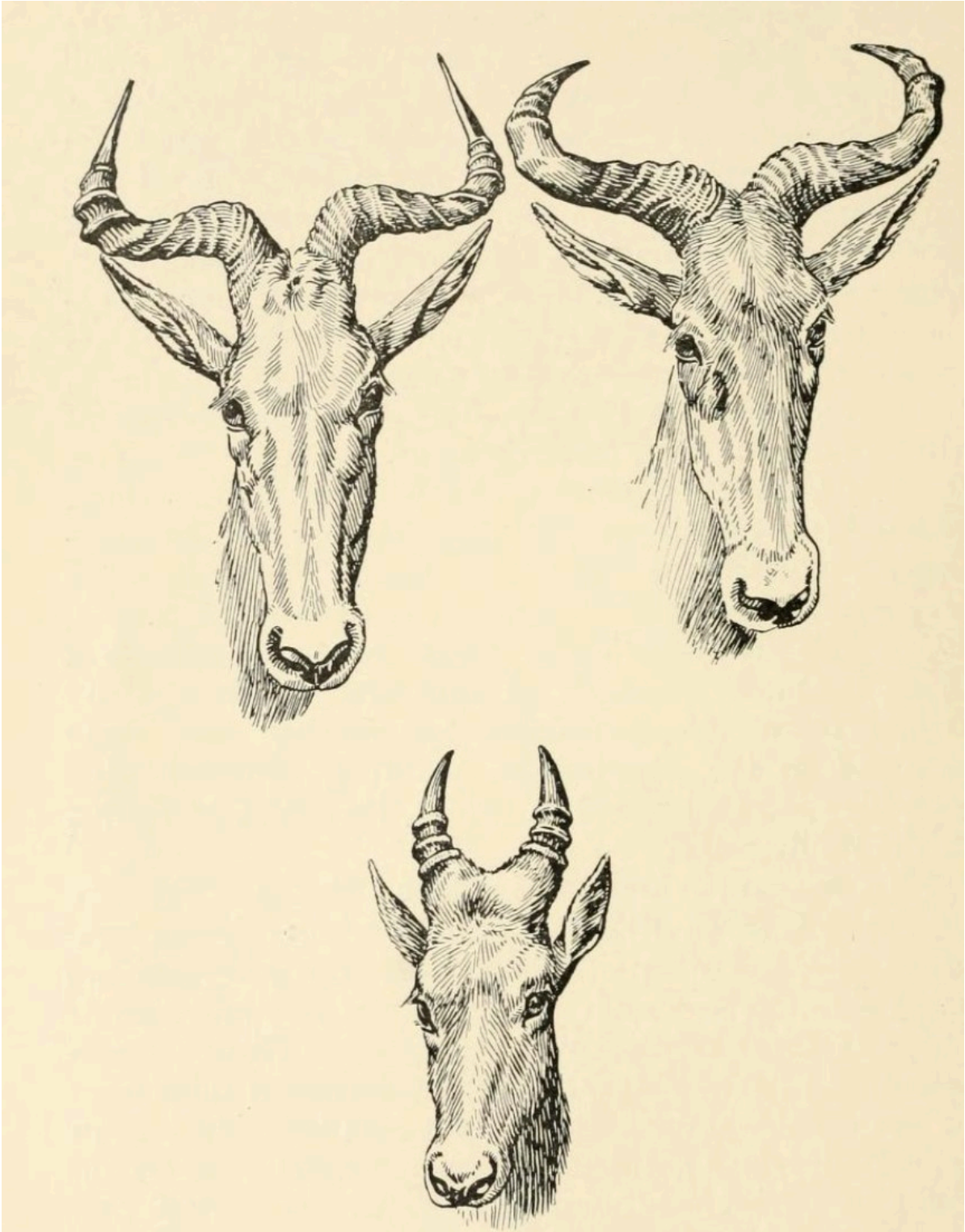
Es schmerzt, bei Misserfolgen zu verweilen; aber es gab während dieser Zeit mindestens sechs Gelegenheiten, bei denen eine „Wendung des Glücks", eine halbe Stunde hellen Mondlichts, alles hätte ändern und uns das geben können, was wir suchten. Keine solche Hilfe trat ein: Es war vielleicht wieder Kismet, und diesmal auf der „Daumen-runter"-Seite.

Die vage Chance, die der Vollmond bot, wurde zunichtegemacht, als sein sanftes Licht – nie zu klar für Nachtschüsse – durch trübe Sturmwolken verdeckt wurde, und wir konnten nicht mehr.

Das Folgende sind die Eindrücke meines Bruders von diesem Wagnis: „Ich bedauere nun, dass wir nicht noch eine Woche oder so damit verbracht haben, weiter in das Sotik vorzudringen, obwohl ich zugebe, dass es zu jener Zeit wie eine verlorene Hoffnung erschien.

Wenn man von der Büffeljagd in alten Zeiten liest, direkt draußen im Offenen, erstaunt es einen wahrlich zu denken, wie scharfsinnig die großen Rinder ihre Gewohnheiten der modernen Notwendigkeit angepasst und eine Heimlichkeit entwickelt haben, die ihnen von Natur aus nicht eigen ist.

Dagegen hatte ich die Dienste eines eingeborenen Fährtenlesers, dessen Geschick in der Waldkunde allein schon ein gewisses Opfer wert war, um es zu beobachten.



HEADS OF COKE'S HARTEBEEST—(MALES).
Left, from the Athi ; right, from Simba ; below, immature.

Durch die dichtesten Dickichte dieser verfilzten Wälder, in denen Büffel nun den lieben langen Tag verbringen, führte er mich immer und immer wieder direkt zu den Tieren, die alle schlafend in ihrer dunklen und düsteren Festung lagen. Was jedes Mal folgte, war ein Schnauben und ein gewaltiges Krachen – sie waren weg, sich einen Weg durch Busch und Gestrüpp pflügend, und nicht ein einziges Mal hatte ich das Glück, sie zu sehen.

Als der Mond voll wurde, versuchten wir, eine engere Bekanntschaft auf jenen offenen Lichtungen natürlicher Weide zu pflegen, die in diesen Wäldern so häufig vorkommen und auf denen die Büffel nachts fressen. Wir verbrachten den Großteil unserer Nächte

damit, diese Stellen zu beobachten, und es war eine unheimliche Erfahrung. Als die Dunkelheit die Szene überschattete, war die erste Eigenheit, die Aufmerksamkeit erregte, eine Abfolge von grässlichen Schreien, die, wie es schien, von verschiedenen Himmelsrichtungen ausgingen. Wir fragten uns, welches Tier oder welcher Vogel wohl solcher Abscheulichkeiten schuldig sein könnte, und waren nur geringfügig beruhigt zu erfahren, dass die Töne von Sotik-Wandorobo stammten – einem Stamm von Waldbewohnern, einem der niedrigsten menschlichen Typen. Wir hatten zuvor Bäume beobachtet, die völlig der Rinde beraubt waren, welche, wie man uns sagte, diese armen Kreaturen gegessen hatten; und wir fanden auch ihre Hütten im Wald – kleine, konische Strukturen aus grünen Zweigen, die in den Boden gesteckt, umgebogen und mit kleineren Zweigen verflochten waren, kaum größer als Hundehütten. Jede Hütte hatte eine leicht erhöhte Plattform am hinteren Ende im Inneren; sodass diese wilden Männer der Wälder es offensichtlich missbilligen, auf der nackten Erde zu schlafen.

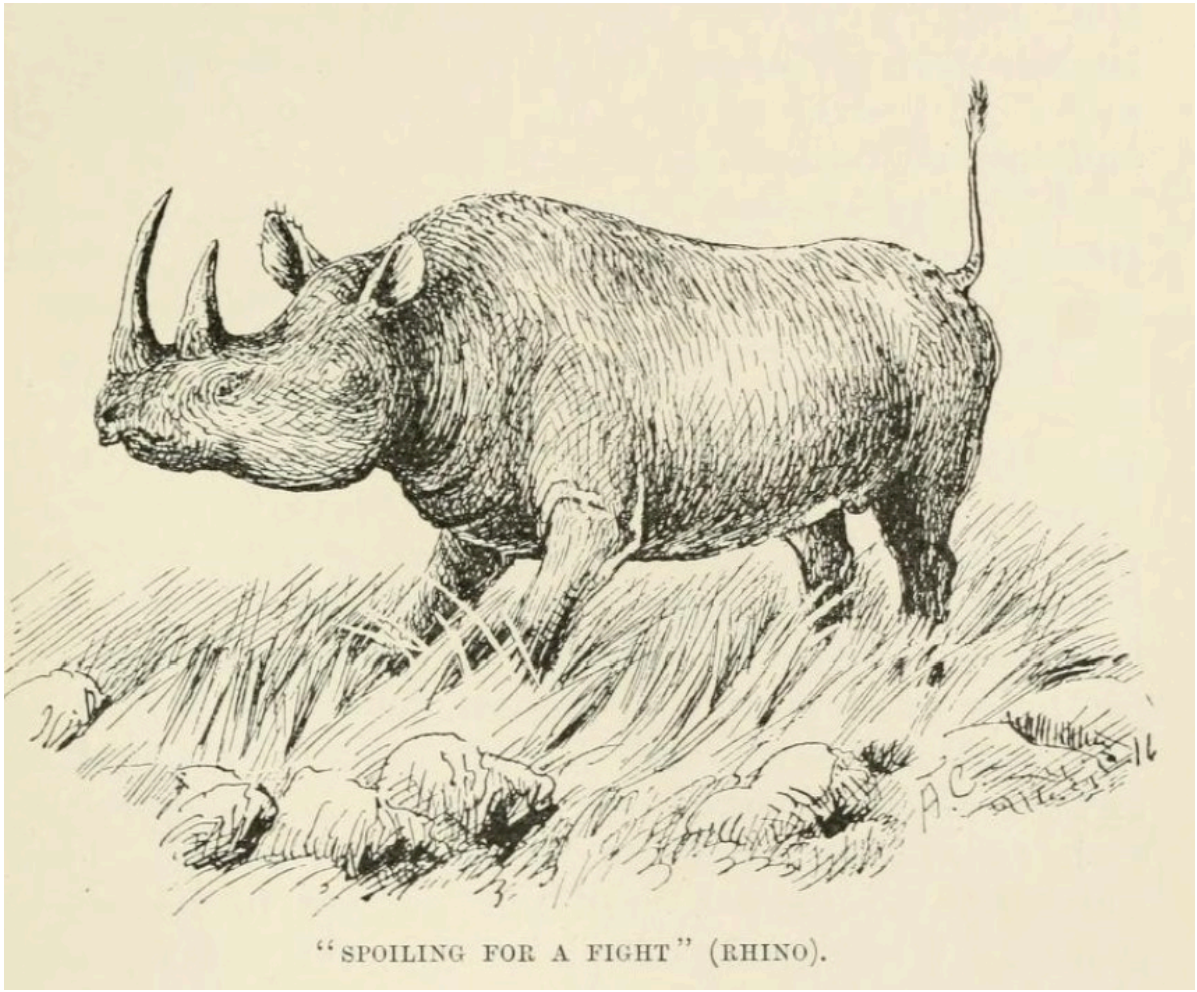
Obwohl diese Wilden sich unserer Gegenwart bewusst waren und uns auf all unseren nächtlichen Wanderungen folgten (wie wir durch ihre Spuren entdeckten, die die unseren im taufrischen Gras bei Morgendämmerung überdeckten), belästigten sie uns in keiner Weise, noch sahen wir sie jemals.

In diese Einsamkeiten drangen wir vor, jeder mit ein paar Anhängern und einem leichten Zelt, das inmitten so rangen Laubes aufgeschlagen wurde, dass es aus zwanzig Yards Entfernung von keinem Punkt aus sichtbar war – nie hätte ich den Weg zurück zu meinem gefunden ohne unsere wilden Führer.

Unser Suchen scheiterte schließlich, da, obwohl gelegentlich schattenhafte Gestalten von Tieren von uns im Mondlicht ausgemacht wurden, es bei bedecktem Himmel und ständigem schweren Regen nicht möglich war, sie zu spezifizieren. Es mochten Kühe oder Kälber sein, wir konnten es nicht sagen.“

KAPITEL XVII

DIE ATHI-EBENEN



"SPOILING FOR A FIGHT" (RHINO).

(I) EIN BLITZBESUCH IM SEPTEMBER 1904

Die sanft rollenden Hügel, die als Athi-Ebenen bekannt sind, sind allen Reisenden der Uganda-Bahn vertraut, und ich muss nicht dabei verweilen, das Schauspiel des tierischen Lebens zu beschreiben, das man aus den Waggonfenstern über eine Strecke von fast 150 Meilen hinweg genießen kann. Nirgendwo sonst auf der Erde kann wildes Wild so vorteilhaft beobachtet werden, und das im vollen Luxus eines Korridorwagens.

Es war lediglich ein Blitzbesuch, den ich der Athi-Ebene im Jahr 1904 abstattete, da nur noch achtundvierzig Stunden für die Jagd zur Verfügung standen, bevor der heimwärts fahrende Zug am Bahnhof Athi River fällig war; und in dieser kurzen Zeit war es mein Ziel, Exemplare von Cokes Kuhantilope sowie des ostafrikanischen Streifengnus oder weißbärtigen Gnus zu erlangen.

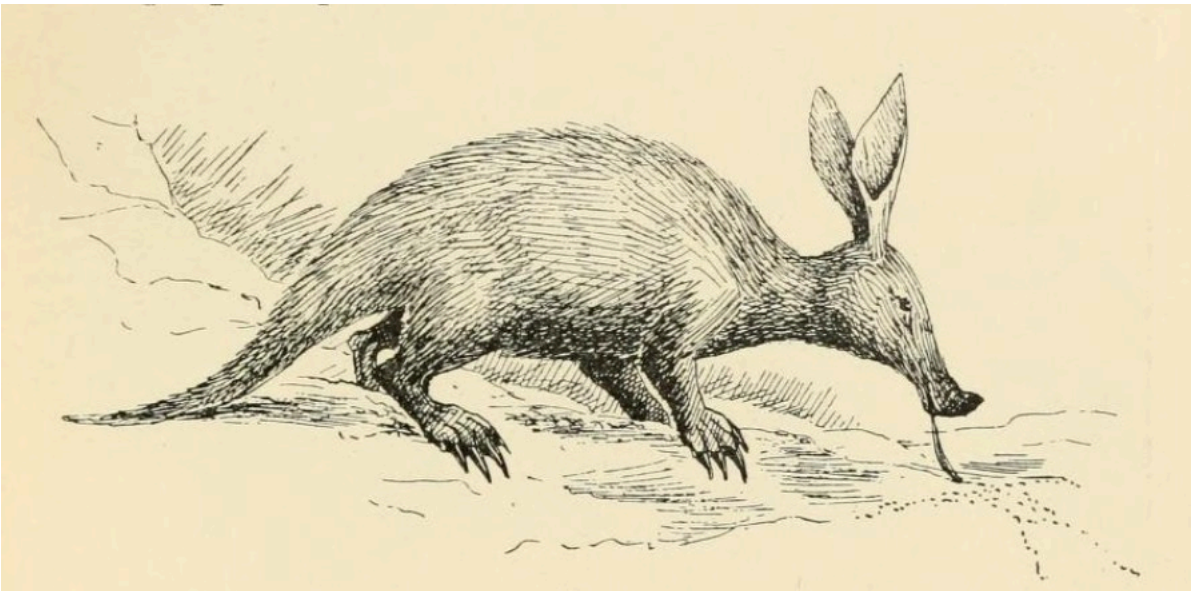
Nachdem wir Nairobi um 15:00 Uhr (17. September) verlassen hatten, legten wir auf einem Reitmaultier an jenem Abend mehr als die Hälfte der neunzehn Meilen zurück, die die „Blech-Hauptstadt" vom Athi River trennen. Auf diesem Marsch wurden viele Kuhantilopen gesehen, die jedoch alle hoffnungslos scheu waren, und der halbe Tag endete ohne Beute.

Als ich noch vor der Dämmerung wieder aufbrach und der Safari vorausgeritt, erblickte ich im Halbdunkel etwa 400 Yards vor mir einen Strauß, der fünf Sekunden zuvor ganz sicher nicht in Sicht gewesen war. Dies schien unerklärlich, doch als ich zur Stelle ritt, lagen dort elf riesige Eier wahllos über eine kahle Stelle verstreut, an der das Gras grob weggekratzt worden war. Vier ausgewählte Exemplare lieferten hervorragende Omeletts für mein gesamtes Gefolge! Zwei andere Straußennester, die in jenem Jahr von Freunden

gefunden wurden, enthielten sogar siebenundzwanzig bzw. vierunddreißig Eier. Der Straußenhahn, der schwarz und auffällig ist, sitzt nur nachts auf den Eiern, während die braune, unsichtbare Henne den Gefahrenposten am Tag übernimmt.

Als das Licht stärker wurde, sah man die weiten Prärien von Wild wimmeln, hauptsächlich Zebras, Gazellen und Kuhantilopen – Letztere furchtbar scheu; doch selbst auf diese großen Entfernungen war der markante Unterschied in der Form ihrer Hörner zu denen von *B. neumanni* perfekt zu erkennen. Letztere divergieren in einem spitzen Winkel ähnlich dem Buchstaben V, während jene von *B. cokei* sich seitlich ausbreiten, bevor sie wie zwei große L's aufsteigen – das zweite spiegelverkehrt.

Alle Kuhantilopen tragen den Kopf in einer starren, aufrechten Position – das heißt, das lange Gesicht wird, im Profil betrachtet, fast im rechten Winkel zur Erde gehalten; und dieser kuriose Effekt wird (besonders bei *B.



AARD-VAARK—SKETCHED IN BERGEN MUSEUM.

jacksoni*) durch den Sitz der Hörner betont, die von langen Zapfen in derselben vertikalen Ebene aufsteigen und die ohnehin schon übertriebene Länge des Kopfes noch verlängern.

Da das Wild völlig unzugänglich und meine eigene Zeit so begrenzt war, griff ich zu einigen eher gewagten Schüssen. Mit Beschämung gebe ich zu, an jenem Morgen mehr Patronen verschossen zu haben als an jedem anderen Tag in Afrika. Im Ergebnis „erschwindelte" ich einen Bullen mit einer Kugel zwischen die Lichter, und der nächste Schuss bescherte mir einen zweiten – beide auf extreme Distanzen. Obwohl es starke Bullen waren, trug keiner einen erstklassigen Kopf.

Von der Stelle, an der Nr. 2 auf dem Kamm eines felsigen Vorsprungs fiel, blickten wir hinunter auf den Athi River, dessen Lauf durch Gürtel von Gebüsch und hohen Waldbäumen angezeigt wird, die die Ufer säumen. Beim Spähen von hier aus machten wir eine Gruppe von zehn Gnus aus, die lustlos in einem grünen Talbecken eine Meile entfernt standen; jedoch mit einem einzigen alten Bullen, der wachsam als Posten fungierte. Auch diese erwiesen sich als wilder als wild, und das Anpirschen war praktisch unmöglich. Obwohl gewellt, sind die Steigungen dieses Velds insgesamt zu weitläufig und die Winkel zu sanft, um irgendeinen wirklichen Vorteil zu bieten.

Nach vielen mühsamen Versuchen – alle vergeblich – versuchten wir als letzte Ressource einen Appell an die bekannte Neugier des Gnus. Als die Kette der großen, zottigen Tiere an einem Hang in 500 Yards Entfernung dahintänzelte und Kapriolen schlug, warfen Hamisi und ich uns flach ins Gras, kurz bevor die Tiere in einer leichten Senke des Hangs verschwanden. Wir konnten dann kaum noch ihre Rücken und die wild wirbelnden Schwänze sehen, während sie in der Mulde dahinter dahinjagten. Die List war jedoch insofern erfolgreich, als die Truppe mitten im Lauf innehielt, sich halb herumdrehte, den dazwischenliegenden Hang hinaufstürmte und uns gegenüber auf dem Kamm stehen blieb.

Sie boten nun auf 300 bis 350 Yards ein ordentliches Ziel; doch Nemesis stand an meinem Ellbogen und forderte den vollen Preis für jene wahllosen Schüsse des Morgens. Es hatte mich demoralisiert, und nun war mein Haltepunkt zu hoch, und die Kugel strich harmlos obenüber. Davon galoppierten diese unheimlichen Gnus, ihre bockenden Köpfe und wirbelnden Schwänze halb sichtbar durch Staubwolken. Ich beobachtete sie meilenweit und wusste, dass mein Stern untergegangen war. In der brütenden Mittagshitze ging ich hinunter zu unserem Lager am Athi.

Im Schatten am Fluss standen vier Wasserböcke – die ersten der weißringigen Art (*Ellipsiprymnus*), die ich bis dahin in Ostafrika gesehen hatte.

CIVET.

Diese ließ ich völlig unbehelligt, da ich schöne Exemplare aus dem Transvaal besaß. Es war ein Bulle unter ihnen, aber sein Kopf war schwach, wie es bei allen seiner Art in Äquatoria der Fall ist. Für die 30-Zoll-Köpfe dieser Art muss man zum Wendekreis des Steinbocks gehen. Hier, in Ostafrika, ist *Cobus defassa* die vorherrschende Form.

So hart ich an jenem Abend auch arbeitete – und ich schonte weder meine Männer noch mich selbst –, ich konnte den Patzer des Morgens nicht wiedergutmachen; denn inmitten von reichlich Wild konnten wir kein einziges Gnu entdecken. Meine zehn Freunde hatten offensichtlich das Weite gesucht, und keine anderen verblieben in unserem Radius.

Überall in diesen Athi-Ebenen und in weiten Gebieten des Rift Valleys bemerkt man, dass dort, wo die größte Fülle an Wild zu sehen ist, zu dieser Jahreszeit (August–September) kaum eine Spur von Gras oder Grün existiert. Doch gleich daneben liegen Strecken mit grobem Sauergras, die völlig vernachlässigt und ungefressen sind und wo kein Wild zu sehen ist. Diese letztere Grasart mit ihren blühenden Köpfen ähnelt einer Saat von wildem Hafer. Ihr besonderer Nutzen ist nicht offensichtlich, und es ist mühsame Arbeit, hindurchzugehen. Der Kontrast ist bemerkenswert. Die Süße und reiche Güte der anderen Grasart wird durch die Kürze bezeugt, mit der sie zu dieser Jahreszeit vom Wild abgefressen wurde. Wenn man Stellen erreicht, an denen große Herden geweidet haben, wundert man sich, was sie dort zu fressen gefunden haben. Da ist nur nackte Erde, zermahlen von tausend Hufen.

Gegen Sonnenuntergang gelang es mir, zwei Kugeln in den absolut besten Kuhantilopenbullen zu bringen, den ich bisher gesehen hatte. Die Dunkelheit allein verhinderte, dass wir ihn in jener Nacht bargen, und als wir die Trophäe bei Tagesanbruch sicherstellten – dorthin geführt von kreisenden Marabus –, war das Fleisch bereits von einem Löwen verschlungen worden, dessen Prankenabdrücke deutlich auf dem weichen Boden zu sehen waren. Nicht ein Bissen blieb übrig, um die dreißig oder vierzig Geier zu belohnen, die ringsum saßen. Zwei Hyänen beobachteten ihre eigenen Interessen von einem hohen Rücken in der Ferne.

Bevor ich das Lager an diesem, meinem letzten Morgen verließ, hatte ich Kundschafter in drei Richtungen ausgesandt, um nach Gnus zu spähen, mit der Anweisung, mir hier (bei der toten Kuhantilope) zum frühestmöglichen Zeitpunkt Bericht zu erstatten. Während wir noch mit der Kongoni beschäftigt waren, traf einer dieser Männer mit der Nachricht ein, dass eine Herde von zwanzig oder dreißig „Nyumbo“ (Gnus) eine Gehstunde südlich graste. Ich bestieg das Maultier und machte mich sofort in die angegebene Richtung auf.

RATEL.

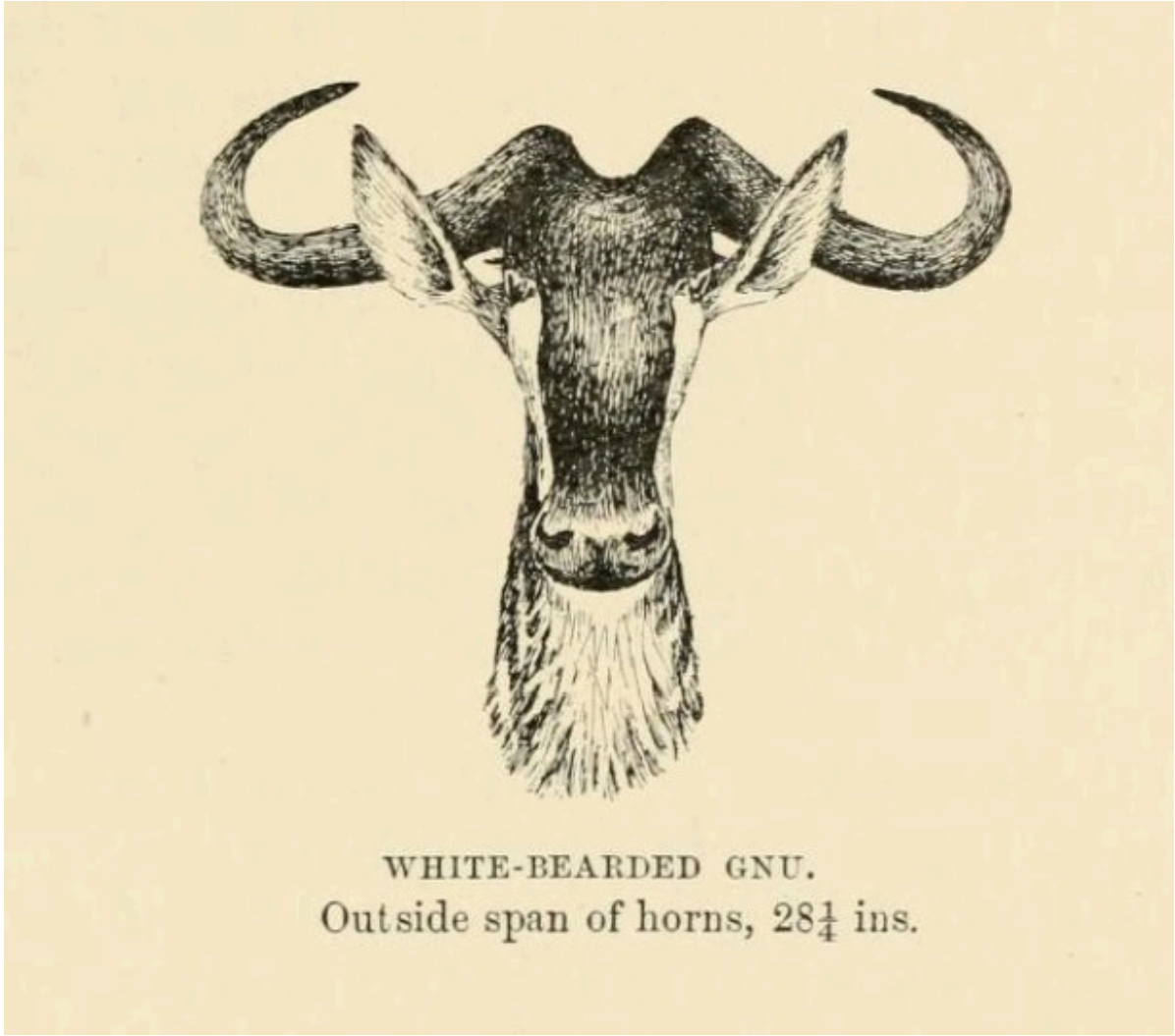
Dies war das erste Mal, dass ich während dieser gesamten Expedition ritt, und als ich unter das Wild kam, bemerkte ich sofort: (1) dass das Wild von einem berittenen Mann weniger Notiz nahm als von einem Jäger zu Fuß, und (2) dass die Entfernungsschätzung aus der vorteilhaften Höhe des Sattels einfacher und genauer war. Ich war kaum eine

Meile geritten, als ich mich zwei erstklassigen Kuhantilopenbullen viel näher befand, als ich es bei all meiner anstrengenden Jagd zu Fuß jemals gewesen war! Sie standen mit erhobenen Köpfen und beobachteten mich, zeigten aber ansonsten keine Anzeichen von Beunruhigung. Als ich eine (völlig korrekt) auf 125 Yards geschätzte Entfernung erreichte, glitt ich aus dem Sattel und streckte beide Bullen mit jeweils einer einzigen Kugel nieder. Der zweite kam bald wieder auf die Läufe und zog, obwohl er eine weitere Kugel erhielt, langsam etwa 500 Yards davon, wo er sich nieder tat. Ich konnte gerade noch seine winkligen, klammerförmigen Hörner über einer Bodenerhebung sehen, ganz in der Nähe von dort, wo wir standen, und beschloss daher, ihn steif werden zu lassen, während wir den ersten abhäuteten.

Für den Fall, dass es grausam erscheinen mag, ein Tier so in seinem Schmerz zu lassen, antworte ich, dass dies der sicherste Plan war, ihn zur Strecke zu bringen und so seine Qual zu beenden. Einem frisch verwundeten Tier auf den Fersen nachzujagen, ist ein sicherer Weg, es zu verlieren.

Mit Verdruss beobachteten wir eine halbe Stunde später, dass sich zwölf neue Tiere dem verwundeten angeschlossen hatten und alle dreizehn auf den Läufen waren. Hamisis scharfes Auge rettete jedoch die Situation, denn er verlor nie den dunklen Fleck auf der hell gefärbten Keule des verwundeten Bullen aus den Augen, und bald erlegte ich ihn mit einer Kugel in den Träger auf 180 Yards. Die drei an diesem Morgen erbeuteten Bullen waren alle erstklassige Exemplare von *Bubalis cokei*; ihre Hörner maßten jeweils 17 7/8, 17 1/2 und 16 7/8 Zoll. Die Auslage variierte von 11 bis 13 Zoll und der Basisumfang von 8 7/8 bis 9 Zoll. Gewicht geschätzt auf jeweils 300 bis 350 lbs.

Es war nun 7:45 Uhr; ich ließ also einige „Boys“ zurück, um das Fleisch und die Häute hereinzubringen, und ritt weiter auf die Gnus zu, die noch zwei Meilen entfernt waren. Bald erblickten wir sie, wie sie jenseits einer weiten grasbewachsenen Senke ästen. Doch was war meine Enttäuschung, als ich beim Vorrücken feststellen musste, dass in jener Senke die Uganda-Bahn verlief, die an diesem Punkt die Grenze des Wildreservats markiert – und alles dahinter war unantastbar!



WHITE-BEARDED GNU.
Outside span of horns, 28¼ ins.

Für einen Moment gebe ich zu, die Situation mit gemischten Gefühlen betrachtet zu haben, die man sich vorstellen kann. Ein Moment der Reflexion und die gesetzestreue Tradition siegten; außerdem bin ich doch Mitglied der Gesellschaft zur Erhaltung der Fauna des Empire, die (trotz des Handicaps eines langwierigen Titels) hart daran arbeitet, bedrohte Kreaturen zu schützen und die Bereitstellung genau solcher Schutzgebiete zu sichern, wie jenes, das nun mir und meinen brennendsten Bestrebungen gegenüberstand.

Nach einer längeren Inspektion mit dem Fernglas ließ ich die Gnus in Frieden, jedoch mit dem Entschluss, in einem anderen Jahr zu den wunderschönen Ebenen des Athi River zurückzukehren.

Mit meinem letzten Schuss in Afrika erlegte ich eine Thomson-Gazelle und erreichte den Bahnhof Athi River rechtzeitig, um die Gewehre zu reinigen und zu verpacken und ein letztes Frühstück im Freien zu genießen, bevor der Zug um 12:30 Uhr mich küstenwärts trug. Ich hatte bis Kiu einen Reisebegleiter in Mr. J. Donald, den wir sechs Wochen zuvor getroffen hatten. D. hatte gerade unter folgenden Umständen einen Löwen am Athi erlegt: Er hörte vor der Dämmerung ein Brüllen, brach sofort auf und hörte es nach Tagesanbruch erneut. Der Löwe war eine halbe Meile entfernt und bewegte sich über die Ebene. Als er einen Ameisenhaufen erreichte, von dem aus er das Tier in Schussweite zu finden hoffte, spähte D. vorsichtshalber zuerst um die Schulter des Hügels, und dort, ganz nah, erblickte er den Löwen, der sich auf ihn zu duckte – tatsächlich beschlich einer den anderen. Der Löwe hatte die kriechende Gestalt eines Mannes für irgendein niedrig ziehendes Wild gehalten – wahrscheinlich ein Warzenschwein. Eine .303-Kugel knapp unter die Lichter klärte die Frage.

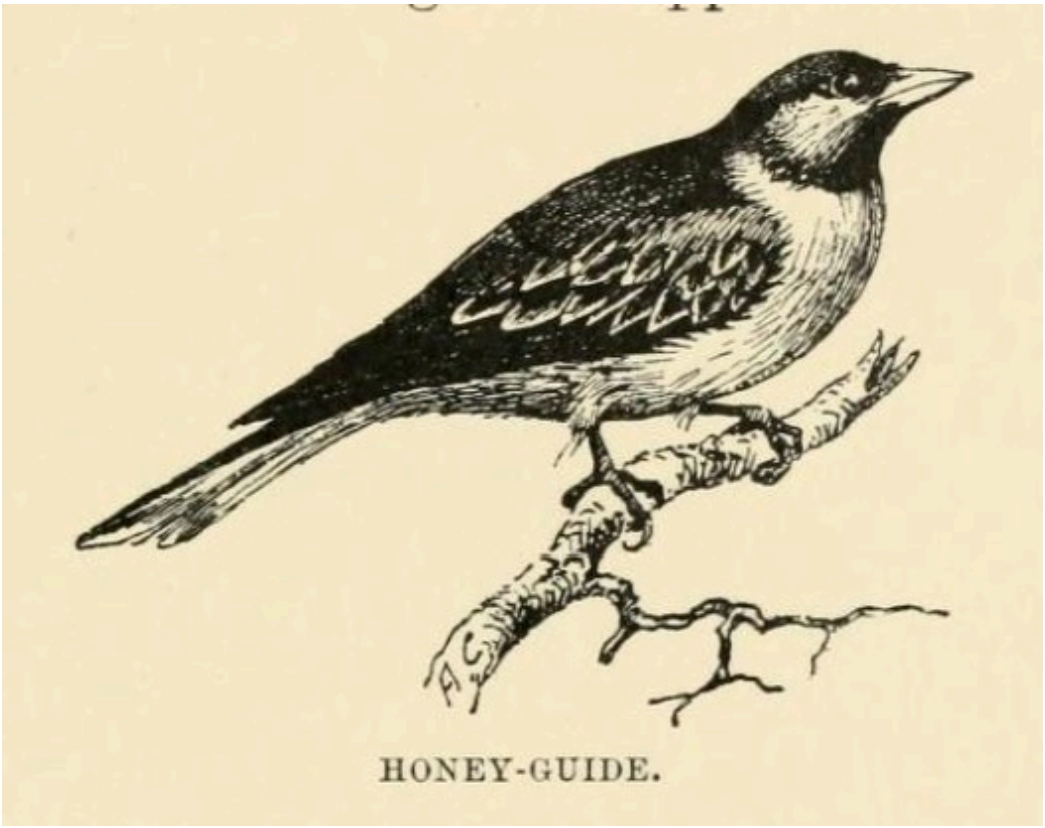
Nachdem ich Mombasa am 22. September mit dem Dampfer *Kanzler* der Deutschen Ost-Afrika Linie verlassen und in Aden auf die *Marmora* der P. and O. umgestiegen war, erreichte ich die Heimat und fischte bereits genau drei Wochen nach meinem letzten Schuss im äquatorialen Afrika in Northumberland nach Lachsen.

KAPITEL XVIII

EIN MONAT AM ATHI RIVER

(II) IM JANUAR UND FEBRUAR 1906

Fünfzehn Monate später, nämlich gegen Weihnachten 1905, kehrten wir nach Ostafrika zurück und begannen in diesem Jahr unsere Unternehmungen in den Athi-Ebenen. Von Nairobi aus reitend, lagerten wir am ersten Abend am „Nine-Mile Spruit", wo Schnepfen im Überfluss vorhanden waren, ebenso wie große Frankoline (*Scolopax nigripennis* und *Francolinus uluensis*); und W.



HONEY-GUIDE.

feuerte den ersten Schuss der Expedition auf Pelikane ab. Wir erreichten den Athi River, oberhalb von „Lone-Tree", am folgenden Tag.

Obwohl das ostafrikanische Streifengnu oder weißbärtige Gnu (*Connochoetes albojubatus*) immer noch ein Hauptziel bildete, hatte uns inzwischen unser Selbstvertrauen – oder Stolz, was auch immer es war – dazu veranlasst, den Löwen an die Spitze unseres Programms zu setzen. Die Löwin hatten wir bereits erlegt: Der Löwe bildete nun unsere erste Ambition.

Die höheren Plateaus der Athi-Ebenen fallen gewöhnlich in einer Reihe von zerklüfteten Stufen zu den tieferen Ebenen am Fluss ab; aber dieser Abfall beschränkt sich an dem von uns gewählten Punkt auf einen einzigen Abhang, ziemlich schroff und 200 bis 300

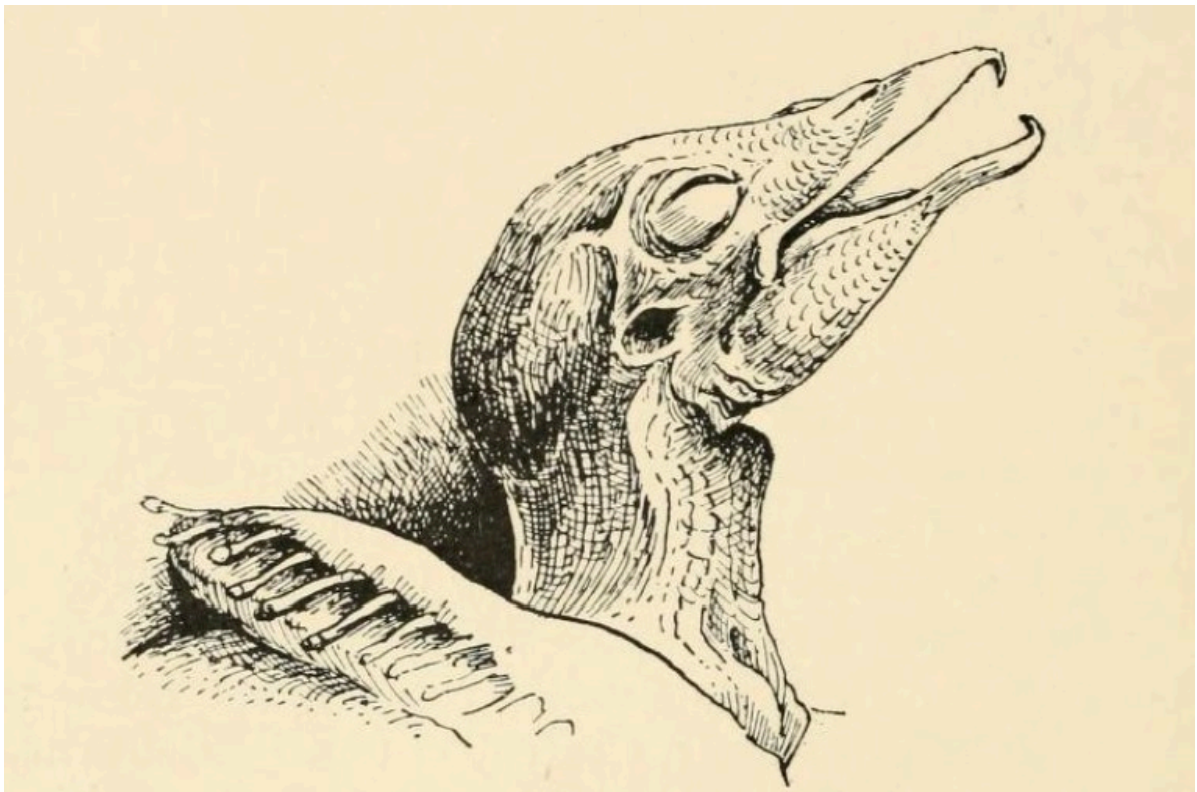
Fuß hoch. In Abständen von ein oder zwei Meilen ist das Antlitz dieses Abhangs quer durch tiefe und schmale Schluchten zerfurcht, die während des Regens Wasserläufe bilden, welche das höhere Umland entwässern, und die zu dieser Jahreszeit auch einen bevorzugten Unterschlupf für Löwen bieten.

Vier oder fünf solcher Schluchten lagen in Reichweite unseres jetzigen Lagers, während viele weitere durch Verschieben der Position entlang des Flusses zugänglich waren.

Nun, obwohl Löwen am Athi im Überfluss vorhanden sind, ist der Löwe weder dort noch sonst wo eine leichte Beute – ganz im Gegenteil. Das Element des Glücks spielt eine große Rolle. Sowohl in Süd- als auch in Ostafrika können Männer Jahre verbringen und doch niemals die Chance haben, einen Löwen zu sehen, geschweige denn zu schießen. Ein Neuling hingegen mag in seiner ersten Woche auf eine „leichte" Chance stoßen. Es gibt hier ein System, durch das der Erfolg ziemlich sicher gemacht werden kann, worauf ich später zurückkomme.

Die erste Schlucht, die wir versuchten, beherbergte einen Löwen. Wir zwei lagen an ihrer Mündung im Hinterhalt und hatten etwa fünfundzwanzig Treiber um die Flanke geschickt, mit der ausdrücklichen Anweisung, am äußersten Kopf der Schlucht hineinzugehen. Stattdessen hatten sie begonnen einzudringen, als sie erst auf halbem Weg oben waren. Von meiner Position aus (wir kontrollierten den Ausgang auf gegenüberliegenden Seiten) sah ich diesen faulen Zug und unterband ihn sofort.

Das Unheil war jedoch bereits angerichtet. Der Löwe lag nicht weit unterhalb des Kopfes der Schlucht, und obwohl er ruhig blieb, bis die Treiber auf 100 Yards herangekommen waren, hatte er den vorherigen falschen Zug vollauf erkannt; und anstatt den direkten Weg das Tal hinunter zu nehmen, sprang er die steile Böschung im Süden hinauf und gewann das Tafelland darüber.



HEAD OF NESTLING *Indicator variegatus* (SCALY-THROATED HONEY-GUIDE) SHOWING THE "FORCEPS" ON MANDIBLES.

Ein berittener Somali-Jäger, den ich im Hintergrund platziert hatte für die Chance, dass er den Löwen zum Stehen reiten könnte, lieferte ihm eine kleine Verfolgungsjagd, aber der Boden war schlecht und der Vorsprung zu groß.

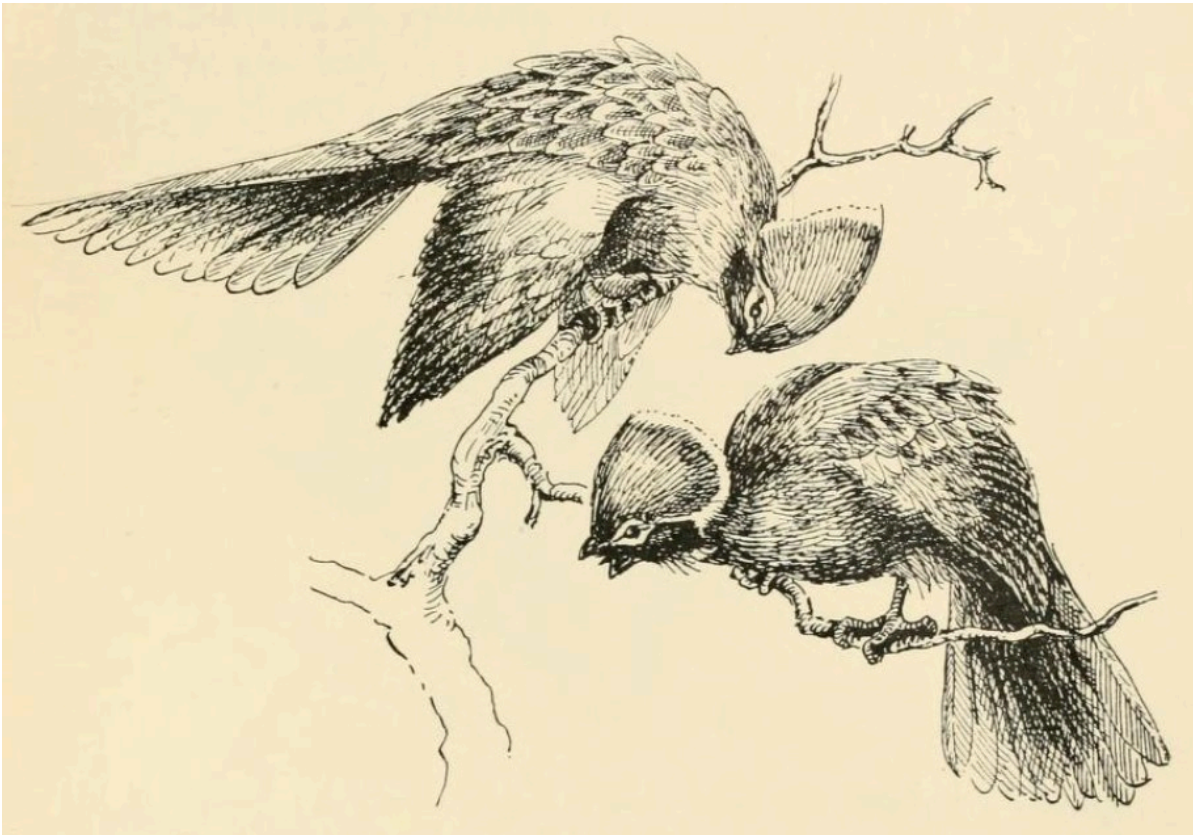
Nach diesem Misserfolg ging immer ein Schütze mit den Treibern – oder vielmehr 100 Yards voraus –, während der andere am Ausgang jeder Schlucht postiert wurde.

Es war eine aufregende Arbeit für den vorderen Schützen, vor jedem dichten Buschwerk oder aufgetürmten Felsenhaufen zu stehen – oft, wenn zwei solcher Schlupfwinkel gleichzeitig getrieben wurden –, während die Menge johlender Wilden von oben oder hinten herbeiströmte und Steinhagel krachend durch das Dickicht nach unten sauste. Viele dieser Schluchten hatten zudem einen höchst „löwenartigen" Geruch, der ständig den Glauben weckte, der König der Tiere sei ganz nah. Doch dieser Duft war eine Täuschung, die von einem aromatischen Strauch herrührte.

Während der drei Wochen am Athi trieben wir Dutzende dieser Schluchten durch, aber außer bei jenem allerersten Treiben sahen wir das begehrte Tier nie wieder bis ganz zum Schluss. Dann sprang eine Löwin vor W. auf (der bei den Treibern war), verschwand inmitten buschbewachsener Felsen, und da sie auf der unteren Seite, wo ich sie erwartete, nie erschien, war sie offensichtlich zwischen den Felsen in Deckung gegangen, von wo es uns nicht gelang, sie aufzuscheuchen.

Wir scheuchten natürlich reichlich anderes Wild auf, wie Chanler-Riedböcke, Ducker, Dikdiks, Steinböckchen und Schweine. Bei einer Gelegenheit sprangen aus einigen riesigen, zinnengekrönten Felsen, die von schwerem Buschwerk erstickt waren und inselartig im Hals einer Schlucht aufragten, sieben Hyänen innerhalb von fünfzig Yards hervor. Für einen Moment dachte ich, die großen, halb gesehenen Bestien seien endlich Löwen – und ein bisschen zu viele auf einmal. Eine davon rollte durch eine Paradox-Kugel über den Haufen, und an der Mündung der Schlucht gelang W. ein brillanter Schuss auf eine zweite, wobei er eine aus einer Kette von fünf erlegte, die in gut über 300 Yards Entfernung vorbeizogen. Sein erster Schuss war dahinter in den Boden eingeschlagen, aber durch Korrektur des Vorhaltemaßes saß der zweite gut.

Zweimal begegneten wir während dieser Löwentreiben Stachelschweinen.



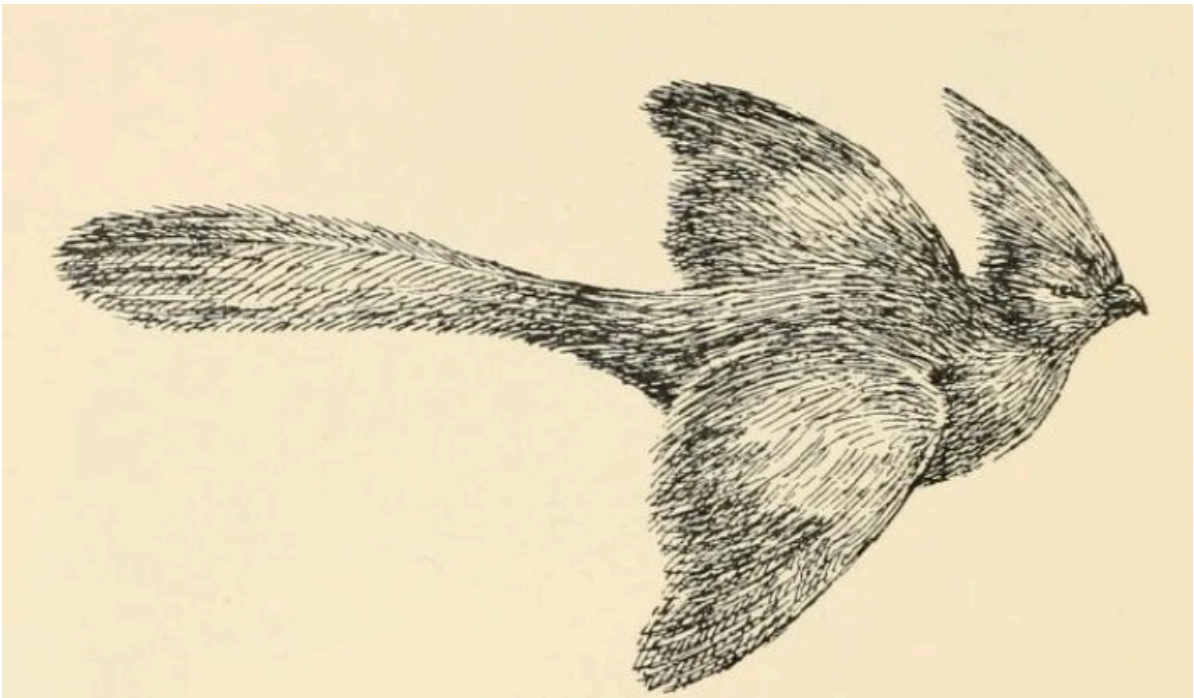
"GO-'WAY BIRDS" (*Turacus corythaix*).
Great loose fluffy things with huge mop-heads and no beaks!

Das erste, ein Männchen, wurde in einer buschgefüllten Donga von Mabruki lebend gefangen – demselben Mabruki, der sich später als Gefahrenquelle herausstellte, aber in dieser Hinsicht immer wunderbar erfahren war; das zweite schaffte es, obwohl völlig umstellt, einem Dutzend flinker Eingeborener auszuweichen und gewann durch eine Reihe von Sprüngen und mit rasselnden Stacheln Zuflucht in einer Felsspalte. Der Magen des erlegten Tieres enthielt lediglich Gras, Samen und andere pflanzliche Stoffe.

Perlhühner und Frankoline rasten die Täler hinunter wie getriebene Birkhähne, und kuriose Nachtschwalben (*Cosmetornis vexillarius*, die Ruderflügel-Nachtschwalbe) huschten auf und tauchten zurück ins Gestrüpp, während unsere gewöhnlichen englischen Schwalben die Luft füllten. Diese waren ständige Begleiter und schnappten in unserem Windschatten die Insekten auf, die von den Treibern aufgescheucht wurden. Andere kleine britische Vögel, die im Januar am Äquator beobachtet wurden, waren Steinschmätzer, Baumpieper sowie Schaf- und Gebirgsstelzen.

Bemerkenswert waren auch die großen Uhus, die lautlos vor den Treibern das Tal hinuntersegelten – große, gesprenkelte Gesellen, grau und schwarz (*Bubo maculosus*), die auf einem Felsblock landeten und dort saßen, mit dem Schnabel klapperten und scheinbar geneigt waren, das Eindringen übel zu nehmen, wenn man sie aus der Nähe entdeckte. Entweder diese Eulen oder der noch größere und sehr ansehnliche *Bubo lacteus* waren für höchst unirdisches „Huhu-Schreien" verantwortlich, das wir zeitweise hörten und das die Mitternachtsechos aufschreckte. Es gab auch zwei Arten von Adlern: Der größere, hellbrüstige mit breitem Schwanz und kurzen, abgerundeten Flügeln war der Kronenadler (*Spizaetus coronatus*), eine grimmige und kraftvolle Spezies, die prächtige Stöße auf unsere aufgeschreckten Perlhühner ausführte – diese entkamen jedoch, indem sie Hals über Kopf ins Gestrüpp stürzten, während der Adler mit einem kleinen wilden Schrei des Verdrusses elastisch nach oben schwang. Der eigentliche „Stoß" war ein herrlicher Anblick – die Flügel wurden allmählich an der Schulter eingezogen, bis der

große Vogel einer Pfeilspitze ähnelte, und man hörte das Rauschen der Luft auf eine Viertelmeile (siehe S. 224). Dieser Adler hatte die Kraft, seinen Vorstoß sofort abzubrechen, wenn er sah, dass sein ursprüngliches Ziel nicht getroffen wurde; dann, nach einem sekundenlangen Verharren, den Angriff auf einer anderen Linie zu erneuern. In Somaliland, so erzählten uns unsere Jäger, tötet dieser Adler ihre Ziegen und greift auch junge Antilopen und Gazellen an.



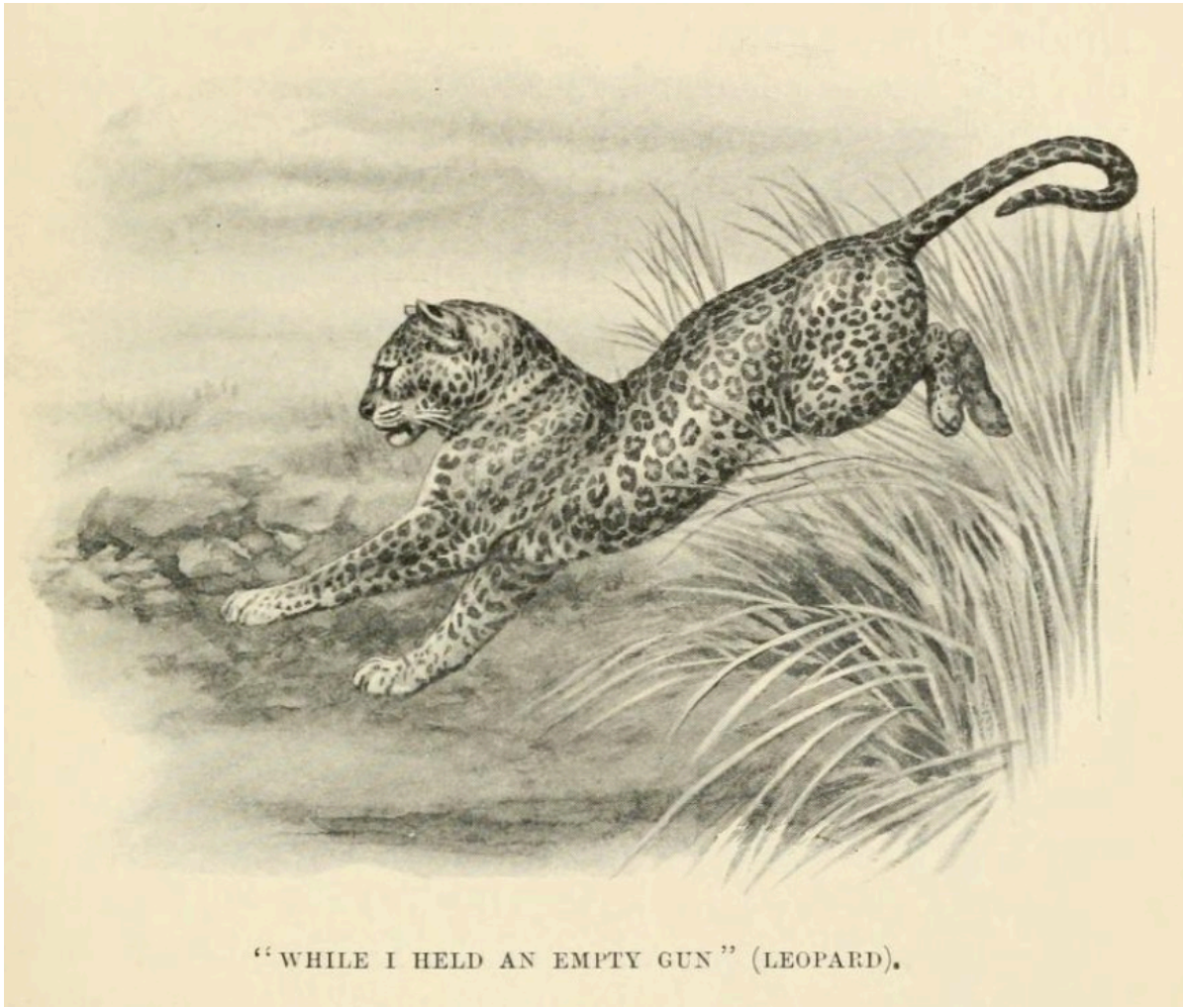
TURACUS CONCOLOR.

Eines Tages, während wir in einer Höhle vor der Mittagshitze Schutz suchten, landete ein Paar dunkel schokoladenbrauner Adler mit auffälligen weißen Handschwingen, nachdem sie kreischend über uns gekreist waren, auf der gegenüberliegenden Felswand, keine achtzig Yards entfernt, und ich genoss es, sie fast eine Stunde lang vis-à-vis zu beobachten. Sie hatten schwarze Nackenschöpfe von gut einem Fuß Länge, die sich im Wind hoben und wehten. Dies waren *Lophoaetus occipitalis*, die Schopfadler.

Man neigt dazu, während jener Mittagsruhe im Veld seltsame Nachbarn zu finden – manche gänzlich unerwünscht, wie Skorpione und große Tausendfüßler mit Hakenklauen von einem halben Fuß Länge; andere kurios, wie die Gottesanbeterin, unzählige Stabheuschrecken, Nashornkäfer und sortierte *Coleoptera* in verschiedenen Größen, dazu Ameisen und behaarte Spinnen und andere wunderliche Formen. Sie mögen harmlos sein – oder auch nicht; aber da sie unbekannt sind, neigen sie dazu, ein vorübergehendes Unbehagen zu verursachen, wenn man sie an der eigenen Person entdeckt. Zum Beispiel muss es einem einen Schauer über den Rücken jagen, wenn man plötzlich dem kalten grünen Auge einer großen Eidechse begegnet, die einen aus einer Felsspalte in weniger als einem Fuß Entfernung unentwegt mustert. Eines Tages, in einem Hain am Athi, erregte ein wiederholtes Klappen, Klappen Aufmerksamkeit, und dort, aufrecht gegen einen grauen Stamm gepresst, saß die winzige graue Eule, deren Porträt hier grob reproduziert ist. Kornweihen, sowohl die blauen Männchen als auch die „Ringelschwänze“, durchstreiften paarweise das offene Veld, und auf abgebranntem Boden labten sich Scharen von Weißstörchen an versengten Grashüpfern und Heuschrecken. Bei ihnen waren andere, kleinere und von dunklerem Gefieder, die ich zuerst für Schwarzstörche hielt. Es waren jedoch *Ciconia abdimii*. Schwarze Milane (*Milvus korschun*) waren bis Mitte

Februar im Überfluss vorhanden, als sie abzogen und nur ihren gelbschnäbeligen Cousin, *M. aegyptiacus*, zurückließen, um als Aasfresser um unsere Lager zu ziehen.

Die trockenste, karge Ebene bildete ein Winterquartier für vier Watvögel, namentlich – den asiatischen Mornellregenpfeifer, den Sandregenpfeifer, den Alpenstrandläufer und die Brachschwalbe. Letztere sprangen in Trupps von dreißig oder vierzig ganz in der Nähe auf und ließen sich nach kurzem Flug alle zusammen im drahtigen Gras nieder. Ich war enttäuscht, keinen Rennvögeln zu begegnen – Vögel, die ich nie gesehen habe und von denen hier mehrere Arten existieren.



"WHILE I HELD AN EMPTY GUN" (LEOPARD).

Lerchen waren eine auffällige Gattung, und eine kleine Gruppe war mir völlig neu – die Buschlerchen (*Mirafra*), klein und untersetzt, mit kurzen abgerundeten Flügeln. Am 4. Februar fand ich ein Nest einer dieser rotschwingigen kleinen Vögel, wahrscheinlich *M. athi*, das ein frisch geschlüpftes Küken enthielt. Es lag auf nacktem Boden, leicht geschützt durch einen niedrigen Felsen. Den Sekretär beobachteten wir bei verschiedenen Gelegenheiten; aber diese, ebenso wie Trappen, Kraniche usw., wurden, glaube ich, bereits erwähnt.

Nachdem zwei Wochen harter Arbeit nicht einmal den Anblick eines weiteren Löwen hervorgebracht hatten, entschieden wir uns, neues Gelände zu versuchen.

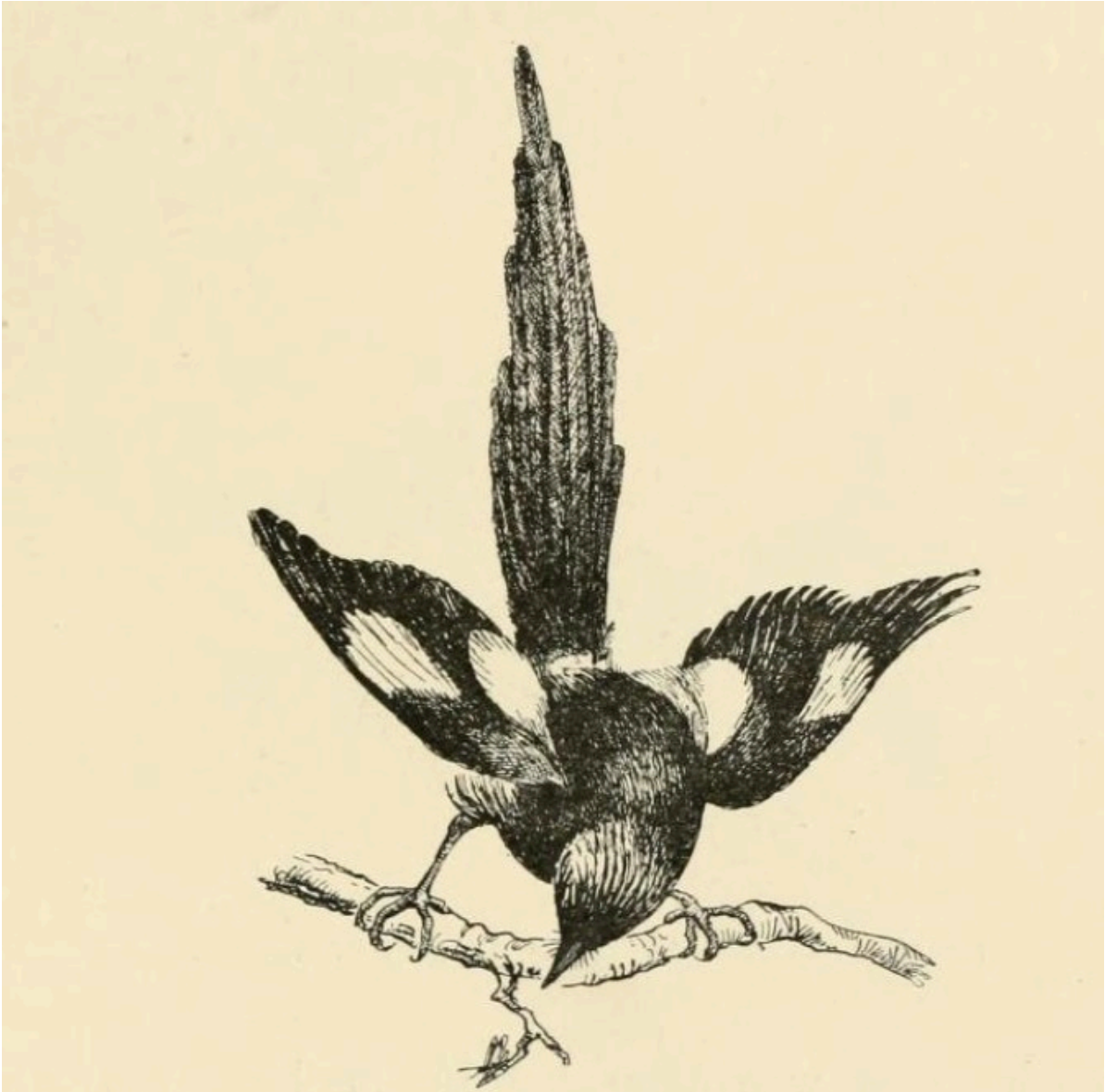
Östlich des Athi erheben sich die Gebirgszüge von Lukenia mit zahlreichen vorgelagerten Koppies – höchst „löwenartige" Orte mit prächtigen schattigen Höhlen, von denen viele deutliche Beweise (in Form von lohfarbenem Haar usw.) für ganz junge Besiedlung zeigten. Löwen liegen tagsüber nicht in den kalten Nischen dieser Höhlen, sondern ganz offen unter überhängenden Felsplatten davor. Wo diese „Betten" den vollen Strahlen der

Nachmittagssonne ausgesetzt waren, fand sich immer ein zweites Lager ein paar Yards entfernt – um eine vorspringende Ecke herum, die Schutz vor der Mittagshitze bot. In der Nähe dieser Höhlen lagen selten Knochen – außer freilich jene von Mäusen, Überbleibsel von Eulen und Turmfalken, die ebenfalls die Felsen frequentieren. In einer Löwenhöhle wuchs ein wilder Feigenbaum.

Wir bearbeiteten all diese Koppies meilenweit entlang der Lukenia-Kette, beschlichen manchmal bestimmte Lager, deren Lage bekannt war, „trieben" zu anderen Zeiten große, aufgetürmte Felsenhaufen durch oder versuchten durch Grasfeuer, heimliche Bewohner auszuräuchern. Wir trieben Schakale und unzählige Klippschliefer heraus, aber nie einen Löwen. Manchmal, wenn man merkte, dass ein Tier an dem Ausgang herauskam, an dem man Wache hielt, war es fast eine Erleichterung festzustellen, dass es „nur ein Schakal" war!

Anfang Februar – nachdem wir zwischenzeitlich eine Expedition zum Stony Athi abgeschlossen hatten – kehrten wir zum Hauptfluss zurück und versuchten erneut alle Löwen-Schluchten und Koppies, einschließlich vieler neuer Stellen; aber alles erwies sich wieder als ergebnislos.

Rein als Löwenjäger betrachtet, waren wir gescheitert, denn es war kein einziger Schuss abgefeuert worden. Aber das intensive Interesse erlahmte nie, und es wurden Erfahrungen hinsichtlich der Aufenthaltsorte und Gewohnheiten von Löwen gesammelt, die sowohl unser Scheitern erklären als auch zukünftigen Bemühungen zugutekommen können.



SOCIABLE SHRIKE (*Urolestes melanoleucus*).

Es ist während der Regenzeiten, dass Löwen den Schutz der beschriebenen Schluchten oder Felsen suchen. Im November und Dezember waren hier mehrere Löwen durch genau die gleichen Operationen geschossen worden. Zu jener Jahreszeit muss man natürlich ein geringes Fieberrisiko eingehen; aber das ist die Zeit, um Löwen in diesen Schluchten zu bekommen. Wir, die wir unsere Ankunft auf Weihnachten (wenn die Regen aufhören) legten, waren zu spät – zumindest für den Löwen. Denn dieses Tier benötigt während der Trockenzeit keinen Unterschlupf und begnügt sich damit, tagsüber im offenen Gras oder in jeder geringen Deckung zu liegen, die die Prärie bietet – wie etwa die Schilfbetten, wo schweres Rohr Schatten vor der Sonne spendet und es darunter dann trocken ist.

Die Erkenntnis dieses grundlegenden Fehlers in unserer Taktik dämmerte uns zuerst bei der Begegnung mit einem Mann (Mr. Hill), der damit beschäftigt war, junge Strauße einzufangen, um eine Straußenfarm aufzubauen. Löwen, so erzählte er uns, seien bei seiner Arbeit ein ernstes Ärgernis: da er fast täglich im offenen Veld auf sie stoße. Manchmal zogen sie sich friedlich zurück; andere nahmen es übel, gestört zu werden, und da er keine Waffe außer einem Revolver trug, musste er sich so gut wie möglich aus dem Staub machen. Dieses „Einfangen“ von Straußen ist übrigens so ziemlich der heißeste Job, den ein weißer Mann (ursprünglich weiß, da auf H. keine Spur dieser Farbe überlebt

hatte) übernehmen kann. Der Prozess, einen jungen Strauß müde zu reiten, obwohl er kaum größer als ein Truthahn ist, nimmt fast einen ganzen Tag harten Reitens in Anspruch; und wenn der Straußenjäger zusätzlich vielleicht zweimal die Woche einen angreifenden Löwen ausreiten muss, kann die Beschäftigung als anstrengend bezeichnet werden.

Der notierte Vorfall gibt einen klaren Hinweis darauf, wie der Erfolg bei der Löwenjagd während der Trockenzeit gesichert werden kann. Für einen Mann zu Fuß ist auf einem so grenzenlosen Veld die Chance fast hoffnungslos: Für einen berittenen Jäger erweitert sich diese Chance unendlich. Durch weites Reiten bei jeder Morgendämmerung – oder noch schneller durch das Aussenden berittener Somalis in verschiedene Richtungen – werden Löwen früher oder später dabei entdeckt, wie sie in ihre Tageslager zurückkehren; oder falls das misslingt, wie sie darin liegen. Dann können sie in jedem Fall, oder wie auch immer sie gefunden werden, durch geschicktes Reiten „festgehalten" werden – freilich nicht ohne Risiko oder aufregende Zwischenspiele, in denen Jäger und Gejagter abwechselnd die Rollen tauschen.

BUSH-SHRIKE (*Dryoscopus nandensis*)—*Ibis*, 1901.

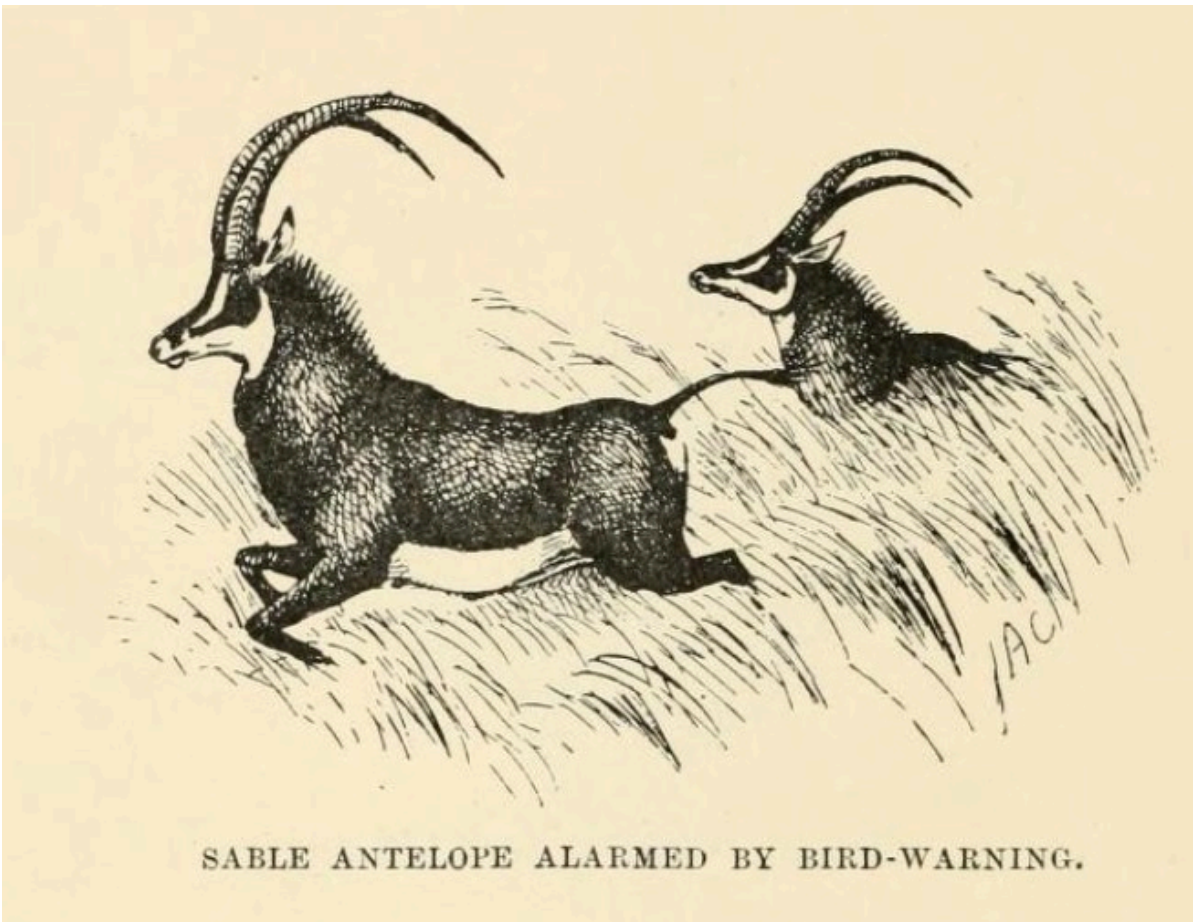
Sobald ein Löwe oder Löwen merken, dass der verfolgende Reiter schneller ist als sie, sich aber dennoch weigert, heranzukommen; ebenso, dass sie ihrerseits nicht in der Lage sind, das fliehende Pony einzuholen, werden sie absichtlich haltmachen, sich entweder ins Gras legen oder wie so viele riesige Hunde auf ihren Hinterteilen sitzen. Sie bieten dann ein Ziel für das Gewehr; notwendigerweise jedoch aus der Entfernung, da es offensichtlich gefährlich ist, auf weniger als etwa 200 Yards heranzugehen – denn ein Löwe hat auf kurze Distanz eine beachtliche Geschwindigkeit. Es wird auch kein einfacher Schuss sein, denn das harte Reiten wird die Hand für präzises Schießen auf große Entfernung nicht ruhiger gemacht haben.

Klarerweise sind nützliche Jagdponys eine erste Voraussetzung, wenn die geringste Verzögerung beim Aufsitzen eine Katastrophe bedeuten kann; die Verfolgung setzt zudem ein gewisses Maß an reiterlichem Können voraus, das in unserem eigenen Fall leider völlig fehlte.

Eine noch wissenschaftlichere Entwicklung der Jagdkunst ermöglicht es, die Anwesenheit von Löwen in großer Ferne durch die Bewegungen oder die Position des Wildes in der Ebene zu erkennen. So verdient eine weite Lücke inmitten von Wild, das ansonsten regelmäßig verteilt ist, Aufmerksamkeit. Dies mag zwar rein zufällig sein – wahrscheinlicher jedoch nicht; möglicherweise wird die Lücke durch Hyänen verursacht, die eine Aas-Mahlzeit beenden. Aber es lohnt sich immer festzustellen, ob ein breiter freier Raum nicht durch den verräterischen Geruch von Löwen geräumt wurde, die luvwärts davon liegen.

Es gibt natürlich neben den Löwen reichlich anderes Wild am Athi. Wir beobachteten zum Beispiel Wasserböcke, die jeden Morgen bei Tagesanbruch zum Äsen auf das an den Fluss angrenzende offene Veld herauskamen. Dies waren die gewöhnlichen „weißringigen“ Wasserböcke, und ein Bulle im Besonderen schien einen recht ansehnlichen Kopf zu tragen; aber als er von W. geschossen wurde, maßten seine Hörner nur 22,5 Zoll, bei 8,5 Zoll Basisumfang und 12 Zoll zwischen den Spitzen. In Ostafrika erreicht diese schöne Antilope niemals die Maße, die weiter südlich erzielt werden.

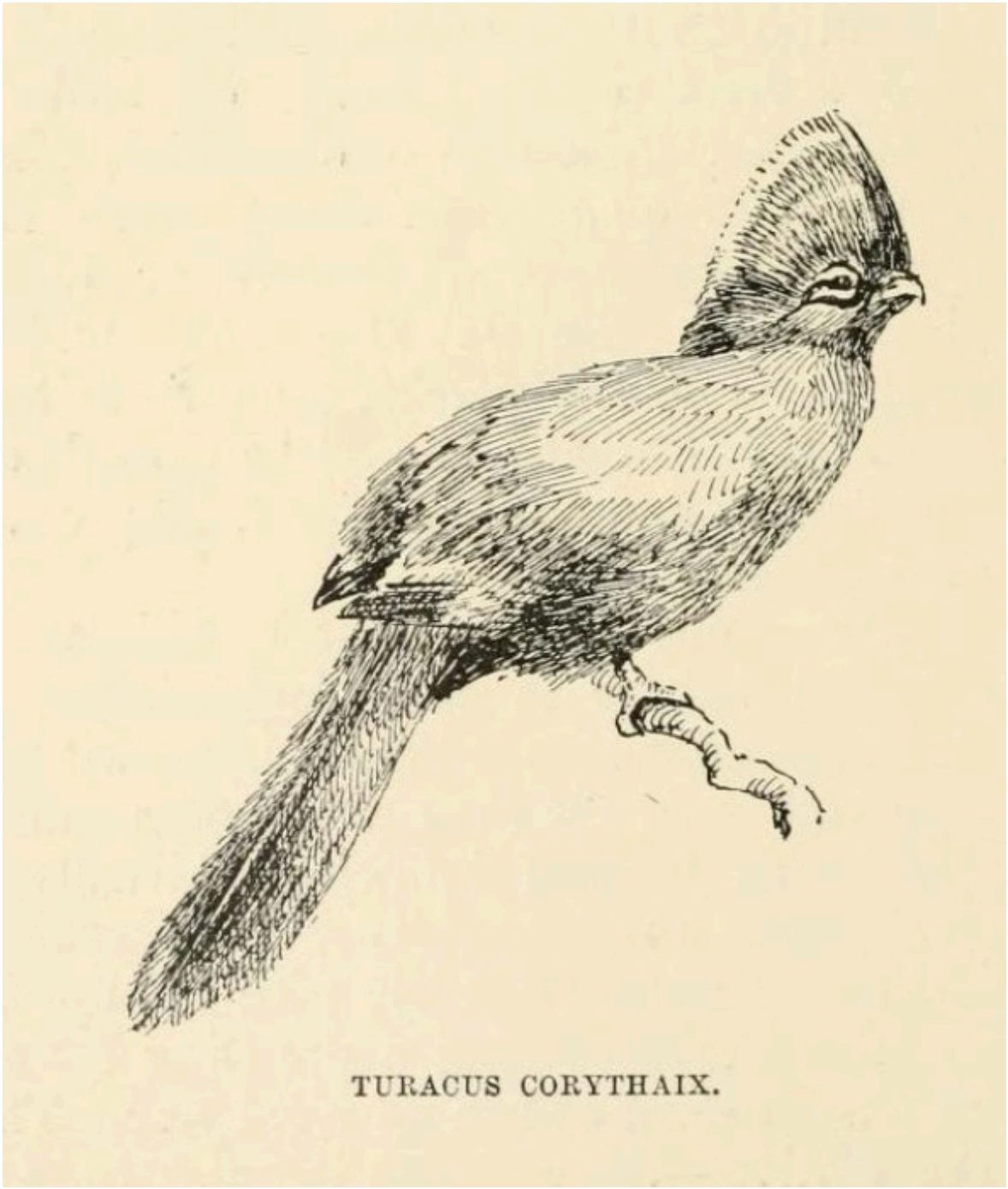
Es war bemerkenswert, dass wir während der ersten Januarhälfte hier weder Zebras noch Gnus sahen – die normalerweise so extrem zahlreich sind. Aber am 20. Januar tauchten einige Zebras auf; mehrere Trupps zeigten sich am folgenden Tag, und nach diesem Datum wurden sie zahlreich. Die ersten Gnus – zwei alte Bullen – wurden am 22. Januar beobachtet, aber es vergingen einige Tage, bevor wir weitere sahen. Bis Ende des Monats kamen jedoch täglich neue Trupps herein – alle, wie die Zebras, von Süden her.



SABLE ANTELOPE ALARMED BY BIRD-WARNING.

Unser Hauptlager lag zwischen dem erwähnten Abhang und dem Fluss. Dahinter erhob sich jene schroffe Böschung, die innerhalb einer Meile von der nächsten der finsteren Löwen-Schluchten durchbrochen wurde; während direkt davor der träge Athi dahintrödelte. Seine Ufer, ansonsten offen, gingen hier in Waldgürtel über, und ein tiefer Tümpel unterhalb des Lagers war in dichtes Buschwerk eingebettet, das außen von Bäumen gesäumt war. Dieser unheimliche Tümpel strotzte vor tropischen Szenen. Inmitten einer vielfältigen Bevölkerung beherbergte er, wie wir feststellten, ein Riesenflusspferd und zahlreiche Krokodile. Die hohen Akazien draußen waren mit hängenden Nestern von Weberfinken behangen, Dutzende an einem Zweig – wie eine schwere Ernte von Jargonelle-Birnen; auch im Inneren waren der Busch und die Palmiten, die über das stehende Wasser hingen, beladen mit Nestern, von denen einige fast die Oberfläche berührten. Diese gehörten zu einer anderen Art. Die bereits oben genannte Ruderflügel-Nachtschwalbe war am Flussufer überreichlich vorhanden, huschte vor den Füßen auf, manchmal drei oder vier zusammen, und alle ließen sich wieder nieder, oft auf nacktem Sand, innerhalb eines Dutzends Yards.

Wir verbrachten viele Abende an jenem Tümpel in dem Versuch, das Flusspferd zu erlegen – nicht weniger genussvoll, obwohl das Hauptziel misslang. Das Vogelleben entschädigte dafür. Neben den Webern und einer Unendlichkeit von Tauben, von Eisvögeln, azurblauen und bunten, hauste hier auch der eigenartige Hammerkopf (*Scopus umbretta*), dessen riesiges Nest – eine Anhäufung von Stöcken, die eine Hütte füllen würde – eine Astgabel am Wasser belastete. Kleine Kormorane (einige dunkel, andere hellbrüstig) und jene außergewöhnlichen Vögel, die Schlangenhalsvögel, mit übertriebenen schlangenähnlichen Hälsen, saßen auf herausragenden Baumstümpfen oder tauchten in undurchsichtige grüne Tiefen. Die Schlangenhalsvögel zeigten ebenfalls verschiedene Farbtöne: dennoch gehören alle zu nur einer Art, *Plotus rufus*. Diese Vögel besaßen eine gemeinsame Brutkolonie ein oder zwei Meilen weiter flussaufwärts; ihre Nester waren massenhaft auf niedrigen Weiden und überhängendem Buschwerk verteilt, während die hohen überwölbenden Bäume darüber von einer Reiherkolonie besetzt waren. Letztere Gemeinschaft umfasste sowohl Purpurreiher, Schwarzhalsreiher als auch Nachtreiher; während ein großes, separates Einzelnest, wie ich vermute, einem Paar Nimmersatte gehörte, die immer in der Nähe gesehen wurden. Die Kuhreiher unterhielten ein eigenes Etablissement – inmitten von Dornbäumen in einer felsigen Schlucht nahe „Lone-Tree“. Zu diesem Zeitpunkt nistete natürlich keiner dieser Vögel tatsächlich.



TURACUS CORYTHAIX.

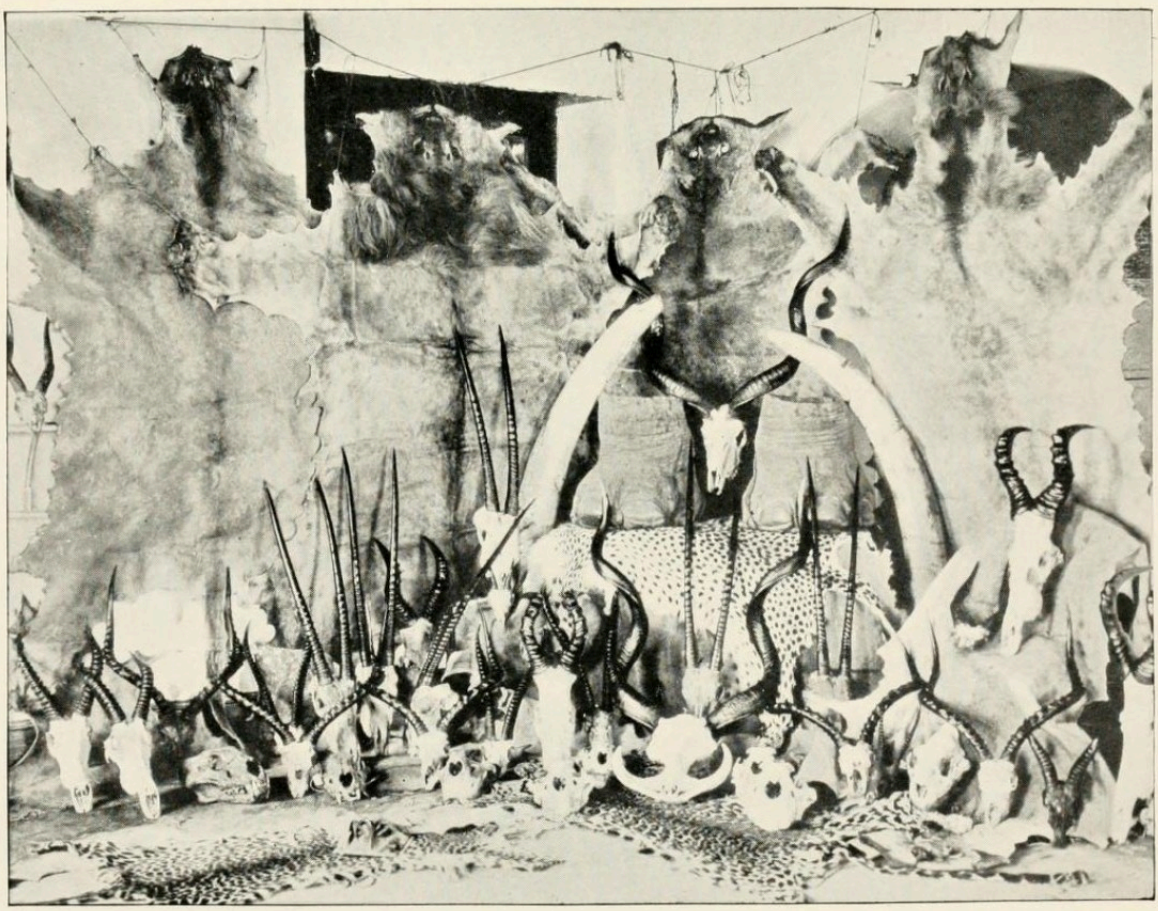
Unser dickhäutiger Freund besiegte uns (obwohl sein Stützpunkt nur 250 Yards lang war), indem er niemals über Wasser auftauchte, außer unter dem dichten Saum des überhängenden Dschungels, der weit über beide Ufer hinausragte. Auch Krokodile sind nicht leicht zu entdecken, so wenig zeigen sie über Wasser, und so absolut passt sich ihre schleimige Panzerung in der Farbe den schleimigen Felsen an, auf denen sie liegen. Eines, das wir schlafend überraschten, verschwand, obwohl es gut 12 Fuß lang war, ohne eine Kräuselung zurückzulassen, so sanft glitt es von seiner Platte. Ein anderes Krokodil würgte, als es eine Kugel erhielt, Dutzende kleiner silberner Fische aus.

Während wir schweigend an diesen unheimlichen Tümpeln wachten, bemerkten wir riesige Wasserschildkröten, die aus finsteren Tiefen auftauchten und mit plumpem Winden das Ufer zu gewinnen suchten. Es gab auch große Landschildkröten; zwei, die wir mit nach Hause brachten, messen 24 Zoll über den Rückenpanzer und 19,5 Zoll entlang der flachen Bauchplatte.

In einem anderen waldumschlossenen Tümpel, überwölbt von breitkronigen „Fieberbäumen“, entdeckte Mabrukis wunderbarer Instinkt ein Flusspferd, wo niemand außer einem wilden Auge es sicher hätte erspähen können. Ein großer belaubter Baum war halb über den Fluss gefallen, und unter den versunkenen Ästen dieses Baumes, die alle mit Treibgras und Unrat beladen waren, tauchte das Flusspferd in Abständen zum Atmen auf. Nichts war selbst dann sichtbar außer dem Schnauzenende und dem erhöhten Schädel, und diese verborgen inmitten von Laub und Treibgut. Indem ich mich vorwärts schlich, während das Flusspferd unter Wasser war, erreichte ich einen umgestürzten Baum innerhalb von fünfzehn Yards. Bald tauchte jene unheimliche Erscheinung auf, lautlos und gespenstisch inmitten der Schatten. Ich platzierte ein .450-Vollmantelgeschoss genau auf den Schädel – irgendwohin: denn ein schallendes Krachen folgte, doch kein Wasser spritzte auf, noch war eine Kräuselung zu sehen.

Beachten Sie, dass der Einschlag einer Kugel aus diesen leistungsstarken Gewehren auf Wasser eine solide Säule von zwanzig Fuß Höhe hochwirft und alle Fische im Umkreis von Yards betäubt. Ein Fehlschuss ist daher unverkennbar.

Doch wir sahen jenes Flusspferd nie wieder. So absolut sicher fühlte ich mich, dass es tot sein müsse, dass wir, als wir es am nächsten Morgen nicht treibend fanden, in der Annahme, es müsse von dem umgestürzten Baum unter Wasser gehalten werden, ein drittes Mal am Nachmittag mit Äxten, Seilen usw. zurückkehrten und den Stamm losmachten. Aber nichts erschien. Das Glück von Elmenteita wiederholte sich.



TROPHIES AT BARINGO—SHOT BY G. F. ARCHER.

Es war mir nicht bestimmt, ein Flusspferd zu bekommen: dabei stellt die Unternehmung nicht einen Bruchteil der Schwierigkeit anderer dar, in denen wir erfolgreich waren.

Die Anwesenheit so vieler fischfressender Vögel und Reptilien deutete eindeutig auf Fische hin, und unsere Männer fingen Mengen einer kleinen, häplingartigen Art, oben blassgrün, unten silbern, die gierig einen Köder nahm und an Land gerissen wurde. Obwohl fast geschmacklos, waren Fische als Abwechslung in unserer Veld-Kost willkommen genug. Wir sahen auch andere Fische, viel größere – anscheinend mehrere Pfunde schwer – in den tiefen Tümpeln des Athi.

Die frühen Morgenstunden waren zu dieser Jahreszeit (Januar) kalt, still und neblig mit schwerem Tau. Um neun Uhr setzte eine Brise aus Norden ein, die während des Tages zunahm (manchmal ein halber Sturm am Nachmittag), aber immer der Sonne folgend in der Dämmerung nach Westen drehte. Temperatur bei Morgendämmerung 56 Grad – an einem Tag so niedrig wie 50 Grad; Temperatur am Mittag 80 bis 90 Grad – ein- oder zweimal so hoch wie 98 Grad in unseren Zelten. An vielen Abenden gab es prächtige Darstellungen von elektrischen Blitzen am Himmel, jedoch immer an einer bestimmten Stelle an einem beliebigen Abend.

Eines Nachts, kurz nach dem „Löschen der Lichter", fing mein Zelt Feuer, weil ich unvorsichtigerweise etwas brennende Tabakasche ausgeklopft hatte. Eine halbe Stunde später weckte mich ein erstickender Qualm, und nachdem ich die Lampe wieder angezündet hatte, suchte ich nach der Ursache, als eine Cordite-Patrone zu meinen Füßen losging; meine Khaki-Patronentasche schwelte, und im nächsten Moment schlugen Flammen an der Leinwandwand hoch. Ich rief um Hilfe und machte mich unterdessen mit Stiefeln, Tropenhelm und allem, was gerade zur Hand war, daran, das Feuer auszutreten. Die Nachtwache war schnell zur Stelle und brachte Eimer mit Wasser, und obwohl ich inmitten wiederholter Explosionen von Patronen die Flammen bereits gelöscht hatte, überschütteten die Männer prompt mein Bett und meine Habseligkeiten! Erhebliche Kraft wird durch die Explosion einer Cordite-Patrone entwickelt, selbst wenn sie nicht in einem Lauf eingeschlossen ist, denn mehrere der verbliebenen Patronen waren ausgebeult und verdreht. Die Kugeln derer, die losgegangen waren, lagen jedoch harmlos herum. Beachten Sie, dass sich nach jenem Unfall keine Zecken oder anderes Ungeziefer in meinem Zelt befanden!

Wir fingen während des Januars die Jungen beider Gazellenarten, etwa halb ausgewachsen. Alle Bemühungen, sie aufzuziehen, schlugen jedoch fehl – genau wie es mit unseren jungen Oryx am Baringo geschah.

GREEN MAMBAS.

Frische Kuhmilch ist die erste Voraussetzung, und wir hatten keine – nur Dosenmilch. Die Jungen von *G. thomsoni* sind vertikal gestreift, zebraartig, in einem dunkleren Farbton.

1. Februar. – Ritt heute Abend zu den Khoma Koppies hinaus, um noch einmal alle Löwen-Schlupfwinkel und Höhlen zu untersuchen; aber wieder ohne Erfolg, obwohl das Schauspiel des wilden Lebens, das ich heute Abend genoss, zu den vielen wunderbaren Szenen zählt, die ich in Afrika betrachtet habe. Im offenen Veld unterhalb des Koppies, eine halbe Meile von den nächsten Bäumen entfernt, grasten sieben Giraffen – eine davon ein riesiger schwarzer Bulle. Ich beobachtete sie, wie sie ihre Köpfe ganz nach unten nahmen und ästen – nicht eigentlich auf Gras, sondern, wie ich bald feststellte, auf dem niedrigen Mimosenwuchs inmitten des Grases. Wenn sie ruhig stehen, wird der Hals in derselben Ebene mit dem Rücken nach vorne gehalten, etwa in einem Winkel von 45 Grad zum Boden. Vier Strauße ästen mit den Giraffen, und darunter, näher bei der bewaldeten Donga, sieben Wasserböcke. Ganz in der Nähe stand eine Hyäne.

Außerdem waren von dort aus, wo ich auf dem hohen Koppie saß, drei große Mengen Kongoni in Sicht – Hunderte insgesamt – und mehrere Trupps Zebras, unter die sechs Gnus gemischt waren, während Gazellen beider Arten das Veld sprenkelten. Über mir kreiste ein Paar der großen weißbrüstigen Kampfadler, die ihre ausgestreckten Fänge als Gegengewichte benutzten, um im Wind zu balancieren. Auf dem Koppie dichtbei rannten Klippschliefer über die Felsen, und der Abendhimmel war erfüllt von schwebenden Turmfalken. Ein Gaukleradler, von den Felsen aufgeschreckt, versuchte vergeblich, auf einem Dornenbaum darunter Halt zu finden, und Ketten von Kronenkranichen störten die Stille, als sie mit schallenden Schreien das Tal hinaufzogen.

KAPITEL XIX

AM STONY ATHI

JANUAR–FEBRUAR 1906

Da wir seit dem 18. nachts keinen einzigen Löwen mehr gehört hatten, verlegten wir am 23. Januar unser Lager zum Stony Athi. Während die Safari der Linie der Flüsse folgte, überquerten W. und ich die Lukenia-Höhen, wo wir in einer steilen, felsigen Schlucht eine Hyäne entdeckten, die sich davonstahl.

"GOLDFINCH" AND HIS NEW OWNER.

Nachdem ich durch ein Anpirschen über die Flanke die exakte Stelle erreicht hatte und nichts von dem Tier sah, befürchtete ich, es sei entwischt (obwohl ich nicht sah, wie), und suchte den Boden minütlich ab, als es aus einem nassen Graben in der Senke unter mir aufsprang und den gegenüberliegenden Hang hinaufgaloppierte, von Fleisch auf die doppelte normale Breite aufgebläht. Nachdem ich mit dem rechten Lauf zu hoch geschossen hatte, streckte ich es mit dem linken mausetot, als es in voller Fahrt war, auf 100 Yards. Dies war ein Männchen in seinen besten Jahren und das beste, das ich je gesehen habe; perfekt sowohl in den Zähnen als auch im Fell, Letzteres stark gefleckt, sauber und ohne die geringste Spur von Räude. Länge, entlang des Rückens gemessen, 57,5 Zoll; Gewicht, so vollgefressen wie es war (wir konnten es kaum anheben, um es für sein Foto zu posieren, siehe S. 232), geschätzt auf fast 200 lbs.; Irides dunkel; Innenseite des Mauls, Lippen und Zunge von fahler blauer oder lavendelfarbener Farbe.

Stony Athi, 24. Januar. – Löwen brüllten um 4:00 Uhr morgens herrlich in der Nähe des Lagers, so dass wir bei Tagesanbruch mit zwei Wakamba-Wilden als Führern aufbrachen und eine große Ausdehnung wahrscheinlicher Deckung – Wald, Buschwerk und Schilfbetten entlang des Flusses – untersuchten, aber nichts Größeres als einen Schirrbock sahen. Ich schoss ein Zebra für Fleisch, von dem ein Foto (das Said Hassan und Mabruki auf der rechten Seite zeigt) auf S. 236 wiedergegeben ist, und W., dem dies nicht zusagte, fügte ein „Tommy“ für unsere eigene Messe hinzu. Obwohl schrecklich verwundet, entkam diese kleine Antilope fast, als zwei Schakale die Verfolgung aufnahmen, einer an jeder Flanke, und schließlich das arme verwundete Tierchen wendeten und es direkt auf W. zurücktrieben. Sie erhielten das Aufbruch als ihren Anteil. Die Zebras des Athi sind fast bis zu den Hufen hinunter um die Beine gestreift, wobei das letzte Stück schwarz ist; sie gehören somit zur Unterart oder Form *Equus chapmani*. Ihre Farbe ist, wie bei allen ostafrikanischen Zebras, von reinstem Weiß, die Streifen breit und tiefschwarz.

Am folgenden Tag gelang es mir schließlich, eine Hauptambition zu erfüllen – indem ich meinen ersten Gnu-Bullen der ostafrikanischen Spezies erlegte. Es waren ihrer vier in einem weiten Becken – unzugänglich. Da ich eine gute Auflage auf einem Ameisenhaufen hatte, sah ich mich gezwungen, einen Schuss auf etwa 400 Yards zu versuchen. Kein Geräusch eines Treffers erreichte meine Ohren, aber innerhalb einer Minute hielt eines der vier Tiere an und legte sich nieder, während die anderen weiter hinten anhielten.

OUR HEADMAN (ON EXTREME RIGHT), ELMI TO AUTHOR'S LEFT, ENOCH BEHIND HIM, DEAD LIONESS IN FRONT ESCAPED CAMERA.

Die Bedeutung dessen war unverkennbar; dennoch führte uns jene Hetzjagd über viele mühsame Meilen schattenloser Ebene, bevor das große zottige Tier schließlich kurz vor Sonnenuntergang einer fünften Kugel erlag. Ein Gnu-Bulle ist eine edle Beute; dieser hier war ein ordentliches Durchschnittsexemplar, seine Hörner maßten 22,25 Zoll zwischen den inneren Biegungen. Totgewicht beim Fallen geschätzt auf nahe 500 lbs. Tage und Wochen danach trotzten die Gnus unseren äußersten Bemühungen beharrlich.

Wir sahen heute vier Eland-Antilopen sowie Wasserböcke, Impalas und Warzenschweine – Letztere gefolgt von kleinen Jungen.

Der Löwe erfüllte immer noch unsere Gedanken. Fels-Koppies und Schluchten gleichermaßen waren ergebnislos geblieben; aber es blieb eine andere Ressource – nämlich die Betten aus schweren grünen Schwertlilien, die den Fluss säumen (von den Eingeborenen „Tinga-Tinga" genannt) und von denen die Wakamba uns versicherten, dass sie Löwen beherbergten. Eines der größten davon liegt voll im Blickfeld der Passagiere der Uganda-Bahn – nahe Meilenstein 300 – und direkt daneben, am Stony Athi, schlugen wir unser Lager auf. Hier besetzten wir vor jedem Tagesanbruch Posten, die weite Ausblicke über das Veld boten, und suchten mit dem Fernglas eifrig jedes Tier ab, das sich bewegte, in der Hoffnung, einen herannahenden Löwen zu erkennen; aber keiner erschien. Später versuchten wir, das Tinga-Tinga durchzudrücken – eine Aufgabe, vor der unsere Männer zurückschreckten, bis ihnen für den Erfolgsfall Bakschisch versprochen wurde. Wir drängten uns auch selbst durch die schweren Schwertlilien; aber das war Blindflug, und im Ergebnis sahen wir nicht ein einziges Mal einen Löwen. Sie mochten dennoch dort sein, so dicht und ausgedehnt war die Deckung.

An diesem Punkt war ein oder zwei Jahre zuvor unser Freund Mr. Chalmers Bontein von einem Löwen ziemlich übel zugerichtet worden, den er verwundet hatte und in die Deckung gefolgt war. Eines Abends stürzten unsere Männer, die Brennholz sammelten, herein, um einen Löwen ganz in der Nähe zu melden. Es entpuppte sich als Hyäne; diese Tiere heulten jede Nacht um das Lager.

Unterdessen hatte mich ein doppeltes Unglück ereilt. Von Anfang an war klar gewesen, dass mein Somali-Jäger, Said Hassan (den ich aus Aden mitgebracht hatte), ein Betrüger war. Er war zudem ein arroganter, von sich selbst voreingenommener Esel, der Ärger in der Safari stiftete. Ein wirklich guter Somali ist ein unschätzbarer Assistent beim Pirschen, da ihr geschultes Sehvermögen jede Bewegung des Wildes selbst im Wald oder Busch festhält. Solch einer war mein Elmi Hassan im Jahr 1904, und solch einer war der jetzige Jäger meines Bruders, Ali Yama.

MY FIRST VIEW OF A SABLE BULL. "JUMPED UP WITH A SNORT."

Auf der anderen Seite bestand Saids gesamtes Feldwissen aus einem halben Dutzend Affentricks. Ich schickte ihn daher zurück nach Aden, nachdem ich seine Überfahrt über 4.000 Meilen im Vertrauen auf „Chits" (Referenzen) bezahlt hatte, die er nie verdient hatte. Während des Rests dieser Reise jagte ich allein und beschäftigte den Swahili Mabruki als Gewehrträger.

Meine Erfahrung mit Somali-Jägern ist, dass drei von vieren, die behaupten, Shikaris zu sein, ihr „Ghee" nicht wert sind.

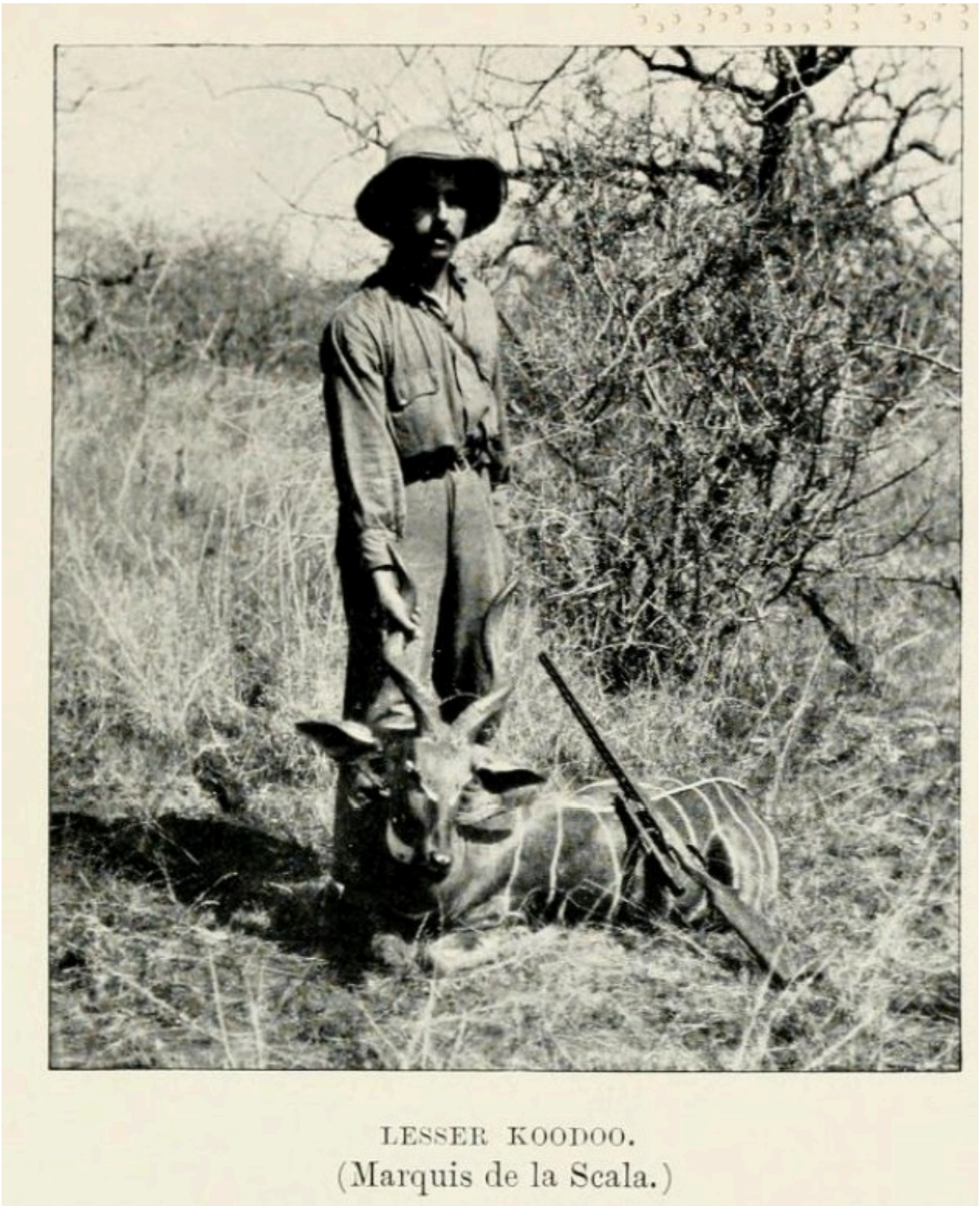
Das zweite Problem war schlimmer – eine reine Katastrophe. Ein brandneues, kostspieliges Gewehr mit Zielfernrohr, die Waffe, auf die all mein Vertrauen gesetzt war, ging in der ersten Woche kaputt. Nach einem halben Dutzend Schüssen bemerkte ich, dass die Befestigung des Zielfernrohrs auf der Schiene nicht mehr starr war; es gab eine deutliche seitliche Bewegung – an sich ein fataler Fehler. Einige Tage später flog mir beim Schuss das gesamte Zielfernrohr direkt ins Gesicht, riss meine Wange auf und schnitt Augenbraue sowie Nasenrücken auf, der heute noch die Narbe trägt. Der Fehler war auf einen defekten Mechanismus zurückzuführen; denn der gesamte Rückstoßschlag, wie er auf das Zielfernrohr übertragen wurde, wurde von einer winzigen Schraube aufgefangen, die kaum ein Achtel Zoll in der Schiene hielt.

Da ich so verkrüppelt war, ritt ich zum Bahnhof Athi River und nahm den Zug nach Nairobi, in der vagen Hoffnung, dass solch komplexe Reparaturen in Zentralafrika durchgeführt werden könnten. Durch die Freundlichkeit von Mr. Gallagher, dem Chefingenieur der U.R., wurde die Befestigung sicher gemacht; aber ach, die präzise Justierung der Ausrichtung zwischen Lauf und Zielfernrohr war selbst in den besten „Eisenbahnwerkstätten" zu viel verlangt, und für den Rest der Reise war dieses höchstwichtige Gewehr nicht nützlicher als ein Stück Alteisen.

Glücklicherweise fand ich einen Freund in der Not in Mr. F. J. Jackson, C.B., Seiner Majestät stellvertretendem Kommissar (jetzt Vizegouverneur von Britisch-Ostafrika), der

mir freundlicherweise ein .303-Gewehr mit Zielfernrohr lieh, mit dem ich ausgezeichnete Arbeit leisten konnte.

Als ich zwei Tage später zum Athi River zurückkehrte, erhielt ich am Bahnhof folgende Nachricht von meinem Bruder: „Du brauchst dir wegen dieser Gnus keine Sorgen zu machen. Ich habe herausgefunden, wie man sie bekommt – auf ihrem Weg zum Wasser, nachts und morgens. Ich habe gestern vier geschossen mit zwei rechten und linken Schüssen, und einen ‚einsamen Bullen' heute Morgen. Eine Schlange irgendeiner Art hat nach mir im Gras geschnappt, als ich zum Lager zurückkam. Ich habe draufgehalten und glücklicherweise ihren Hals weggeblasen.



LESSER KOODOO.
(Marquis de la Scala.)

Sie war 5 Fuß 4 Zoll lang, mit einer Art Haube auf dem Kopf." [Dies war eine Brillenschlange.] „Inder aus dem Landi behaupten, es gäbe zwei Löwen im Tinga-Tinga – wir müssen sie am Dienstag versuchen, mit allen Händen und Bakschisch. Schicke ein

Dutzend Träger und ‚Goldfinch', um dich abzuholen – ich breche selbst früh am Morgen auf, um die Nyumbo (Gnus) zu beobachten."

Es folgt die Beschreibung meines Bruders über seinen fast unverhofften Erfolg mit den Gnus:

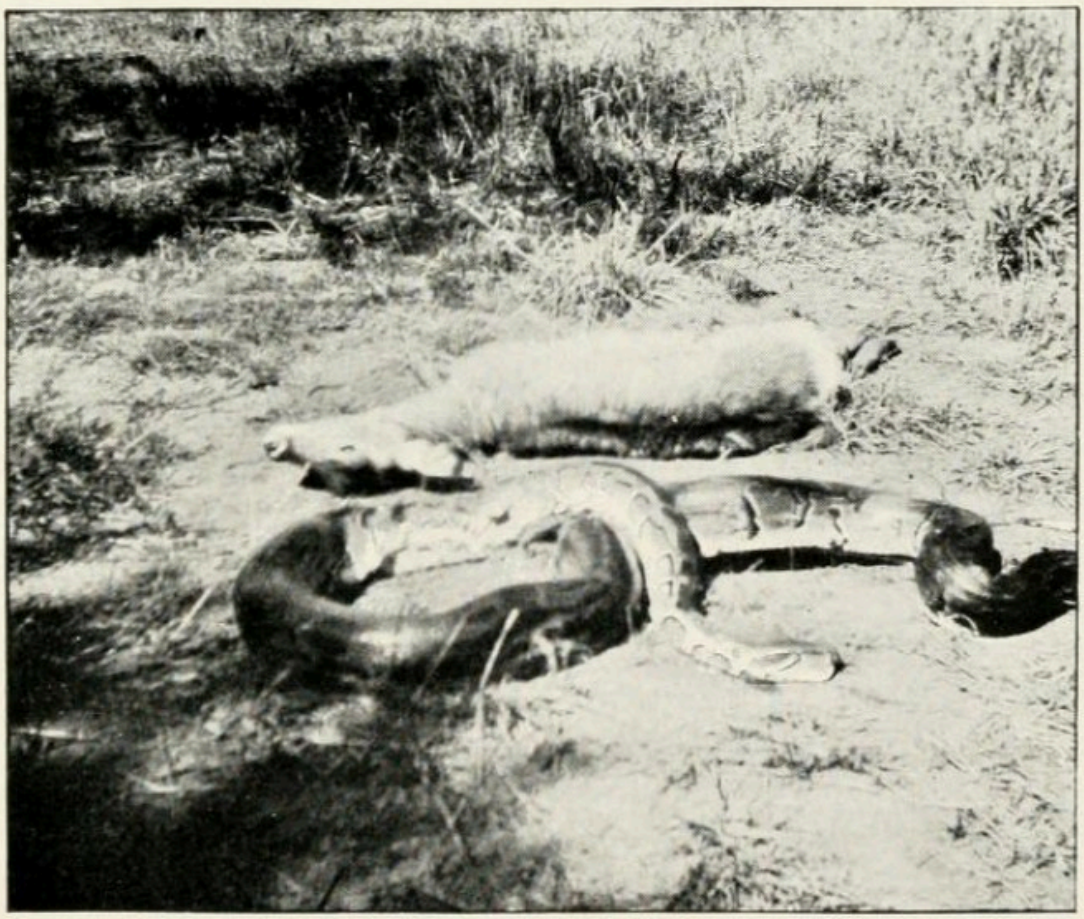
„Das weißbärtige Gnu oder Streifengnu, das den Reisenden der Uganda-Bahn so vertraut ist, ist ein übermäßig wildes Tier, jedoch nicht schwer zu überlisten, vorausgesetzt, einige leicht anzuwendende Regeln werden beachtet.

Da sie in Herden oder oft einzeln auf offenen Ebenen verstreut sind, ist es ausgeschlossen, sich ihnen durch gewöhnliches Pirschen zu nähern, wie ein Versuch über nur wenige Tage überzeugen wird. Außerdem ist es mehr als unsportlich, es ist kriminell, auf Tiere auf 500 Yards zu schießen. Wenn man tötet, ist es ein Zufallstreffer, für den man eher einen Tritt als ein Kompliment verdient hat.

Ich verbrachte letztes Jahr drei Wochen unter den Gnus – vierzehn Tage in völlig vergeblichen Bemühungen, ein einziges Exemplar zu erlangen. Die erste wirklich nützliche Beobachtung kam uns früh an einem Morgen. Wir saßen auf einer vollkommen offenen Ebene ohne den Versuch einer Tarnung, als das Tageslicht die Szene füllte und uns vier oder fünf Gnu-Trupps in Sichtweite zeigte. Da wir so genau wussten, dass sie unzugänglich waren, blieben wir bewegungslos sitzen und beobachteten sie, bis uns allmählich ein Gefühl der Verwunderung über ihre merkwürdige Untätigkeit berührte – warum sollten fünf Herden alle so präzise gleich dastehen, weder fressend noch ziehend? Was an kleinen, planlosen Bewegungen geschah, schien sich auf die Kuhantilopen zu beschränken, die jeden Trupp begleiteten. Es schien eine Art Sortierbewegung im Gange zu sein. Dies allein scheint keine sehr wichtige Beobachtung zu sein; dennoch erwies sie sich als der Schlüssel zum gesamten Geheimnis, sie zu erlegen.

Die Gnus trinken zweimal täglich – bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang; da jedoch die Kuhantilope die schärferen Augen von beiden hat, setzen die Gnus diese ein, um sich an allen verborgenen Gefahren vorbeizusteuern, die zwischen dem Hochland und dem Wasser unten lauern mögen. Diese anerkannte Überlegenheit – das Zeugnis des größeren Tieres gegenüber dem kleineren – führt in gewisser Weise zum allgemeinen Scheitern des ganzen Plans.

Der Prozess des Zusammenstellens der Tränkgemeinschaften ist mühsam, wird aber schließlich allmählich abgeschlossen.



Archer, Photo.

AN 18-FT. PYTHON WITH WATERBUCK CALF IT HAD KILLED.

Dann schreitet die Kongoni voran, prüft die Lage des Geländes und mustert jedes sichtbare Merkmal. Während sie vorrückt, nimmt ihr Vertrauen zu und mit ihm ein fataler Stolz auf ihre Position. Sie hat sich der Sicherheit ihrer unmittelbaren Umgebung versichert – allzu sicher –, während sie mit erhobenem Kopf und vorgestreckter Schnauze stolz vorwärts zieht, wobei die durstigen Gnus auf ihrer Flanke immer näher rücken, je mehr man sich dem Wasser nähert. Kein ‚König der Wälder' übertrifft sie dann in ihrem herrschaftlichen Gebaren, und der erstaunte Jäger liegt wie gebannt vor diesem Spektakel. Die behüteten Gnus trotten dahinter her, alle Schnauzen gesenkt – was für eine Studie der Kontraste!

Unter keinen anderen Umständen würde ein Jäger jetzt unbemerkt bleiben – tatsächlich kann hinzugefügt werden, dass er unter keinen anderen eine so beherrschende Position hätte erreichen können.

Hat man einmal die Linie beobachtet, die eine Lotsen-Kongoni einzuschlagen gedenkt, muss diese Position erreicht werden; und die lange Verzögerung des Wildes beim ‚Aussortieren' lässt dafür ausreichend Zeit. Die Position, so muss man sich erinnern, ist eine, die die Tiere abschneidet, während sie sich dem Wasser nähern; dennoch darf sie nicht so nah sein, dass sie andere Tiere stört, die dort vielleicht schon trinken – sagen wir 400 bis 800 Yards entfernt. Die Beschaffenheit des Landes – in aufeinanderfolgenden Stufen zu den tieferen Ebenen abfallend – mag dabei helfen, die gewünschte Position zu gewinnen; andernfalls mag viel Kriechen nötig sein.

Hat man diese Position erst einmal erreicht, wird keine Deckung benötigt, falls jedoch welche vorhanden ist, umso besser. Das Wesentliche ist nun, absolut bewegungslos zu bleiben. Die kleinste Bewegung, besonders wenn das Wild noch fern ist, ist sofort fatal – die Kongoni entdeckt sie. Je näher sie kommt, desto sicherer ist man, da sie dann über einen hinwegblickt. Einmal, als sich der Pilot so direkt näherte, dass es fast aussah, als würde er auf uns treten, kniff mich mein Jäger vor Aufregung so heftig, dass ich gezwungen war, ihn zu treten. Dabei bewegte ich mich nicht nur, sondern machte auch ein leises Geräusch; doch die Kongoni bemerkte nichts, und einen Moment später erlegte ich das Gnu direkt vor der Mündung des Gewehrs.

Ein anderer Vorfall illustriert die verhältnismäßige Blindheit der Kuhantilopen im Stolz über das Lotsen ihrer zottigen Freunde. Diesmal hatten wir eine Position erreicht, über die hinaus wir uns nicht zu gehen wagten, da der Boden vor uns abgebrannt und absolut kahl war. Aber wir waren nah genug – zu nah, wie sich zeigte – an ihrer endgültigen Annäherungslinie.

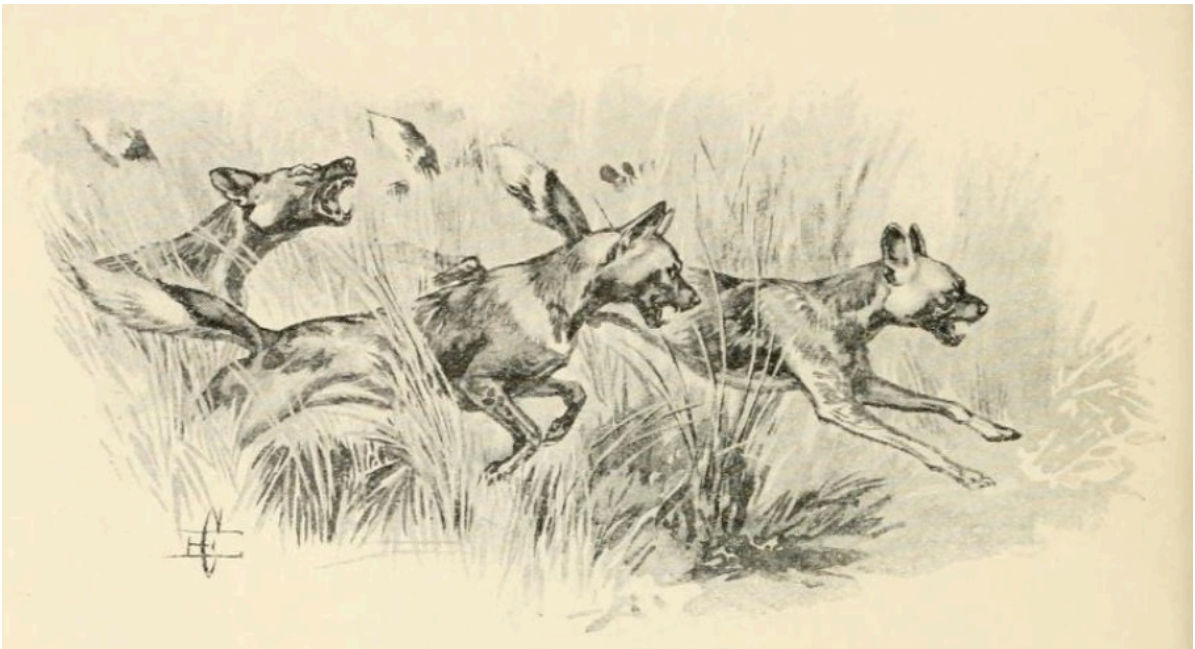
MASAI CATTLE-BELL
PICKED UP ON ENDERIT.

Wenn das Wild herankommt, muss der Jäger natürlich all seine Aufmerksamkeit auf das Gewehr und sein Ziel konzentrieren, da danach keine Bewegung mehr möglich ist. In jenem präzisen Moment, sagen wir 200 Yards entfernt, war der Pilot mindestens fünfzig Yards vor seiner Schützlingsgruppe. Mit den Augen am Zielfernrohr klebend, war ich natürlich nicht mehr in der Lage, ihre relativen Bewegungen zu verfolgen. Bald erschien die Kuhantilope im Objektiv; aber kaum war sie vorbeigezogen, als die schwarze Schnauze des Gnus ins Bild kam, keine zwei Meter dahinter! Dies machte mich so fassungslos, dass der psychologische Moment zum Abdrücken bereits verstrichen war; die Kugel schlug zu weit hinten ein, und wäre nicht ein zweiter Lauf gewesen, wäre ein prächtiger Gnu-Bulle vielleicht entkommen."

Es war 16:00 Uhr, als ich von Nairobi zurückkehrend in das Lager am Stony Athi ritt. Ali Yama beobachtete zu diesem Zeitpunkt bereits eine Herde von 200 Gnus, die sich etwa drei Meilen entfernt sammelten, um sich auf den Weg zum Wasser vorzubereiten. Nach einer Tasse Kaffee brachen wir sofort auf. Die Gnus in langer Prozession, alle Köpfe tief gehalten, richteten ihren Kurs langsam flusswärts. Der Boden war offen und ungünstig; daher waren wir noch 250 Yards entfernt, als der Kopf der Kolonne (diesmal ohne Begleitung von Kuhantilopen) den Fluss erreichte und die steile Böschung hinunterstieg. Wahrlich, es schien eine „leichte Aufgabe“ zu sein! Ich musste nur das Verschwinden des letzten Tieres abwarten, und die ganze Herde stünde mir zur Verfügung. Aber tierischer Instinkt ist nicht so einfach. Die scharfsinnigen Gnus ließen heute Abend einen einzelnen Posten oben Wache halten, und dies verbot mir natürlich das Hineingehen. Im Ergebnis war ich gezwungen, den Distanzschuss zu akzeptieren – den ich zuvor abgelehnt hatte –, als sie das Wasser verließen, und sicherte mir einen ordentlichen Bullen mit 22-Zoll-Kopf.

Am folgenden Tag bot sich weiter flussaufwärts eine andere Chance – die Gnus wurden diesmal von einer einzelnen Kuhantilope gelotst, wie beschrieben; aber es beweist deutlich die angespannte Schärfe ihrer Instinkte, dass am dritten Tag kein einziges Gnu zum Wasser kam, weder flussauf- noch flussabwärts! Die Chance war vorbei, aber mit acht prächtigen Exemplaren waren wir zufrieden.

1. Januar. – Als ich heute Morgen zum Standlager zurückkehrte, erlegte ich auf diese Weise einen weiteren prachtvollen Gnu-Bullen (den neunten). Wir bewegten uns in parallelen Tälern etwa zwei Meilen voneinander entfernt vorwärts; W., wie ich beobachtete, trieb eine Menge Kongoni vor sich her, in deren Gesellschaft sich dieser einzelne große Gnu-Bulle befand.

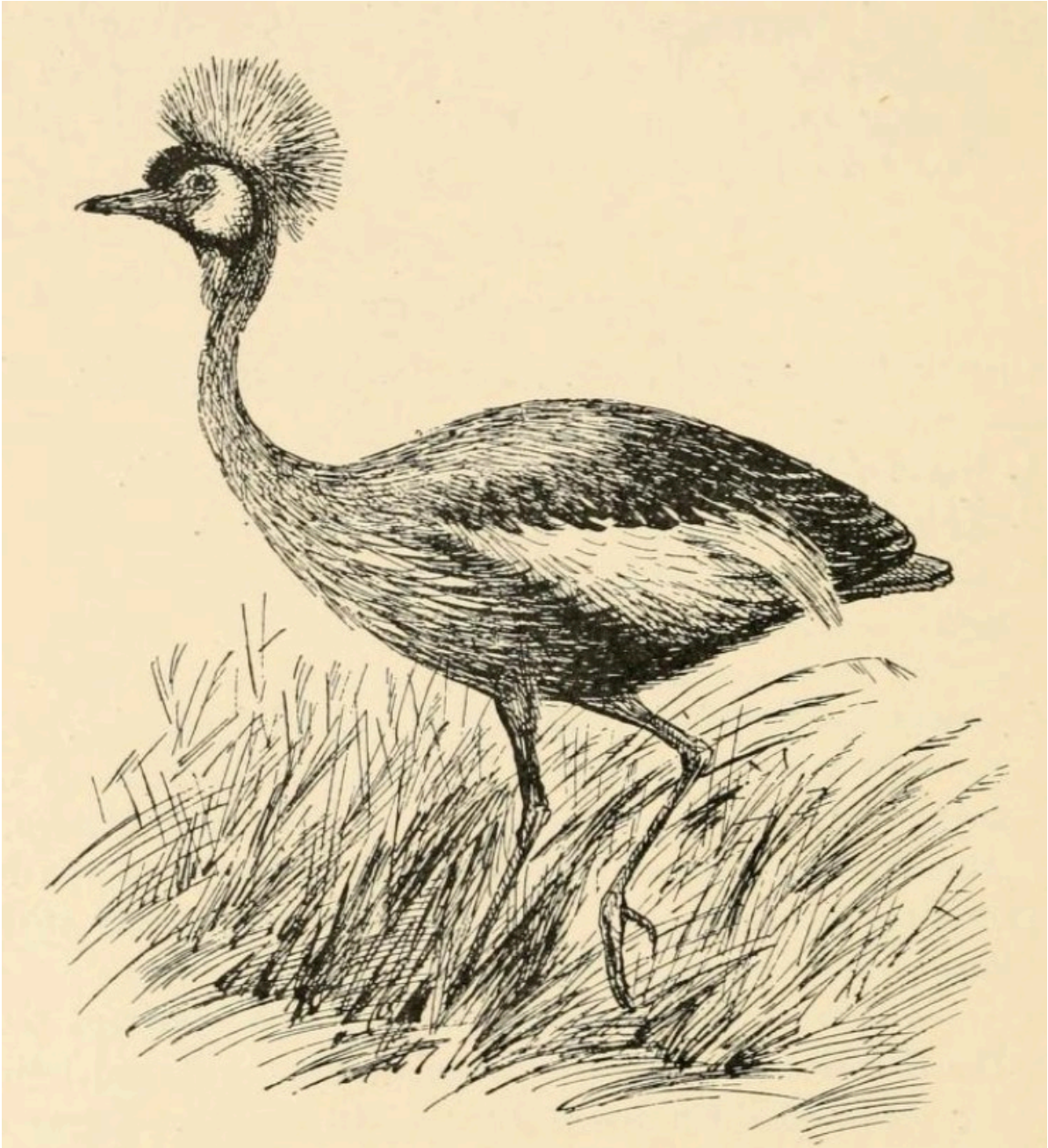


A PACK OF WILD-DOGS.

Bald drehten die Kongoni, Hunderte stark, auf mich zu und begannen, über den Bergrücken vor mir zu strömen; begünstigt durch leicht vorteilhaftes Gelände kam ich gut voran und erwartete das Gnu; da kam es mit seinem tänzelnden Galopp daher, aber als es viele Kongoni sah (die mich bereits passiert hatten und in 500 Yards Entfernung in Sicherheit waren), die „auf Wacht“ standen, musste es ebenfalls gaffen. Da es jedoch exakt 245 Yards entfernt war, erhielt es eine .450-Kugel in die Stirn! Das Foto auf der vorherigen Seite zeigt es, wie es fiel.

Dieser und der beste Bulle meines Bruders maßten jeweils über 25 Zoll zwischen den inneren Biegungen ihrer Hörner.

Wenn verwundet und aus der Nähe betrachtet, kann das unheimliche und zottige Gnu mit seinen breiten Hörnern und seinem wilden Auge eine ausreichend beängstigende Erscheinung bieten. Diese Tatsache wurde durch einen Vorfall untermauert, der sich im Transvaal im August 1899 ereignete. Es war mir gelungen, eine Herde von etwa vierzig Streifengnus abzuschneiden, die zum Wasser am N'guanetsi River kamen, und der zweite Lauf hatte einen großen Bullen umgeworfen, der jedoch schnell wieder auf die Beine kam, woraufhin die ganze Herde zusammenrückte und inmitten des angrenzenden Busches und Waldes aus der Sicht verschwand. Die Fährte, die sie hinterließen – wie die eines durchgegangenen Wagens –, löschte alle individuellen Spuren aus; aber nachdem ich ihr mit meinem Gewehrträger Klaas eine Meile oder so auf das offene Grasveld dahinter gefolgt war, war ein einzelnes Tier nach rechts ausgebrochen, und auf dieser Fährte entdeckten wir sofort Schweiß. Fünfhundert Yards weiter, während wir eine steinige Stelle ohne Gras überquerten, wurden wir durch ein Brüllen und einen Ansturm in unserem Rücken aufgehalten. Keine zwanzig Yards hinter uns kam der verwundete Bulle auf uns zu gestürmt – ein perfektes Bild der Wut. Wir waren an ihm vorbeigegangen; denn (wie es verwundete Tiere oft tun) war er auf seinem Absatz umgekehrt, bevor er sich nieder tat, machte aber, als er unseren Wind bekam, diesen grandiosen Versuch. Glücklicherweise (da ich nur einen Stock trug) verriet die Kraft des Bullen seinen Mut. Klaas reichte mir flink das Gewehr und sprang in der gleichen Bewegung hinter mich. Aber das akute Stadium war bereits vorbei. Innerhalb von zwei Körperlängen hielt das mutige Tier erschöpft an, die Augen blitzten noch und die breite Schnauze war horizontal gegen uns gestreckt, schnaubend und brüllend. Doch karmesinroter Schaum flog aus jenen Nüstern, und indem ich zwei Schritte nach rechts trat, bekam ich das Blatt frei und beendete eine denkwürdige Szene.



CROWNED CRANE.

CRANES

Obwohl die Kuhantilope, wenn man sie entspannt galoppieren sieht, den Eindruck erweckt, steif und plump zu sein, besitzt kein Tier eine freiere oder prächtigere Aktion, sehr hoch vorne, wenn sie sich wirklich ausstrecken. Heute, während dieser Trupp in voller Fahrt meine Front kreuzte, sah ein Tier mich, hielt schlagartig an und drehte sich breitseitig zu den übrigen – die folgenden sprangen, jeder in einem einzigen Impuls, glatt über seinen Rücken!

An einem anderen Tag beobachteten wir zwei Bullen bei einer Jagd – ihre Geschwindigkeit war gewaltig und hielt lange an. Der Verfolgte stürzte in einer schnellen Kehre, der Verfolger sprang sofort frei darüber; aber im selben Moment war das gestürzte Tier wieder auf den Beinen und davon mit einem deutlichen Gewinn von zehn Yards!

Während ich lag und eine Versammlung von Gnus beobachtete, war ich sehr interessiert zu sehen, wie ein Sekretär eine kleine Schlange fing, während er voll im Blickfeld war. Der Vogel machte inmitten von kurzem Gras auf einem gegenüberliegenden Hügel einen plötzlichen Sprung nach vorne. Es folgte viel Aufheben und Aktion, die großen Flügel wurden nach unten ausgebreitet (wie ein Sperber seine Beute abdeckt), während einige wütende Tritte mit dem Fuß verabreicht wurden, bevor das Reptil schließlich verschlungen wurde. Auch an dem Tag, als ich schließlich meinen ersten Gnu-Bullen erlegte, nachdem ich der Schweißfährte stundenlang gefolgt war – fast bis zum Kikuyu-Wald –, stieß ich zufällig in einer einsamen Gruppe von Dornbäumen auf ein riesiges, flaches, aus Stöcken gebautes Nest. Es enthielt kleine Knochen, Schädel und die Wirbel von Schlangen, weitere lagen darunter verstreut. Ich dachte, dies würde zu irgendeinem Adler oder Geier gehören; aber Ali behauptete, es sei ein Sekretärsnest, und er hatte wahrscheinlich recht, da ich nun lese, dass diese eigenartigen Vögel tatsächlich so in Bäumen brüten.

Man darf den Athi nicht verlassen, ohne die Zecken zu erwähnen. Sie waren im September nicht so schlimm, aber im Januar sind sie ein Terror; sie greifen alle weichsten Stellen des Körpers an und graben sich ins Fleisch ein, bis man einer „Zielscheibe“ gleicht. Jeden Tag muss der Zelt-Boy sie entfernen. Eine viel größere Varietät greift Tiere an, und mein armes Pony „Goldfinch“ litt schwer. Diese Blutsauger hatten, wenn sie am Morgen entfernt wurden, die Größe von Haselnüssen. Sie befallen in mannigfachen Variationen auch das Wild, und es wurde vage behauptet, dass kein Vieh hier gedeihen könne, bis die Zecken (und das Wild) völlig ausgerottet sind. Das bedarf jedoch des Beweises.

KING LEOPOLD'S TOURACO (*Gymnoschizorhis leopoldi*).

Die Natur hat gewaltigere Gegner als die Zecke gegen die Eroberung der Wildnis durch den Menschen aufgestellt. Eine erste Schwierigkeit wird der Mangel an Wasser sein.

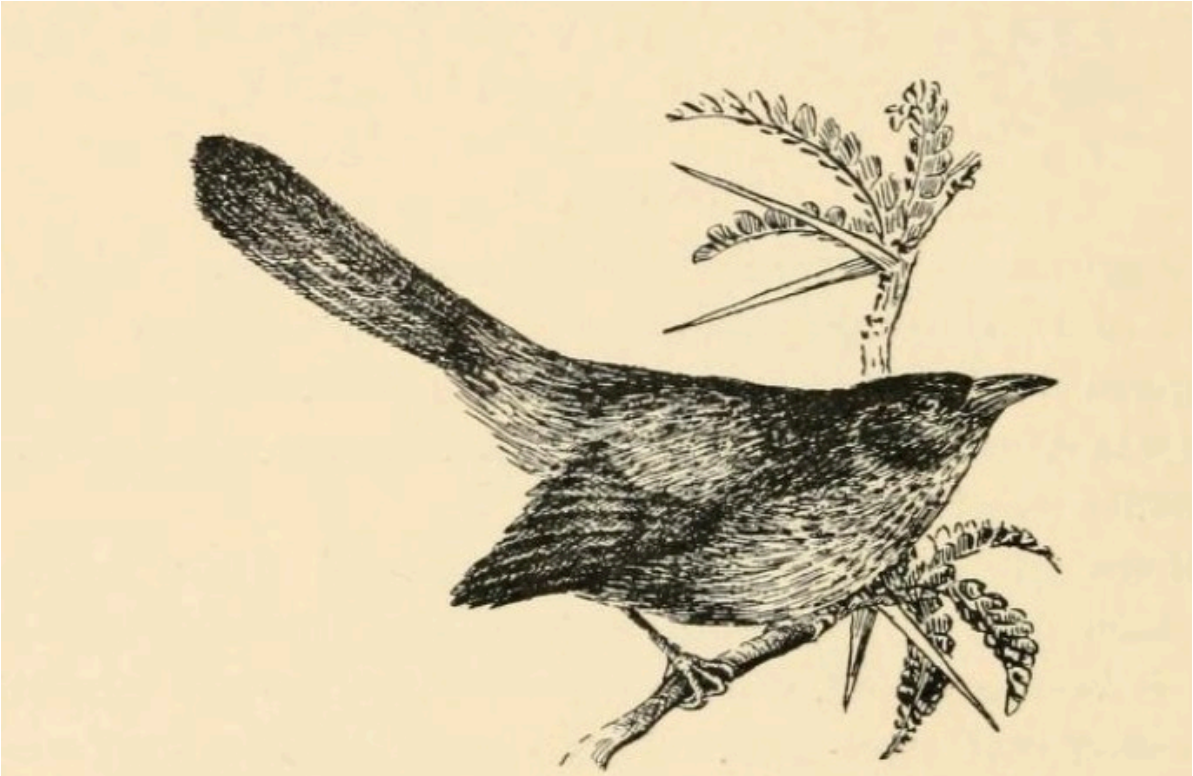
Durch die 150 Meilen der Athi-Ebenen fließen nur diese zwei Flüsse – und sie sind zu bestimmten Jahreszeiten weitgehend trocken. Aber der Unrat und das angeschwemmte Treibgut, das hoch oben in den Zweigen der Bäume am Flussufer festsitzt, zeugen von zeitweise schweren Überschwemmungen. Es bleibt abzuwarten, ob jenes Flutwasser konserviert und genutzt werden kann.

Ein kleineres Ärgernis für den Jäger ist der „Warte-ein-bisschen"-Dorn. Zu dieser Jahreszeit (Januar) nimmt er ein weiches, samtig-grünes Laub an, das fast zur Berührung einlädt; aber wehe der Hand, die danach greift. Eine noch schlimmere Falle sind seine abgestorbenen dünnen Triebe, die inmitten des drahtigen Grases kaum zu unterscheiden sind; doch wenn sie nicht erkannt und gemieden werden, resultiert eine große, reißende Fleischwunde an Hand oder Unterarm; und Wunden heilen in diesem Klima nur langsam.

Ohne zu sehr auf die Hitze zu pochen – die am Äquator eine Selbstverständlichkeit ist –, mag eine kurze Konversation aufgezeichnet werden. Es war kurz vor dem „Löschen der Lichter", und die Pläne für den nächsten Tag waren arrangiert. – Nr. 1: „Lass uns morgen eine besondere Anstrengung machen." Nr. 2: „In Ordnung; aber... ist es nicht etwas zu heiß für besondere Anstrengungen?" Das war es.

Eines Abends am Stony Athi wurde ein Wakamba-Träger von einer schweren Krankheit befallen, die wir nicht zu diagnostizieren vermochten, obwohl wir versuchten, sie nach bestem Wissen zu behandeln. Der arme Mann hatte offensichtlich schreckliche Schmerzen und wälzte sich auf dem Boden. Für den nächsten Tag hatten wir arrangiert, ihn unter Eskorte zur Bahn zu schicken; aber anscheinend im Delirium türmte er und rannte ins offene Veld. Wir schickten Suchtrupps aus, konnten aber keine Spur von ihm finden; wahrscheinlich hat er ein Grab im Schlund der Hyänen gefunden.

Während des Januars kam es in Nairobi zum Ausbruch der „Pest", und ein Quarantäne-Kordon (nur gegen Eingeborene) wurde um die Hauptstadt gezogen. Folglich mussten wir, als wir am 6. Februar schließlich das feurige Veld des Athi verließen, die Safari drei Meilen außerhalb lagern lassen, während W. und ich in die Stadt weitergingen. Am nächsten Morgen erreichte uns die Nachricht, dass in unserem Lager eine Meuterei ausgebrochen sei. Als wir hinaus ritten, stellten wir fest, dass diese einfachen Wilden in unsere Vorräte eingebrochen waren – besonders in eine Kiste, die unsere wenigen Flaschen Whisky enthielt – mit offensichtlichen Ergebnissen.



EMIN'S BABBLER (*Crateropus emini*, ♀).

Inmitten vieler schwerer Lügen stellten wir die wesentlichen Fakten fest, und die Vergeltung, die folgte, war kurz und wirkungsvoll.

KAPITEL XX

JAGO AM SIMBA-FLUSS

„In fernen Tälern, wo das Oribi spielt,

Und Gnu, Gazelle und Kuhantilope weiden,

Und der scheue Quagga pfeifend wiehert,

Am Quell, wenn die ersten Strahlen scheiden."

— *Pringle.*

Inmitten schwülen Dschungels schlugen wir unser Lager an den Ufern des Simba-Flusses auf. Dieser Ort liegt 200 Meilen östlich von Nairobi und ist mit einer Höhe von nur 3.350 Fuß über dem Meeresspiegel (gegenüber den 6.000 Fuß der Athi-Ebenen) oft schrecklich warm. Wir waren tatsächlich in eine tropische Zone abgestiegen, was sich in jedem Detail der Natur zeigte – in den veränderten Bäumen und Sträuchern mit ihrem weitaus dichteren Laub, in der veränderten Vogel- und Insektenwelt und... in der Hitze. Es war Mitte März.

Wir hatten dieses Inferno speziell aufgesucht, um die **ostafrikanische Beisa-Antilope** (*Oryx callotis* mit Fransenohren) zu jagen, die nur hier und südlich davon vorkommt. Die andere Art, *Oryx beisa*, ist auf Baringo, den Tana-Fluss und die Regionen nördlich davon beschränkt (siehe Kap. VII). Zwischen diesen beiden eng verwandten Arten liegt somit

ein breiter Landgürtel von etwa 100 Meilen Breite, der frei von Oryx-Antilopen beider Art ist. Ein zweites Ziel (wir haben immer „Ziele“) war der **Kleine Kudu**.

Simba ist zu gewissen Jahreszeiten ein großartiges Wildgebiet. Im September haben wir seine Prärien und Waldlichtungen von Trupp zu Trupp mit Zebras, Kuhantilopen, Gazellen, Straußen und Streifengnus bevölkert gesehen. Doch im März verbleibt kein einziges Gnu im Distrikt und nur ein unbedeutender Teil des restlichen Wildes. Dies ist zudem ein bekanntes Löwengebiet (der Name „Simba“ bedeutet „Löwe“), wie der folgende Auszug aus dem lebhaften Kolonialjournalismus des *Globe Trotter* (6. Juni 1906) zeigt:

> „Die Löwen Ostafrikas scheinen den Fortschritt der Zivilisation mit großem Interesse zu verfolgen, und nichts hat ihre Neugier mehr geweckt als die Züge der Uganda-Bahn. [...] Der indische Bahnhofsvorsteher ist als *Babu* bekannt und führt ein einsames Leben. Simba zum Beispiel, wo die Löwen den Bahnhof einer speziellen Studie unterzogen haben, besteht nur aus einem Bahnhofsgebäude, einem Wassertank für die Lokomotiven und einem Ausweichgleis.

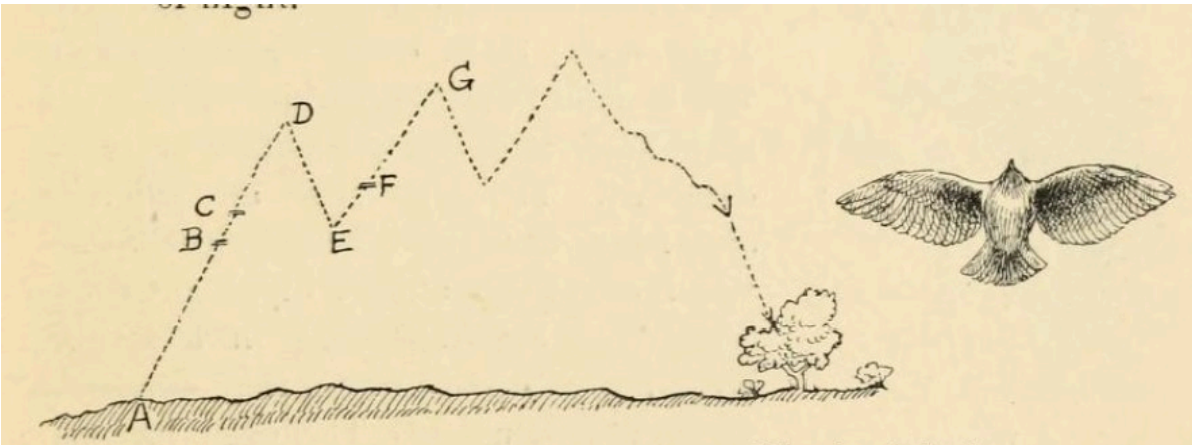


DIAGRAM ILLUSTRATING FLIGHT OF *Mirafra fischeri*.

> Der Ärger in Simba begann vor elf Monaten – im Juli 1905 –, als der Verkehrsleiter in Nairobi eines Morgens dieses erstaunliche Telegramm vom Babu in Simba erhielt:
>
> ‚Ein Löwe belästigt mich seit drei Nächten. Er kommt auf den Bahnsteig und legt sich schlafen. Dann läuft er auf und ab, kratzt an der Wand und der Tür und versucht, ins Büro zu gelangen. Bitte senden Sie mit dem ersten Zug Patronen für ein Snider-Gewehr zu meinem Schutz. Ich habe Platzpatronen, aber die nützen nichts gegen Löwen.“‘

Unsere eigene Absicht galt jedoch nicht dem Löwen, sondern der *Oryx callotis*. Wir widmeten sengende Tage der Erkundung des angrenzenden Velds, besonders jener lieblichen, eingebetteten Prärien, die ringsum von tropischem Wald gesäumt sind – ein Merkmal dieser Region und der bevorzugte Aufenthaltsort der Oryx. Hier stießen wir auf Herden von Riesengiraffen, die mal im Offenen weideten, mal hoch oben zwischen den Mimosen-Dornbäumen ragten. Diese gewaltigen Tiere haben uns jedoch nie gereizt, und wir ließen sie in Frieden.

Die Begegnung mit dem Nashorn

Am 19. März, nach fünfstündiger vergeblicher Suche nach Oryx, schoss ich um 11 Uhr morgens ein Paar Kuhantilopen-Bullen, da wir Fleisch für das Lager benötigten. Während die „Boys“ das Fleisch zerlegten und ich im Schatten rauchte, kam mein neuer Somali-

Jäger Yama herauf und sagte: „Ich sehe ein Nashorn.“ Das Tier stand am gegenüberliegenden Hang, zwei Meilen entfernt.

Der Abstieg in die dazwischenliegende Schlucht war mühsam, und als wir wieder auftauchten, war das Nashorn verschwunden. Schließlich fanden wir die dreizehige Fährte und folgten ihr über einen Bergrücken in eine kesselförmige Senke. Hier liefen wir direkt in das „Schlafzimmer“ des Nashorns hinein; wir standen tatsächlich nur sieben Meter von ihm entfernt, bevor wir es entdeckten. Es war eine natürliche Laube, gebildet aus dichtem Buschwerk.

Als wir etwa zwanzig Meter entfernt waren und fast die volle Breitseite vor uns hatten, berührte mein Fuß beim Zurückweichen einen Stein. Sofort drehte sich der gewaltige Kopf um. Ich setzte eine .450-Vollmantelkugel sechs Zoll unter das sichtbare Ohr. Es gab einen schweren Sturz, gefolgt von tiefem Stöhnen. Ein zweiter Schuss in die Lunge beendete die Szene. Es war ein riesiger alter Bulle von über 12,5 Fuß Gesamtlänge.

Die Löwen am Riss

Den ganzen Abend im Lager hatten wir eine regelrechte Serenade von Löwen, die sich offenbar um die Überreste der beiden Kuhantilopen konzentrierten. Wir brachen um 4:30 Uhr morgens auf. Als der Tag anbrach, sahen wir Geier in den Bäumen – ein sicheres Zeichen. Ein gewaltiges Brüllen bestätigte unsere Vermutung.

Leider missverstand mein Bruder W.

A WEAVER.

in seiner Ungeduld die Distanz und drängte zu früh vorwärts. In etwa 100 Yards Entfernung stand der Löwe auf und drehte sich weg. Ich sah noch den flachen Kopf einer Löwin im Gras. Obwohl W. schoss und beide Tiere flüchteten, wusste ich, dass sie nicht getroffen waren. Ich sah den Löwen noch – eine prächtige Gestalt mit schwerer Mähne –, wie er majestätisch und unbeeindruckt im Gegenlicht der aufgehenden Sonne davonritt. Es war die beste Chance auf einen Löwen, die wir je hatten, und sie war vertan.

Vogelwelt und Hitze

Die Vogelwelt am Simba-Fluss war weitaus reicher als im Hochland. Wir sahen den **Gabelracken** (*Coracias caudatus*), dessen lila Brust und azurblaue Flügel im Sonnenlicht funkelten, und den äthiopischen Wiedehopf. Besonders auffällig waren die Webervögel, deren Nester oft zu Dutzenden an einzelnen Bäumen hingen oder geschickt an Schilfhalmen befestigt waren.

Die Hitze in dieser Zeit entzog sich jeder Beschreibung, verschlimmert durch tägliche Wolkenbrüche, die eine Plage von stechenden Insekten und Millionen von Moskitos hervorbrachten. Zudem litten wir unter einem irritierenden roten Ausschlag, dem „Prickly Heat“, den ich auf kleine graue Raupen zurückführte, die sich in Scharen von den Bäumen abseilten.

Voi und die Heimreise

In Voi setzten wir unsere Suche nach der *Oryx callotis* fort, blieben jedoch erneut erfolglos. Die wahre Heimat dieser Art liegt weiter südlich, in Richtung Kilimandscharo. Wir unternahmen Streifzüge durch das Buschland und sahen zahlreiche Wildfallen der Eingeborenen – tiefe Fallgruben in engen Durchlässen zwischen undurchdringlichen Aloen-Wällen.

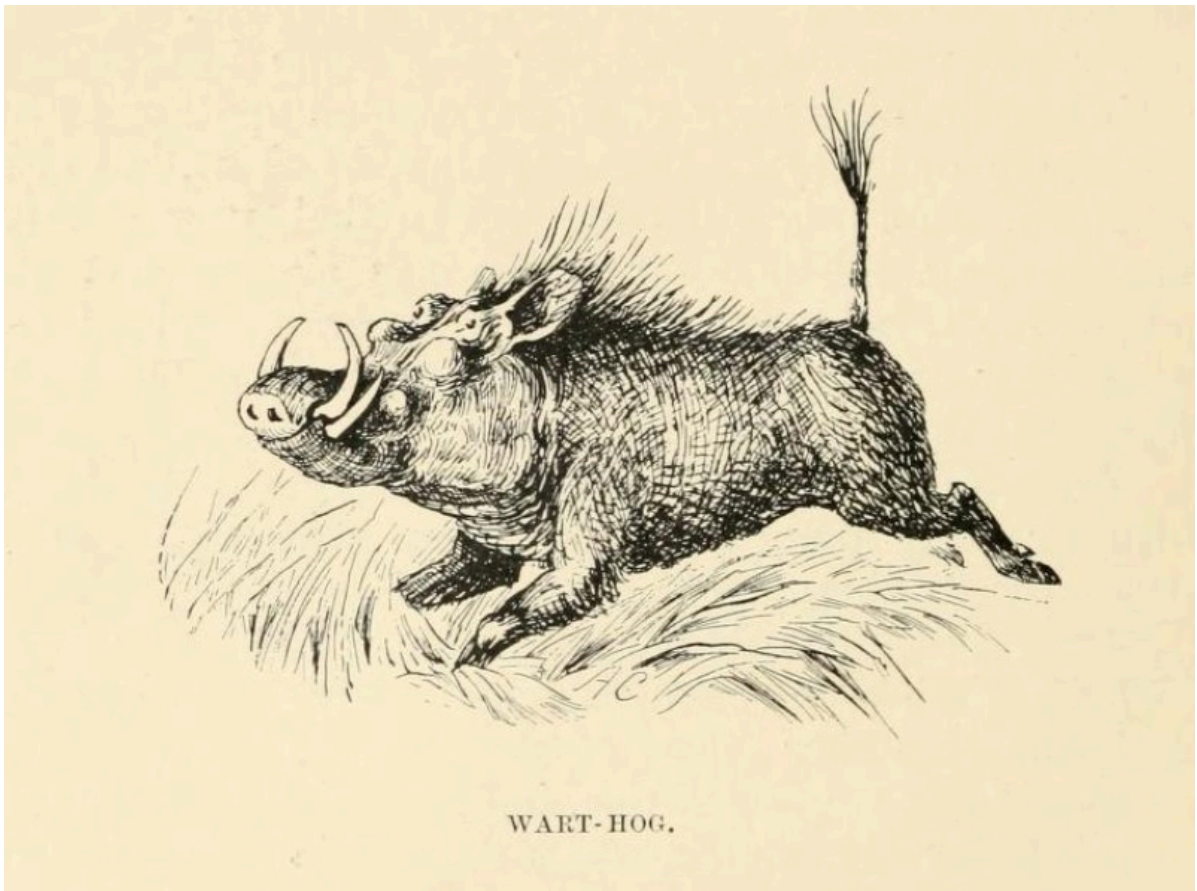
Wir verließen den Hafen von Mombasa mit dem Dampfer *Djemnah* und erreichten Ende April wieder unsere Heimat.

KAPITEL XXI

DIE UNSICHTBARE WELT

Niemand kann diesen Kontinent Afrika durchwandern, ohne von den Zeugnissen unsichtbarer Dinge beeindruckt zu sein. Die Dinge, die man tatsächlich sieht, verwirren in ihrer Vielfalt derart, dass den meisten von uns – damit meine ich den durchschnittlichen Reisenden oder Großwildjäger – kaum Zeit bleibt, andere zu untersuchen oder sich auch nur spekulativen Gedanken über sie hinzugeben.

Zum Beispiel gibt es kaum ein Buch, ja kaum ein Kapitel über Afrika, das nicht die Ameisenhügel erwähnt. Diese sind allgegenwärtig und von jeder Form und Größe, variierend zwischen konischen oder halbrunden Hügeln bis hin zu hohen Schächten wie Fabrikschlote. Aber wie selten sieht man eine Ameise oder Termite irgendwo in ihrer Nähe oder beim Bau eines neuen Hügels. Haben Ameisen all diese wirklich konstruiert?



Wenn ja, warum sind viele der halbrunden Hügel von Dutzenden vertikaler Schächte durchbohrt, mehrere Zentimeter im Durchmesser, die unten (wie man feststellen kann, wenn man sich in sie hineinarbeitet oder Rauch hineinbläst) mit ausgedehnten

horizontalen Galerien darunter verbunden sind – perfekte Labyrinthe? Was könnten Ameisen mit Tunneln wie diesen anfangen – so groß wie Kaninchenbauten? Offensichtlich gehören sie einem anderen Geschöpf; aber man sieht es nie, obwohl man stundenlang graben mag.

Wiederum sind jene besagten zwanzig Fuß hohen Fabrikschlote durchweg hohl – wie das echte Vorbild – und dienen so dem wandernden Jäger als Öfen zum Brotbacken. Sicherlich hat keine Ameise jemals eine solche Verwendung in Betracht gezogen, doch scheint keine jemals Anstoß daran zu nehmen. Man sieht keine Ameisen in ihrer Nähe.

Solche Fragen mögen von krasser Unwissenheit zeugen; denn zweifellos werden sich die entsprechenden Antworten irgendwo gedruckt finden, wenn auch nicht im Veld, wo ich diese Notizen schreibe.

In diesem Sinne zumindest versicherte ich es stets meinem Begleiter, der, wann immer wir einem schädlichen Reptil oder einem besonders hässlichen Insekt begegneten, unweigerlich fragte: „Bist du sicher, dass *das* katalogisiert worden ist?“

Dann kann man nicht viele Meilen über afrikanisches Hinterland wandern, ohne auf Löcher zu stoßen – immense Löcher, regelrechte Höhlen. „Was, um alles in der Welt, hat das gemacht?“, fragt man. Die Antwort lautet in der Regel: „Oh, das ist ein Warzenschweinbau.“ Möglicherweise ist er das; das heißt, er wird jetzt von einem dieser Tiere bewohnt. Aber sicher hat kein Warzenschwein ihn ursprünglich ausgehoben, denn ein Schwein ist kein Gräber – es ist nicht „fossorial“, was, wie ich sehe, der Fachbegriff ist; und es hat wahrscheinlich eine unterirdische Lebensweise aufgrund der hier gebotenen Möglichkeiten angenommen, begehrenswerte Wohnsitze fertig vorzufinden, ohne Grundmiete in Form von Arbeit zahlen zu müssen. Auch Schakale und Stachelschweine leben in Löchern; ebenso Zibetkatzen, Mangusten und dergleichen. Aber all dies sind kleine Tierchen, und keines von ihnen benötigt Tunnel dieser Dimensionen. Was, frage ich wieder, hat dieses skandalöse Loch gemacht? Nachdem leichtfertige oberflächliche Theorien in Bezug auf Schweine, Hunde und Katzen zum Schweigen gebracht wurden, kommt schließlich eine ernsthaftere Antwort. Der Ausgräber war ein Ameisenbär – auf Niederländisch ein Aardvark oder Erdferkel. Dies wurde mir so oft versichert, dass die Lösung allmählich den Anschein der Wahrheit annimmt. Aber wenn dem so ist, welche Mengen dieser Tiere muss es geben!

GREY LOURY.

Doch während meiner dreijährigen Wanderung unter ihnen habe ich nie die Persönlichkeit des besagten Ameisenbären erblickt, noch jemanden getroffen, der dies getan hat oder auch nur die leiseste Beschreibung geben konnte, wie das sagenhafte Geschöpf aussah, wenn man es denn sähe.

Ich zweifle (natürlich) nicht ernsthaft an der Existenz unseres unsichtbaren Nachbarn. Weit davon entfernt, da unumstößliche Beweise vor mir liegen, dass tatsächlich jemand ein Exemplar gefangen – und es seziert hat! Wie das Folgende bezeugt, das ich aus Flower und Lydekkers *Mammals: Living and Extinct* (S. 208) entnehme:

„Familie Orycteropodidae.

Äußere Oberfläche spärlich mit borstenartigen Haaren bedeckt. Zähne zahlreich, anscheinend heterodont, diphyodont und von eigenartiger und komplexer Struktur, durchzogen von einer Anzahl paralleler vertikaler Pulpakanäle. Lendenwirbel ohne zusätzliche Zygapophysen. Femur mit einem dritten Trochanter. Vorderfüße ohne Pollex, aber alle anderen Zehen gut entwickelt... zum Graben geeignet, wobei die Plantarflächen beim Gehen auf dem Boden aufliegen. Hinterfüße mit fünf fast gleichen Zehen. Maul verlängert und röhrenförmig. Zunge fast wurmförmig. Uterus bicornis. Plazenta breit

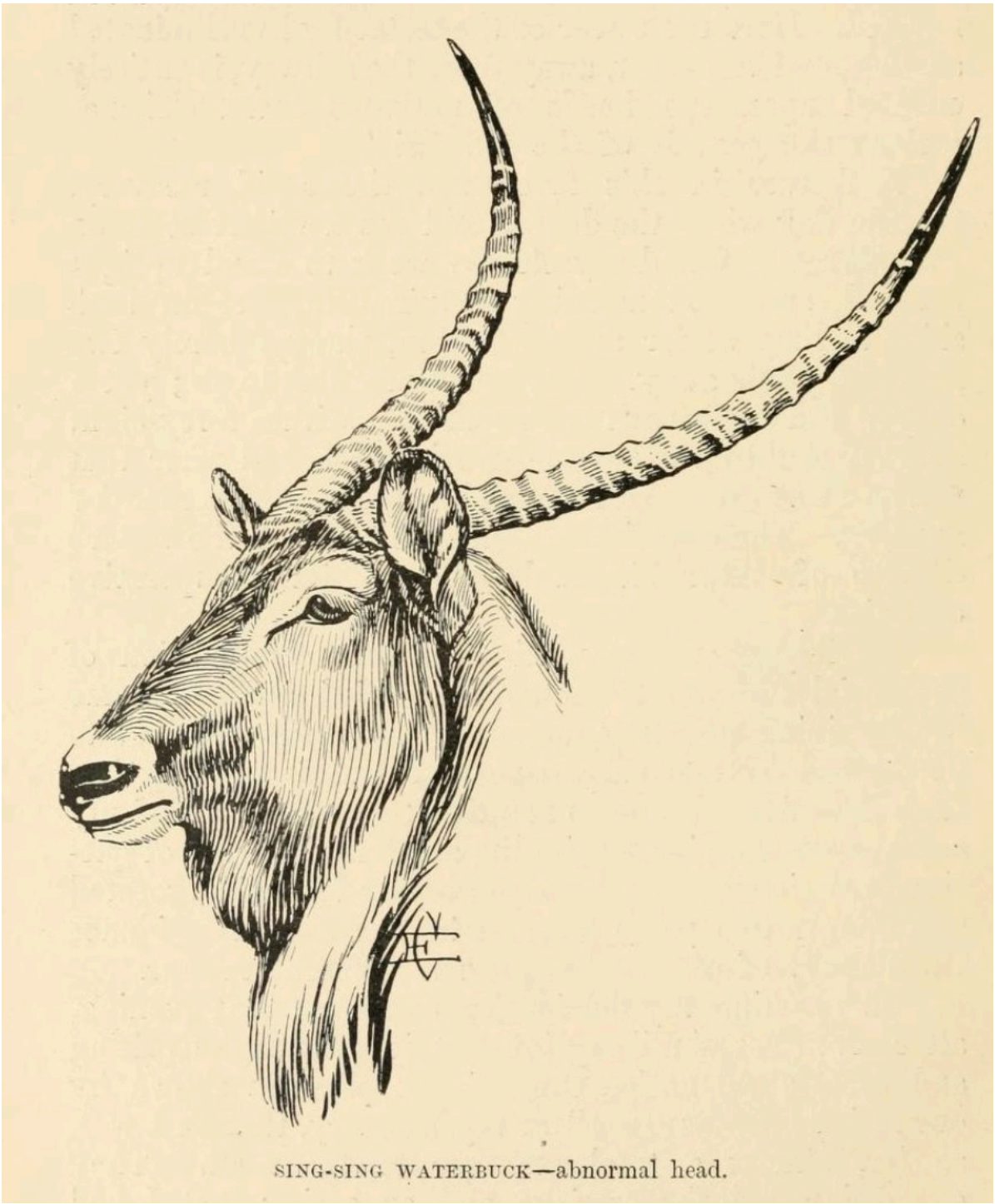
zonar. Ernährung von tierischen Substanzen. Terrestrisch und fossorial in den Lebensgewohnheiten. Jetzt hauptsächlich auf die äthiopische Region beschränkt."

Solche Beschreibungen bezeugen die Tiefe und Gründlichkeit wissenschaftlicher Forschung, helfen einem aber kaum, eine vernünftige Vorstellung davon zu entwickeln, woran das eigentliche Tier im Leben erinnert.

Seit ich das Obige geschrieben habe, bin ich schließlich dem Aardvark begegnet – in einem Glaskasten im Museum von Bergen! Beim Betrachten seiner persönlichen Erscheinung (wie hier grob skizziert) verringerte sich das Bedauern, ihn in Afrika verpasst zu haben. Man fühlte sich fast dankbar, sich so auf neutralem Boden zu treffen.

Ein anderes Geschöpf, das, obwohl häufig, absolut und immer unsichtbar ist, ist der Aardwolf – Erdwolf in der Nomenklatur der Buren. Auch dieser ist streng nachtaktiv und von unterirdischer Lebensweise. Nach der Beschreibung der Systematiker gehört er zu den Hyänen; jedoch mit der bemerkenswerten Ausnahme, dass seine Zähne schwach und sogar rudimentär sind. Seltsam sind die Fakten der Natur, wenn eine Hyäne mit „rudimentären" Zähnen erdacht werden muss, da man das Tier nie persönlich sieht. Dies ist ein hübsches Tier, wie sein Porträt auf S. 113 zeigt.

Es gibt jedoch Mitglieder dieser „unsichtbaren Welt", von denen man ein- oder zweimal im Leben einen flüchtigen Blick erhaschen mag. So haben wir, wie oben berichtet (S.



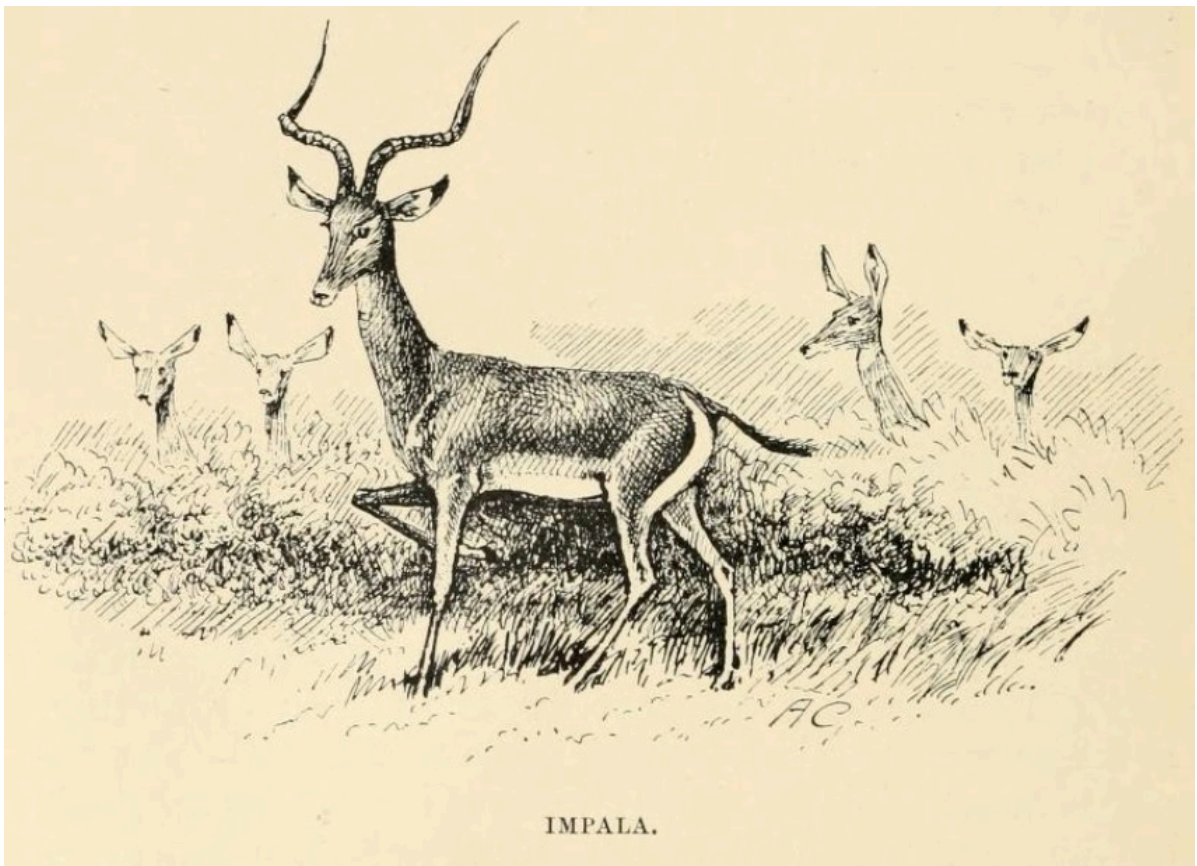
SING-SING WATERBUCK—abnormal head.

210), zweimal ein Stachelschwein gesehen und einmal tatsächlich eines gefangen. Nun muss dieses Tier in Afrika extrem zahlreich sein; doch so selten wird es gesehen, dass, als ich die eben erwähnte Tatsache Mr. F. J. Jackson in Nairobi gegenüber erwähnte, er mir sagte, dass er in seiner lebenslangen Erfahrung mit Ostafrika und seinem Großwild nicht ein einziges Stachelschwein lebendig gesehen habe!

Einmal, als ich im Süden mit Hunden auf „Rebhühner“ jagte, hatten meine zwei Pointer bei etwas „vorgestanden“, was ihre Haltung zitternder Erregung – die einen leichten „Schiss“ vermuten ließ – deutlich zeigte, dass es nicht der harmlose Frankolin unserer Suche war. Heraus sprang eine riesige Zibetkatze, die aufgrund des markanten aufrichtbaren Kamms, der über die gesamte Länge des Tieres vom Nacken bis zur Schwanzspitze gerade nach oben stand, fast doppelt so groß wie ihre natürliche Größe wirkte. Sofort erwachte der Jagdinstinkt in beiden Hunden – die bei Federwild ruhig genug waren – wieder. Kurz gesagt, sie brachen ein und verdarben mir so den Schuss; und

nach endlosem Graben, wobei Tonnen von Erde aus dem Loch bewegt wurden, in dem die Zibetkatze Zuflucht gesucht hatte – sie machte keinen Versuch, auf einen Baum zu klettern –, waren wir widerstrebend gezwungen, diese Beute aufzugeben. Im folgenden Monat jedoch brachten unsere Kaffern (dies war im Transvaal) eine andere Zibetkatze, die sie mit Assegais getötet hatten – wie genau, konnte ich nie verstehen.

Ein anderes Tier, von dem man gelegentlich einen Blick erhaschen mag, ist die Ginsterkatze, die ich in Ostafrika zweimal in einen Bau und einmal in einen hohlen Baum gejagt habe. Bei der letzteren Gelegenheit steckte der Gewehrträger, der bei mir war, seine Hand hinein und zog die Ginsterkatze heraus, obwohl er übel gebissen wurde. Dies kann jedoch kaum als zur unsichtbaren Welt gehörig definiert werden, da sie teilweise baumbewohnend ist, und bei einer Gelegenheit im Transvaal erspähte mein Freund Ingle eine in einer Baumgabel, setzte ihr eine .303-Kugel ins Auge, und das Fell liegt jetzt vor mir. Dann gibt es die Stämme der Mangusten – Schwärme von ihnen; doch wie selten sieht man diese, ob in Afrika oder Spanien. In letzterem Land kann man, wenn man von jemandem begleitet wird, der sich auskennt, und mit Pickel und Spaten bewaffnet beträchtliche Teile der Erdoberfläche bewegt, ein halbes Dutzend in einem einzigen Bau fangen. In Afrika wurden die einzigen angetroffenen Mangusten auf S. 33 oben erwähnt.



IMPALA.

Ein zurückgezogener Nachbar in Südafrika (aber nicht so häufig im Osten) ist der Ratel (*Mellivora ratel*), verwandt mit den Dachsen, der ein weiterer Bewohner dieser mysteriösen Löcher ist und der eine Diät aus Wurzeln und Honig dadurch variiert, dass er den leicht begrabenen Kaffern aus seinem Grab ausgräbt; der sich aber lange vor der Dämmerung in die Tiefen der Erde zurückzieht. Unser britischer Dachs besitzt ebenfalls einen „süßen Zahn“ und gräbt im Sommer Bienen- und Wespennester aus. Der Ratel hat, da er kurzbeinig wie ein Dachs ist, keine Schnelligkeit; und wenn er im Offenen gefunden wird, kann er von einem aktiven Mann eingeholt werden. Aber sobald er sich in die Enge getrieben sieht, wendet er sich direkt mit offenem Maul auf kühnste Weise gegen seinen Verfolger. Mr. Selous erzählt mir, dass er sie in seinen Elefantenjagd-Tagen häufig einholte, und in jedem Fall drehten sie sich um und griffen an.

Dies sind einige wenige – wie viele mehr es geben mag, weiß ich nicht – der Tiere, deren Anwesenheit und Handwerk allgegenwärtig sind, die aber selbst einer unsichtbaren Welt angehören.

Wenn der „Sportsman“ in Britisch-Ostafrika (das heißt, wie gesetzlich definiert, der reisende Jäger, der seine 50-Pfund-Jagdlizenz bezahlt hat – da das Wort für mich ansonsten fast ein Schimpfwort ist) sein Exemplar der Jagdverordnungen studiert, bemerkt er in den Verzeichnissen der jagdbaren Tiere einige Namen, die ihn stutzig machen, andere, die ihn überraschen. Das weißschwänzige Gnu zum Beispiel, stellt er fest, ist gesperrt: Aber das liest er mit beträchtlicher Gelassenheit, da er weiß, dass die Art innerhalb einiger tausend Meilen um den Äquator nicht existiert (und nie existierte); noch wird ihn der ausdrückliche Ausschluss des Bergzebras und des Wildesels von seiner Jagdliste bekümmern, da keines von beiden das britische Protektorat bewohnt. Die Erwähnung des „Hirschferkels“ (*Dorcatherium*) mag ein vorübergehendes Unbehagen auslösen; aber erst wenn er „Verzeichnis III“ erreicht, erkennt er in vollem Umfang die Vorteile und Befugnisse, die ihm übertragen wurden. Denn in dieser Kategorie findet er beide unsere oben genannten unsichtbaren Freunde aufgeführt – das Aardvark und den Aardwolf! Zwar ist er auf zwei Tiere jeder Art beschränkt; aber innerhalb der Zeitspanne von kurzen zwölf Monaten könnten sich zwei als mehr als reichliche Zuteilung erweisen.

Im nächsten Verzeichnis (IV) ist es dem „Siedler“ – rechtlich unterschieden vom vorgenannten „Sportsman“ – anscheinend untersagt, auch nur ein einziges Exemplar eines dieser zurückgezogenen Tiere zu nehmen.

HUNTING-KNIFE SHEATHED IN SKIN FROM AN IMPALA'S PASTERN.

Das mag möglicherweise einem jener hellen Blitze von Humor zugeschrieben werden, die es gelegentlich erlauben, die offizielle Routine zu erhellen. Denn es erscheint denkbar, dass ein Siedler, vorausgesetzt, er war dauerhaft ansässig und bereit, seine ganze Zeit der Anstrengung zu widmen (mit Pickel, Spaten und Schaufel), es innerhalb eines Jahres schaffen könnte, eines dieser mysteriösen Mitglieder der unsichtbaren Welt ans Tageslicht zu befördern!

Der afrikanische Busch wimmelt von kleinen Katzen und hundert anderen Nachtaktiven, die man selten oder nie sieht und deren bloße Existenz allein durch das Augenlicht niemals zu vermuten wäre. In einem Lager fanden wir uns neben Mr. Vernon Shaw-Kennedy wieder, der mit Mr. Ateley vom Field-Columbian Museum in Chicago die kleineren Säugetiere für jene große amerikanische Institution sammelte. Die Serie von mausartigen und rattenartigen Geschöpfen, Maulwürfen, Wühlmäusen, Eichhörnchen und anderen, baumbewohnenden, terrestrischen und aquatischen, die sie zusammengetragen hatten, war für uns eine Offenbarung der unendlichen Vielfalt dieser unsichtbaren Welt im kleinen Maßstab.

KAPITEL XXII

GROSSWILD UND SEINE VOGEL-BESCHÜTZER

Wir neigen dazu, eine gegenwärtige Aufgabe als schwieriger zu betrachten als ein früheres, bereits erreichtes Ziel. So mag der Pirscher in Afrika, der über ein steinhartes Veld kriecht, das fast völlig ohne Deckung oder „Vorteil“ ist, mit Neid an die Annäherung an Großwild in den zerklüfteten Hochländern oder schützenden Felsrücken Europas zurückdenken – und sie im Vergleich als einfach empfinden. Er mag sich sogar nach dem weichen Torfmoos sehnen, durch das sich der Hirschjäger in Schottland bei seinem letzten Vorstoß wurmt; doch in jenem Moment kann man nicht sagen, dass Letzterer das Gefühl von Mooswasser, das bis zu seiner Brust dringt, wirklich genießt.

Aber in Afrika – und besonders im Süden, unter dem Wendekreis des Steinbocks, auf den sich diese Bemerkungen insbesondere beziehen – gibt es eine spezielle Schwierigkeit für den Pirscher, die in Europa unbekannt ist. Diese Schwierigkeit entspringt den Gewohnheiten gewisser Vögel, die es sich zur Aufgabe machen, das Wild vor der Anwesenheit von Gefahr zu warnen.

Zwar mag in Schottland wie in Norwegen der unzeitige Abflug von Moorschneehühnern oder ein bergauf hoppelnder Schneehase dem ansonsten ahnungslosen Wild einen Hinweis geben. Aber das ist nicht die oben erwähnte spezielle Schwierigkeit. Das ist lediglich ein Zufall und stellt ein alltägliches Risiko für den Pirscher auf der ganzen Welt dar.

WILD DOG WITH TWO SPOTTED HYENAS.

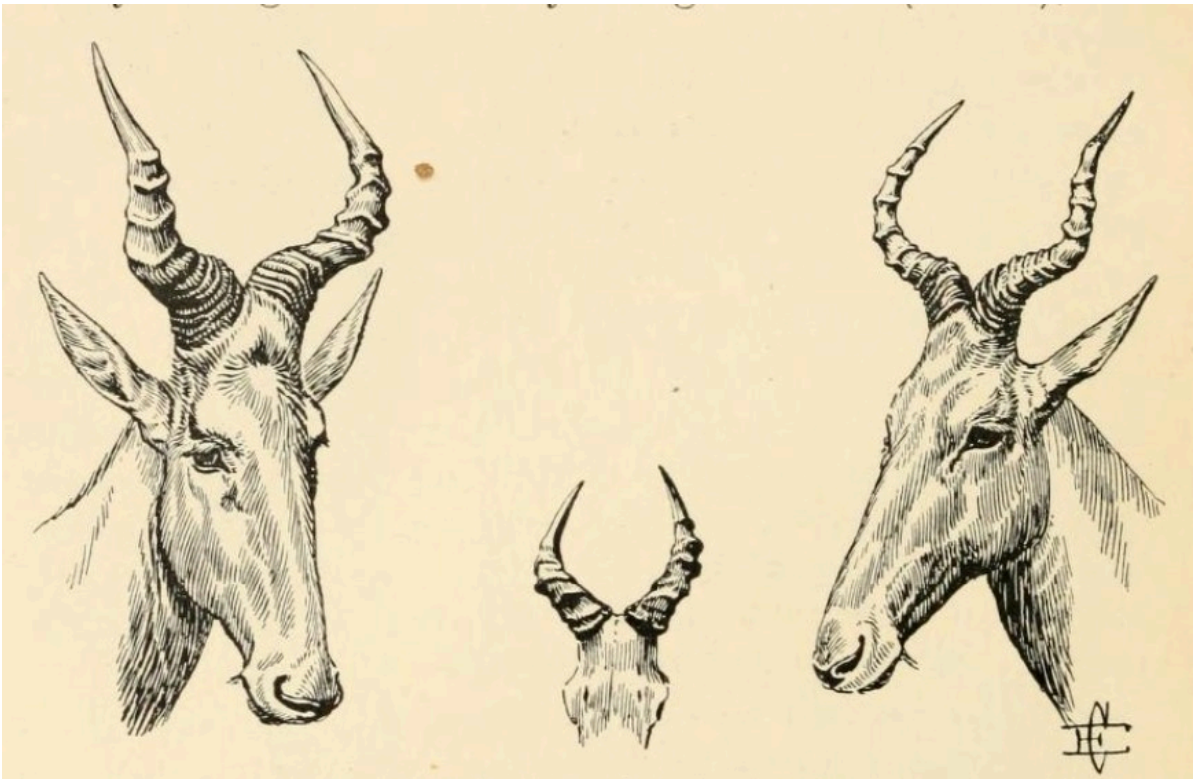
In Afrika ist dieses Risiko ebenso ausgeprägt wie anderswo; denn hier bilden der allgegenwärtige Frankolin und das Perlhuhn, der Spornkiebitz und verschiedene andere Regenpfeifer (zusammen mit manchen Säugetieren) jeweils zusätzliche Gefahrenquellen für den Pirscher. In all diesen Fällen geschieht das Unheil jedoch durch Zufall und nicht mit Absicht.

Dass sich Vögel systematisch darauf verlegen sollten, den Sport zu verderben, indem sie wilde Tiere vor der Anwesenheit des Menschen warnen, erscheint unvorstellbar; und die Motive, die verschiedene Arten dazu bewegen, einen solchen Alarm zu schlagen, bilden eine interessante Studie.

Der wichtigste dieser Vogelplagen, und der beharrlichste, ist der kleine Honiganzeiger (*Indicator*), ein Geschöpf, das nicht größer als ein Sperling ist, dem er auch in Farbe und allgemeiner Erscheinung ähnelt. Nun ist das erste Lebensziel dieses Vogels, die Nester von Wildbienen und Wespen zu plündern – nicht wegen des Honigs, sondern wegen der Larven, der Maden und der Jungen, die diese Nester enthalten. Aber Bienennester sind an festen Orten verschanzt – in hohlen Bäumen oder Felsspalten, völlig außerhalb der Reichweite kleiner Vögel. Der Honiganzeiger hat dieses Problem jedoch bis zu einem Punkt durchdacht, der seinen persönlichen Interessen förderlich ist. Ein Mensch, so weiß der Vogel, macht sich nichts aus Bienenlarven, ist aber einer Ausbeute an wildem Honig nicht abgeneigt. Er ist zudem, wie der Vogel ebenfalls weiß, gewöhnlich mit Axt und Brechstange ausgestattet. Wenn also dieses menschliche Wesen dazu bewegt werden kann, dem gefiederten Führer zu einem Bienennest zu folgen, wird er sicher den Baum aufhauen oder den Felsen spalten, woraufhin der Vogel seines Anteils an der Beute sicher ist.

Das Ergebnis ist in der Praxis fatal für den lautlosen Pirscher. Sobald der Honiganzeiger ihn wahrnimmt, fliegt er auf und rattert ein heiseres, unaufhörliches Geplapper heraus – eine Einladung an den Menschen, die süße Beute zu teilen; aber eine Warnung vor Gefahr für jedes wilde Tier in Hörweite, denn alle interpretieren instinktiv seine genaue Bedeutung. Man kann diesen gefiederten Teufel nicht vertreiben: Er folgt einem von Baum zu Baum; man kann ihn aus offensichtlichen Gründen nicht erschießen. Er wird einen den ganzen Tag nicht verlassen, bis man zustimmt, ihm zu folgen und seinen Willen zu tun!

Die ärgerlichste Phase – ja, geradezu demütigend – ist es, wenn der Vogel den Jäger mitten in einer Pirsch entdeckt, oder vielleicht kurz vor ihrem Höhepunkt. Dann ist die ganze harte Arbeit und möglicherweise eine begehrte Trophäe verloren.



HEADS OF NEUMANN'S HARTEBEEST.
Bull, 18½ ins. (shot later); cow, 15⅝ ins.; immature, 10¾ ins.

In einem Augenblick ist irreparables Unheil angerichtet, und die „Herren der Schöpfung" sind machtlos gegen dieses unbedeutende Atom.

Sollte der Jäger sich entscheiden, seinem Führer zu folgen, wird er ihn fast sicher direkt zu einem Bienennest führen. Das war meine Erfahrung in drei von vier Fällen im Transvaal; im vierten Fall führte er uns zu einer Schlange, die halb in einem hohlen Baum verborgen war. Die Eingeborenen behaupten jedoch, dass der Vogel einen zuweilen absichtlich täuscht, und ich habe gelesen, dass er, wenn man ihm seinen gebührenden Anteil an der Beute verweigert, bei der nächsten Gelegenheit aus Rache zu einem schlafenden Löwen oder Nashorn führt! Ein solches Denken scheint selbst für den scharfen Verstand von *Indicator* zu komplex, und (ich zitiere aus einem Brief in *The Field*, 14. September 1907) „in Ostafrika bestreiten die Wandorobo, dass der Vogel dies jemals tut, behaupten aber, dass er einen manchmal zu einem toten Elefanten bringt, damit man die Stoßzähne bekommt, oder zu einem toten Nashorn, besonders wenn die Tiere schon vor einiger Zeit getötet wurden und die Stoßzähne oder Hörner noch nicht entfernt wurden; auch dass er einen zu dem Riss eines Löwen bringt, aber nicht zu einem Löwen. Diese Wilden sagen, dass Gott diesem Vogel die Aufgabe gegeben hat, für die Menschen Dinge zu finden, die verloren gegangen sind. Die Honiganzeiger zeigen gewiss Unterscheidungsvermögen, indem sie einen nie zu den hohlen Baumstämmen führen, die von Eingeborenen absichtlich in Bäumen platziert wurden, um Bienen anzulocken; solche Stöcke gehören ausschließlich denen, die sie platziert haben, und werden nie von anderen geplündert, da die Etikette in diesem Punkt streng ist." Eigentum und seine Rechte werden anscheinend selbst von diesen niedrigsten aller wilden Stämme anerkannt.

Zweimal verlor ich die Chance, verwundete Tiere zur Strecke zu bringen, durch diese lästige Ursache, und einmal wurde ein Leopard, der völlig arglos direkt zu einem „Riss" kam, von einem Honiganzeiger im Baum darüber gewarnt. Da es kurz vor der Dämmerung war, war das Ziel des Vogels in diesem Fall eindeutig nicht die Honigsuche.

Die Honiganzeiger sind, wie einige Kuckucke (mit welcher Vogelgruppe ihre zygodactylen Füße eine gewisse Verwandtschaft belegen), ebenfalls parasitär – das heißt, sie legen ihre Eier in die Nester anderer Vögel, genau wie bei uns der Kuckuck seine Eier Piepern oder Bachstelzen unterschiebt. Aber in einem wesentlichen Punkt sind die beiden Fälle nicht parallel.

GOLIATH HERON—Biggest of his tribe.

Denn unser Kuckuck, der ein größerer Vogel von falkenähnlichem Aussehen ist, hat keine Schwierigkeiten, sein Ei so verbrecherisch abzulegen; während durch dasselbe Zeichen der junge Kuckuck nach dem Schlüpfen in der Lage ist, seine kleineren Gefährten kurzerhand aus dem Nest zu werfen. Aber in diesem Fall wehren sich die beabsichtigten Pflegeeltern heftig gegen das Eindringen; und das nicht ohne Grund, da das erste Ziel des Honiganzeigers darin besteht, alle Eier des rechtmäßigen Besitzers zu zerbrechen, bevor er sein eigenes ablegt. Da die beiden zudem fast von gleicher Größe sind, kommt es häufig zu erbitterten Kämpfen. Aber ein wahrlich außergewöhnliches Ergebnis folgt. Denn sollte es dem eindringenden Honiganzeiger gelingen, sein eigenes Ei in das

umstrittene Heim einzuschleusen, und es ihm dennoch misslingen, die ursprünglich dort abgelegten Eier zu zerstören, greift die Natur mit einer physischen Vorrichtung ein, die ausdrücklich dazu bestimmt ist, den Übeltäter zu unterstützen. Denn der junge Honiganzeiger ist nach dem Schlüpfen mit zwei starken und scharfen Haken versehen – einer regelrechten Zange – einer an jedem Kieferast, mit denen er seine Stiefbrüder und -schwestern tötet und hinauswirft.

Der beigefügte Entwurf ist in groben Umrissen nach einer Fotografie eines Nestlings von *Indicator* (*I. variegatus*) im exzellenten *Journal of the South African Ornithologists' Union*, Bd. III, Tafel I (Juni 1907) kopiert, wo die folgende Beschreibung des Phänomens von den Herren A. K. Haagner und R. H. Ivy gegeben wird:

„Das Ende des Schnabels beim Nestling ist mit einem Paar Haken versehen, die hart, stark und sehr scharf sind. Diese eigentümlichen Anhängsel, die einen an die reptilienähnlichen bezahnten Vögel der Jura- und Kreidezeit erinnern, wie den *Archaeopteryx macrura* aus dem Mittleren Oolith, sind sehr seltsam, was die Vogelanatomie betrifft, und man muss sich über den Grund ihrer Anwesenheit wundern. Wir können nur vermuten, dass sie dem Nestling beim Hinauswerfen der Jungen des rechtmäßigen Nestbesitzers von Nutzen sind; da er mittels dieser Haken den Vogel, den er hinauswerfen wollte, vollkommen fest packen konnte."

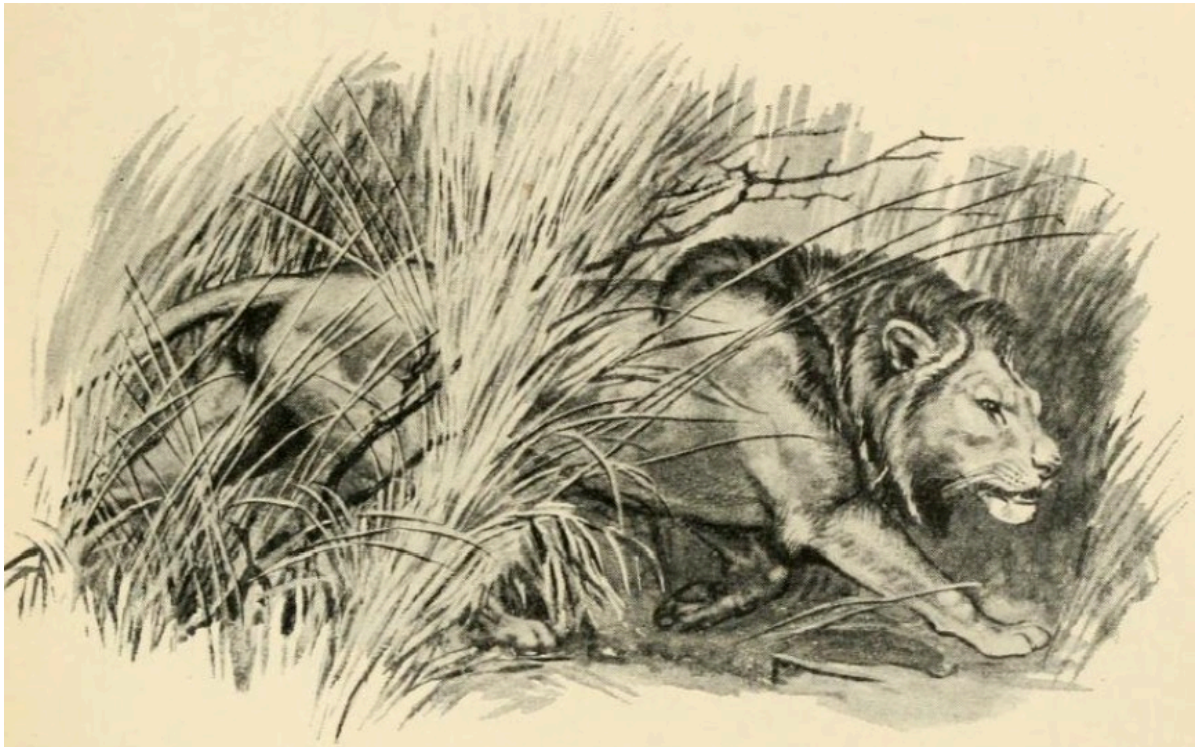
Der Artikel erklärt weiter, dass die geraubten Nester ausnahmslos in Baumhöhlen (wie jenen von Bartvögeln, Spechten usw.) platziert waren, wo die übliche Methode des jungen britischen Kuckucks, sich unter sein Opfer zu schieben und es so hinauszustoßen, nicht funktionieren würde; während diese zahnähnlichen Anhängsel dem Zweck perfekt dienen würden. Schließlich sollte hinzugefügt werden, dass diese bösartigen Haken abgeworfen werden, sobald der junge Honiganzeiger die Geschlechtsreife erreicht.

AFRICAN JABIRU, OR SADDLE-BILL.

Insgesamt wird aus dieser kurzen Lebensgeschichte des Honiganzeigers ersichtlich, dass dieses unbedeutend aussehende kleine Geschöpf in der Tat eine der kraftvollsten und energischsten Persönlichkeiten in der gefiederten Welt besitzt. All dies ist jedoch eher eine Abschweifung.

Als Nächstes in der Rangfolge, in Hinblick auf das angerichtete Unheil, kommen die Turakos oder Bananenfresser (*Musophagidae*), im Transvaal gewöhnlich „Louries" genannt – und von denen einige Arten auch auf dem Laikipia und den Hochplateaus von Ostafrika häufig sind. Dies sind große Vögel von sehr außergewöhnlicher Erscheinung, mit riesigen Kopfschöpfen, die fast den kurzen taubenartigen Schnabel verbergen, lockerem, flauschigem Gefieder und langen, wippenden Schwänzen. Sie sind im Buschveld des Transvaal häufig, insbesondere zwei Arten – der Graue Lärmvogel (*Turacus concolor*), dessen Ruf ein harsches „Kva, kva" und ein resonanter musikalischer Ruf ist, klar wie die menschliche Stimme, „Go 'way, go 'way"; und der hübsche Glanzhaubenturako (*Gallirex*) mit purpurnen Flügeln; neben dem seltsamen, moppköpfigen Grünen Turako, *Turacus corythaix*. Es ist die erstgenannte Art, die bei weitem die lästigste ist. Ich spreche diese Vögel von jeder direkt böswilligen Absicht bei der Verübung ihres Unheils frei. Da ihre Nahrung aus Bananen, Beeren und Baumfrüchten besteht, haben sie kein denkbares Interesse am Großwild oder seinen Jägern: doch sollte einer dieser Vögel ein menschliches Wesen wahrnehmen, erhebt er ein Geschrei, das schnell alle anderen Louries in Hörweite herbeiruft, die alle im gellenden Lärm miteinander wetteifern. Jedes Wild im Umkreis einer Meile macht sich sofort davon.

Eine andere Vogelgruppe, die ebenso häufig und charakteristisch für das südafrikanische Buschveld ist, ist die der Würger (*Laniidae*). Fernab in der Wildnis hört man einen nicht unmusikalischen Chor; anfangs sanft, werden die Töne lauter und wilder, bis sie in einem krächzenden Schlüssel gipfeln und die Darsteller eilig davonfliegen, um sich massenweise auf einem kahlen Baum niederzulassen. Dann sieht man, dass es elsterartige Vögel sind, schwarz und weiß, mit sehr langen Schwänzen. Dies sind Elsterwürger, und sie müssen zu den schlimmsten der Störenfriede gezählt werden. Obwohl diese Würger, wie gerade angedeutet, häufig spontane Konzerte ganz für sich allein geben (die das Wild nicht alarmieren können), ist es mehr als sicher, dass sie auch darauf bestehen werden, „die Versammlung zu adressieren", genau in jenen kritischen Momenten einer Pirsch, in denen ihr unzeitgemäßes Geplapper dem Jäger den sicheren Misserfolg bedeutet.



FIRST GLIMPSE OF A LION.

Die Würger, die Insektenfresser sind, begleiten gewöhnlich die Großwildherden, um die Heuschrecken, Grashüpfer usw. aufzupicken, die von den langsam grasenden Tieren aufgescheucht werden. Offensichtlich würden viel mehr Grashüpfer durch eine flüchtende Herde in volle Bewegung gesetzt als durch einzelne, gemächlich fressende Tiere. So haben die Würger ein direktes persönliches Interesse (wenn sie es wüssten) daran, jede Wildherde zu alarmieren. Dass sie das Problem so tiefgehend durchdacht haben, um das Erscheinen eines Jägers mit dem Alarm des Wildes und dem daraus resultierenden Festmahl an Grashüpfern in Verbindung zu bringen, wäre nicht klug zu behaupten. Aber ob diese Würger nun durch Vernunft oder Instinkt geleitet werden, oder was auch immer ihr genaues Motiv sein mag, für den Pirscher ist das Ergebnis zumindest dasselbe – eine plappernde Schar von Würgern und das Geklapper galoppierender Hufe.

Die Madenhacker oder Ochsenpicker (*Buphaginae*) müssen ebenfalls in die Kategorie der Störenfriede aufgenommen werden. Meine eigene kurze Erfahrung hätte es mir nicht ermöglicht, sie so einzustufen, da ich mich nicht erinnern kann, einen einzigen Schuss durch ihre Einwirkung verloren zu haben. Bei einer Gelegenheit passierte ich ein Nashorn ganz nah und in voller Sicht, und obwohl der große Dickhäuter von mindestens zwanzig gefiederten Parasiten begleitet wurde, die über seinen ganzen Körper krochen, nahmen weder Vogel noch Tier die geringste Notiz. Ich wäre in der Tat fast geneigt gewesen, *Buphaga africana* in einem freundlichen Licht zu betrachten, da die Flüge dieser Vögel, die im Morgengrauen über einen hinwegflogen, gelegentlich die Anwesenheit und Richtung von Wild angezeigt haben. Aber das Zeugnis weitaus erfahrenerer Beobachter hat schlüssig bewiesen, dass der kleine Madenhacker ein volles Gefühl der Dankbarkeit gegenüber seinen Wirten besitzt und gewöhnlich die Tiere alarmiert (besonders Nashorn und Büffel), die ihm in diesem Moment eine Mahlzeit verschaffen.

Die Beschäftigung dieser Vögel besteht, wie ihr Name sagt, darin, von jenen abscheulichen parasitären Insekten zu leben, wie Dasselfliegen, Bremsen, Zecken und anderem Ungeziefer, das in Afrika alle großen Tiere befällt, ob zahm oder wild. Dadurch befreien die Vögel die leidenden Tiere nebenbei von einer quälenden und unaufhörlichen Plage. Denn viele dieser Schädlinge legen ihre Eier in die Haut, wo sie in einer lebendigen

Wiege aus Fleisch und Blut schlüpfen, was ihre Anwesenheit zu einer intensiven, oft wahnsinnig machenden Reizung macht.

LIONESSES RIGHT AND LEFT.
(*By artistic licence grouped nearer than they actually fell.*)

Die Vögel selbst sind etwa so groß wie unsere Stare, ohne besondere Persönlichkeit, und sind mit einem starken, keilartigen Schnabel ausgestattet, der gut zum Ausgraben ihrer sich einbohrenden Beute geeignet ist. In der Farbe variiert dieses Organ von leuchtendem Gelb bis zu blassem Rot.

Dass *Buphaga erythrorhyncha* von ehrlicher Sorge um die Sicherheit des Wildes geleitet wird, scheint durch die Tatsache demonstriert zu werden, dass ihr Verhalten ganz anders ist, wenn sie auf dem Rücken von Rindern oder Haustieren fressen. In solchen Fällen wird der Erscheinung eines menschlichen Wesens keinerlei Beachtung geschenkt und keine Warnung gegeben. Der Vogel scheint die Tatsache logisch erschlossen zu haben, dass Rinder durch den Jäger nicht in Gefahr sind.

Es gibt mehrere andere Vogelarten, die gelegentlich (ob mit Absicht oder anderweitig) dem Wild Alarm übermitteln. Unter diesen können die Glanzstare, Blauracken, Mausvögel und der Gaukler genannt werden. Auch Silberreiher und Kuhreiher begleiten das Wild und lassen sich auf ihrem Rücken nieder, um Fliegen und Zecken zu fressen; sie sollten genannt werden, obwohl sie, da sie so auffällig und leicht zu meiden sind, dem Jäger nie Ärger bereiten.

In Ostafrika ist einer der lästigsten Vögel für den Großwildjäger der Schwarzflügelkiebitz (*Stephanibyx melanopterus*), ein schreiender, kiebitzartiger Vogel mit einer ehernen Stimme und der Lungenkraft einer Suffragette.

Viele Vögel „geben“, wie allgemein bekannt ist, gewöhnlich „Laut“, wenn sie ein fremdes Geschöpf oder etwas, das sie verdächtigen, sehen. Zu Hause sind alle mit dem Aufruhr

vertraut, den kleine Vögel veranstalten, wenn sie eine herumschleichende Katze oder einen Hermelin oder eine Schlange entdecken, oder eine schlummernde Eule in einem efeubewachsenen Baum. Dies ist, wie ich vermute, das Motiv – der gemeinsame Impuls, jedes fremde oder verdächtige Objekt zu mobben –, das die meisten der oben genannten Vögel dazu bewegt, sich als Plagegeister aufzuführen. Der Honiganzeiger hat, wie erklärt, ein klares und bestimmtes Ziel dabei; während die Würger ebenfalls, wie angedeutet, ein intelligentes Motiv haben könnten. Aber beim Rest ist es lediglich der „Mobbing"-Instinkt. Dieser Impuls ist umso größer, wenn – wahrscheinlich zum ersten Mal in ihrem Leben – solche Vögel wie Turakos, Kiebitze, Blauracken und der Rest große Geschöpfe wie menschliche Wesen flach auf der Erde beobachten, die sich mit heimlicher, schlangenartiger Bewegung vorwärtsbewegen – natürlich schlagen sie dann Alarm.

SAVAGES DANCING AROUND DEAD LIONESSES.

Vogelplagen können somit in drei Klassen unterteilt werden, nämlich: (1) Jene, deren Einmischung rein zufällig ist, wie die Frankoline, Perlhühner usw.; (2) jene, die aus reiner „Böswilligkeit" stören, wie Kiebitze, Louries, Blauracken und dergleichen; während (3) die Honiganzeiger, und möglicherweise auch die Würger, einen klaren und intelligenten Grund für ihre (dennoch) unzeitgemäßen Bemühungen vorweisen können.

KAPITEL XXIII

FASCICULA

I. Rückblick

Es mag nach einem abgeschlossenen Wagnis amüsieren, zu dem fernen Standpunkt zurückzukehren, von dem aus ein gelobtes Land zuerst überblickt wurde, und die ursprünglichen Ideen und die damalige Geisteshaltung „wiederherzustellen". So betrachtete mein Bruder eine ostafrikanische Expedition, als sie ihm im April 1904 zum ersten Mal vorgeschlagen wurde:

„Ich habe gerade wieder im ‚Jackson' [Badminton – ‚Big Game'] gelesen und gestehe, dass ich etwas beunruhigt bin, obwohl die Eisenbahn die Dinge seit jener Zeit natürlich verändert hat. Dennoch spricht er nicht davon, dass das Kilimandscharo-Land gänzlich gesund sei, und warnt vor ‚Fliegen', die, wie du weißt, mein Tod sind. Zweifellos gab es Unmengen an Wild – wobei ich wohlgemerkt eine sehr klare Demarkationslinie zwischen Großwild und gefährlichem Wild ziehe. Elefant, Nashorn, Löwe, Büffel und all solche Arche-Noah-Bestien liegen außerhalb meines Plans. Was die subtileren und giftigeren Bestien des Feldes angeht, muss ich einfach auf die Vorsehung vertrauen, um deren Rache zu entgehen. Die Giraffe zu töten, betrachte ich überhaupt als Schande, und so bleiben mir nur die Antilopen. Um die größeren Arten zu bekommen, werden wir weit von der Eisenbahn wegtrekken müssen, und ich glaube nicht, dass einer von uns beiden jetzt noch sehr harte Arbeit in solch tropischer Hitze leisten kann; und wenn man zu hoch hinaufgeht, gibt es nichts als Elefanten, und das im undurchdringlichen Wald! Jackson spricht davon, dass die Arbeit [hinter Elefanten her] völlig erschöpfend sei. Nun, ich liebe Großwild und kann den ganzen Tag auf einem Baumstamm sitzen und danach Ausschau halten, aber... Wie auch immer, ich muss das Gewehr dieses Jahr loslassen. Es geht nicht an, eine Waffe zu behalten, die (wie man sagt) durch vierundzwanzig Zoll solides Eichenholz dringt, und sie ungenutzt stehen zu lassen."

In einer späteren Notiz:

„Ja, ich übernehme es, mich um die notwendigen medizinischen Vorräte usw. zu kümmern, verstehe aber kaum, welche ‚speziellen Heilmittel' du meinst – falls du mit ‚Hornstichen' ein Aufspießen durch ein Nashorn meinst, ist der einzige nützliche Artikel, den ich vorschlagen kann, ein Eichenanzug mit Messingbeschlägen."

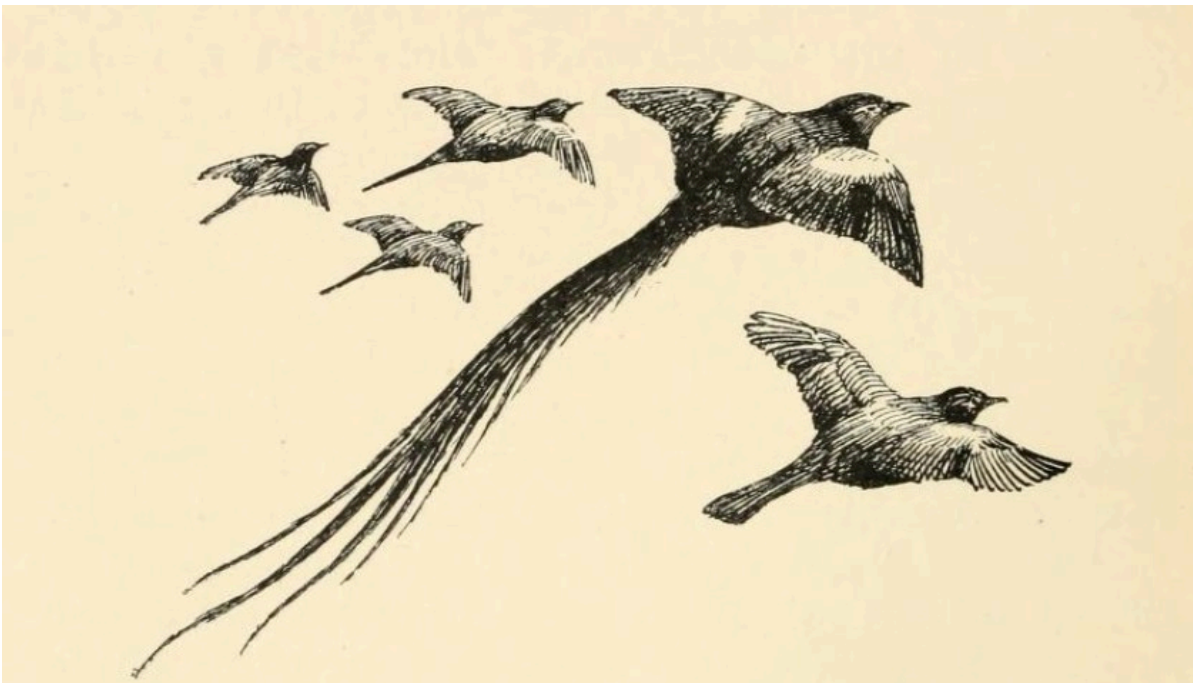
Nun, seitdem haben wir zweimal in der tatsächlichen Praxis den wahren Grad all dieser vorhergesagten Risiken und Übel erfahren. Die tropische Hitze, der Bergwald, die Malariabrise, die wilden Bestien und die subtilen – wir sind ihnen allen begegnet und haben, unter einer gnädigen Vorsehung, den messingbeschlagenen Anzug nicht benötigt.

Wir erlebten dennoch während zweier vergleichsweise kurzer Expeditionen (und abseits aller Risiken wie Fieber und dergleichen) mehrere Fälle greifbarer Gefahr durch wilde Tiere, wie hierin zuvor berichtet.

II. Gefahr

Welcher Grad an Gefahr begegnet einem bei der afrikanischen Jagd? Viele, die keine praktische Erfahrung haben und deren Wissen sich auf das Lesen beschränkt, neigen dazu, sie zu übertreiben. Andererseits minimieren diejenigen, die es wissen, vielleicht die damit verbundenen Risiken, teils aus der Furcht heraus, man könne sie verdächtigen, ihre eigenen Taten oder ihren persönlichen Mut zu preisen. Dann gibt es jene dritte Gruppe – diejenigen, die nicht überleben, um davon zu berichten. Und man kann nicht viel Zeit in Afrika verbringen, ohne überrascht zu sein über die Anzahl der „Unfälle" – viele davon tödliche Unfälle –, die ständig passieren und von denen kein Wort nach Hause dringt. Der gelegentliche Wanderer, die abenteuerlustigen Geister des Hinterlandes, diese ereilt der plötzliche Tod – oder sie sterben an Wunden oder Wundbrand – und kein Protokoll bleibt zurück.

Mein eigener Eindruck neigt zu der Überzeugung, dass es in fast jedem Fall einen nennenswerten Grad an Gefahr bedeutet, es entweder mit Elefant, Nashorn, Büffel oder Löwe aufzunehmen. Gelegentlich mag man natürlich einen „leichten Job" genießen; aber bei diesen vieren kann man sich darauf nicht verlassen. Zudem ist im entscheidenden Moment der Jäger – oder der Jagdinstinkt – so absolut dominant; Denken und Handeln müssen so sehr auf den Erfolg allein konzentriert sein, dass jede andere Vorstellung eliminiert wird. Es bleibt keine Zeit, über Gefahren nachzudenken. Wenn daher alles vorbei ist und die Bestie tot vor einem liegt, neigt der Geist, beschäftigt mit dem erzielten Erfolg, dazu, jene vorangegangenen Momente von entscheidender, vitaler Bedeutung zu ignorieren, die vergangen sind und denen man selbst zu der Zeit keinen Gedanken schenkte. Trotz alledem mögen jene Momente kritisch gewesen sein, gefährlich bis zum letzten Grad. Das Gewehr hat triumphiert, aber das Ereignis hätte gut anders ausgehen können – eine Wendung des Unglücks, eine Sekunde Verzögerung oder Verlust der Nerven, eine unüberlegte Bewegung oder ein falsches Manöver, und der Fall hätte sich umkehren können.



KING WHYDAHS.
Males entirely black except the band of crimson and buff on fore-wing.

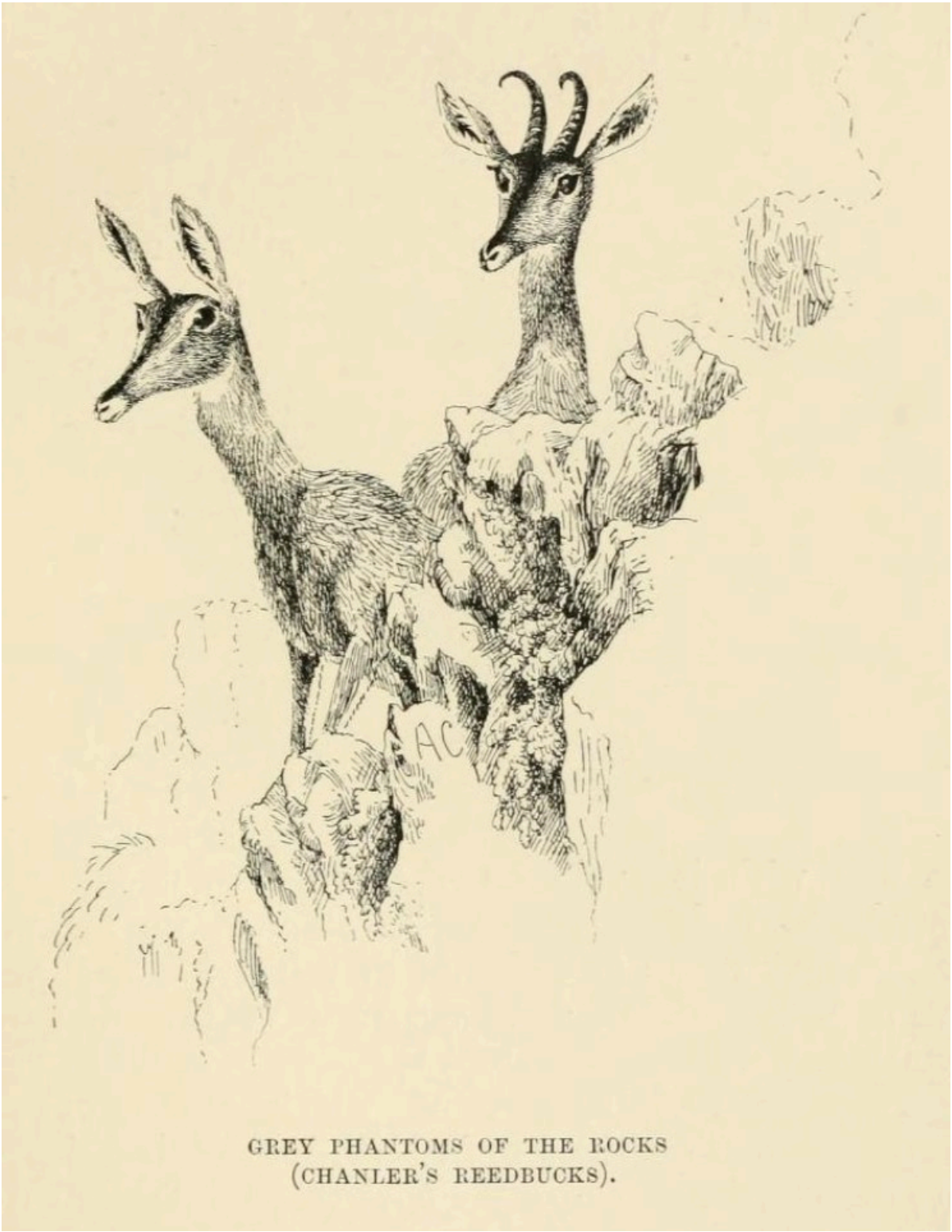
Einige von denen, die diese letztere Alternative voll erkannt haben, leben vielleicht nicht mehr, um sie festzuhalten. Aber es ist kaum klug, sie gänzlich zu ignorieren; noch dem bewundernswerten britischen Charakterzug, Gefahr durch Leugnen ihrer Existenz herabzusetzen, zu weiten Spielraum zu geben. Der Punkt dieser Ausführungen ist es, darauf zu bestehen, dass niemand die Verfolgung der vier genannten Tiere unternehmen sollte, ohne zuvor zu erkennen, dass dies aller Wahrscheinlichkeit nach ein gewisses Maß an Risiko beinhalten kann.

Dieser Grad erscheint am größten im Falle von Elefanten, da diese durchaus dazu neigen, ohne Vorwarnung und bevor sie überhaupt behelligt wurden, die Offensive zu ergreifen. So mag es zwar auch das Nashorn tun; aber in seinem Fall reduziert der Mangel an Intelligenz (und ebenso an Bösartigkeit), gepaart mit sehr mangelhaftem Sehvermögen, die Gefahr. Bei Büffel und Löwe beginnt das Hauptrisiko erst, nachdem das Tier verwundet ist, obwohl es dann akut genug werden kann.

Der Löwe wiederum besitzt eine hohe fortschrittliche Intelligenz, die durchaus in der Lage ist, sich an wechselnde Umstände anzupassen. So scheint das neue System, Löwen zu Pferd zu stellen („riding lions"), wie es oben (S. 216) kurz erwähnt wurde, bei den Löwen jener Regionen, wo es praktiziert wird – wie den Athi-Ebenen –, eine klare Tendenz zu entwickeln, auch unprovoziert anzugreifen, und insbesondere Reiter anzugreifen, die sie als systematische Feinde zu betrachten lernen.

Dies verdeutlicht der folgende Bericht über einen kürzlichen Todesfall auf den Athi-Ebenen. Ich übertrage dies aus einem Brief eines Freundes in Ostafrika:

> „Ich bedauere, dir mitteilen zu müssen, dass Mr. Lucas aus Donyo-Sabuk letzte Woche (Mai 1906) von einer Löwin getötet wurde. Es geschah so: Löwen hatten seit einiger Zeit sein Vieh behelligt, also schrieb er an Capt. Goldfinch, den du kennst, er möge herüberkommen und ihm helfen. Sie ritten zusammen auf dem Athi, als plötzlich eine Löwin auf Goldfinch sprang und Pferd und Reiter zu Boden warf. L. feuerte sofort aus dem Sattel, woraufhin die Bestie sofort von Goldfinch abließ und auf Lucas sprang, ihn und sein Pony umwarf, ihm das Gesicht zerkrallte und seinen Arm so übel zurichtete, dass er wenige Tage später im Krankenhaus starb. Ich sollte hinzufügen, dass Goldfinch, so zerfleischt er war, seinem Freund beistand und der Löwin aus nächster Nähe ins Ohr schoss und ihr den Gnadenschuss gab. Man hört selten davon, dass diese Bestien unprovoziert angreifen, wie diese es tat. Ein junger Mann ist auch gerade bei Nyeri von einem Nashorn getötet worden. Er war unbewaffnet und konnte der Bestie nicht aus dem Weg gehen."



GREY PHANTOMS OF THE ROCKS
(CHANLER'S REEDBUCKS).

Nicht nur sind die vier genannten Tiere durch bloße Kraft fähig, fast augenblicklich menschliches Leben zu vernichten, sondern sie besitzen auch eine Schnelligkeit und eine Aktivität jenseits dessen, was man von solch ponderosen Bestien erwarten würde. Sollte daher der kritische Moment überhaupt eintreten, so kommt er in Form eines kopfüber geführten Angriffs, der, wenn er durchgezogen wird, den kühlsten Nerv erschüttern kann.

III. Schlangen

Von den oben erwähnten „subtileren und giftigeren Bestien des Feldes“ ist Ostafrika bemerkenswert frei. Während der gesamten Zeit unserer Wanderungen, einschließlich Sommer- und Wintersaison, sahen wir insgesamt keine zwölf Schlangen, und die

Brillenschlange, die meinen Bruder auf dem Athi angriff (S. 228) und für ihre Vermessenheit erschossen wurde, bot den einzigen Fall von momentaner Aufregung. Diese Schlange (*Naja haje*) stößt nicht nur mit ihren Giftzähnen zu, sondern ist auch fähig, ihr Gift aus dem Maul zu spritzen.

In jenem Distrikt sahen wir während unserer Löwen-Treibjagden drei oder vier ziemlich große schwarze Schlangen, die den europäischen Nattern ähnelten und wahrscheinlich 6 oder 7 Fuß lang waren, vermutlich schwarze Mambas. Dies war im Januar, und zur gleichen Jahreszeit stießen wir auf eine Puffotter oberhalb von Nakuru. Eine peitschenartige, otternähnliche Schlange, ebenfalls nahe Nakuru, aber im August, vervollständigt unsere Liste. Es muss hinzugefügt werden, dass Pythons, obwohl wir sie zufällig nicht sahen, nicht ungewöhnlich sind, besonders bei Solai und Baringo. Am letzteren Ort hat Mr. Archer mehrere geschossen – einen von 18,5 Fuß, der gerade ein Wasserbock-Kalb getötet hatte, wie das Foto auf S. 290 zeigt.

In Südafrika herrscht ein ganz anderer Zustand. Dort gibt es Schlangen vieler Arten im Überfluss, einschließlich mehrerer gefährlicher Spezies. Die grüne Mamba zum Beispiel war im Buschveld des nordöstlichen Transvaal besonders zahlreich, wo manchmal drei oder vier zusammen auftauchten, ihre bösartigen Köpfe alle vertikal ein oder zwei Fuß hoch über das Gras erhoben, während sie kühl den Störenfried musterten, bevor sie in derselben halbaufrechten Haltung davonlitten. Diese Mambas schienen etwa 10 oder 12 Fuß lang zu sein, wovon ein Drittel aufrecht getragen wird, während der Rest am Boden entlanggleitet. In der Dicke mochten sie 18 Zoll im Umfang messen. In der Gewissheit, dass ihr Biss nach einer halben Stunde schrecklicher Qualen den sicheren Tod bedeutet (obwohl ich nicht sagen kann, ob dies wahr ist oder nicht), konnte man diese gleitenden Erscheinungen nur mit einem kalten Schauder und einem gefrierenden Gefühl in der Herzgegend betrachten.

VIS-À-VIS.

Puffottern bis zu 4 Fuß Länge, sehr dick, mit flachen krötenartigen Köpfen, sind im Transvaal zahlreich, wenn auch zur Zeit meines Besuchs (Juni bis September) etwas lethargisch. Einem Weibchen, das am 2. Juli getötet wurde und 36 Zoll lang war, entnahm ich zwanzig Eier, etwa von der Größe von Drosseleiern. Es gab auch Ringhals-Schlangen (*Sepedon haemachatis*) und andere Arten, nicht zu vergessen den Python. Einer dieser letzteren, den wir töteten, maß 11 Fuß 9 Zoll, aber das liegt weit unter ihrer vollen Größe, denn Pythons von 22 Fuß sind dokumentiert worden.

Bei einer Gelegenheit zeigte ein Shangani-„Boy“ bei mir aufgeregt in ein Loch, das in eines jener labyrinthischen Gangsysteme führte, die von Geschöpfen der „unsichtbaren Welt“ gegraben wurden, und darin sah ich etwa zwölf Zoll eines sichtbaren Pythons, einen Fuß unter der Erde. Die Enden erstreckten sich über Yards in beide Richtungen. Ich lieh mir den Assegai des „Boys“, stieß ihn hart durch den Körper der Bestie und tief in den Boden darunter – dann drehte ich mich um und floh. Für einen Moment erschien der Kopf eines Pythons an einem anderen Ausgang, dann begann der Assegai zu zucken und sich zu winden, bevor er schließlich für immer verschwand!

Hier, im Transvaal, gab es auch große Warane oder Leguane, baumbewohnende und terrestrische, von denen einige 4 bis 5 Fuß Länge erreichten – zwar völlig harmlos, aber dennoch kann sie niemand als angenehme Gefährten betrachten. In Ostafrika sahen wir keine Spur von ihnen.

Letzteres genießt zudem eine glückliche Immunität sogar vor den größeren schädlichen Insekten – die kleineren sind zugegebenermaßen schlimm genug. Ich kann mich nicht erinnern, in Ostafrika einem Dutzend Skorpionen begegnet zu sein, während im Süden jeder Lagerplatz mühsam von Steinen und anderen Unterschlupfen befreit werden musste

– und selbst dann fanden Skorpione Zuflucht unter der Badewanne! Nur einmal jedoch wurde ich gestochen, und das durch die (aus der Zivilisation geborene) unangebrachte Gewohnheit, mich jeden Morgen zu waschen. Um meine Kulturbeutel im Dunkeln zu finden, pflegte ich ihn an einen passenden Baum zu hängen, und an diesem besonderen Morgen befand sich die giftige Bestie darin! Der Schmerz ist zwölf Stunden lang heftig und hält in abgemilderter Form noch einmal die doppelte Zeitspanne an.

IV. Die Safari

Die Ausrüstung einer Safari – das heißt die Ausstattung einer Expedition für beispielsweise drei oder vier Monate im Landesinneren – erfordert viel Überlegung, Voraussicht und Organisation. Man kann sagen, dass die ersten beiden Voraussetzungen durch die effizienten Vorkehrungen der Jagdaggenten in Mombasa und Nairobi recht gut erfüllt werden. Die dritte hängt weitgehend vom „Neapara" oder Headman ab.

Unter der Annahme, dass beabsichtigt ist, eine gewisse Strecke von der Eisenbahn weg vorzudringen, wird eine Truppe von mindestens dreißig bis vierzig Trägern oder mehr benötigt – denn in Ostafrika stehen Lasttiere aufgrund des Schreckens der Tsetsefliege nicht zur Verfügung.

Zählt man dazu ein paar Somali-Jäger mit jeweils zwei Gewehrträgern, Zelt-Boys, Koch und Kochgehilfen, zusammen mit der erforderlichen Anzahl von Askaris – wie gesetzlich vorgeschrieben –, so hat man einen stattlichen Haufen von Wilden. Wenn nun die gesamten Gedanken und die Aufmerksamkeit durch die primären Ziele der Expedition absorbiert sind, ist es im höchsten Maße unbequem für die Leiter, ständig dazu aufgerufen zu werden, Details der Organisation, Disziplin und dergleichen zu regeln. Dennoch müssen diese Angelegenheiten geregelt werden; und von ihrer effizienten Ausführung Tag für Tag hängt nichts Geringeres als der Komfort und der Erfolg des gesamten Unterfangens ab.

Diese Pflichten sind auch keine geringfügige oder unbedeutende Angelegenheit. Sie beinhalten zum Beispiel die Bereitstellung, Überwachung und tägliche Ausgabe von Rationen, zusammen mit ihrer ordnungsgemäßen Unterteilung auf die verschiedenen „Messen"; die Zuteilung von Lasten und anderen Aufgaben, sowohl im Lager als auch auf dem Marsch, an jedes Individuum; das Einteilen und Ablösen von Wachen und Arbeitstrupps für Holz und Wasser, zusammen mit der ständigen Aufrechterhaltung von Ordnung und Zufriedenheit und hundert kleineren Angelegenheiten.

All dies fällt – oder sollte fallen – auf den Neapara oder vorgenannten Headman. Ein effizienter Headman, stark, einsichtig und energisch, bedeutet eine zufriedene Safari und eine reibungslos laufende Expedition. Andererseits ruiniert ein schwacher, nur auf den eigenen Vorteil bedachter Neapara die ganze Show.

All dies, so mag man einwenden, ist selbstverständlich. Zugegeben; wenn man es so in klaren Worten nach dem Ereignis ausdrückt. Aber in der Praxis versagt die Voraussicht manchmal, und man erkennt solche Tatsachen erst, wenn man einem schlecht geführten Haufen halb meuternder Wilder fernab in der afrikanischen Wildnis gegenübersteht. Dieses Ereignis kann leicht eintreten, sollte Ihr Headman zur zweiten der beiden oben definierten Kategorien gehören. Ich spreche aus Erfahrung mit beiden.

Unser erster Headman war eine geborene Führungspersönlichkeit – und er sah auch so aus. Als ich in Mombasa zum ersten Mal dieser gewaltigen, dunklen Persönlichkeit vorgestellt wurde, von riesigem Körperbau und drohender Miene, konnte ein Zittern der

Furcht – lassen Sie es mich gestehen – kaum unterdrückt werden. Ich hoffe, es wurde verborgen. Die Vorstellung, Monate in der Wildnis in Gesellschaft dieses wilden Sudanesen zu verbringen, beunruhigte für einen Moment; aber es verging keine lange Zeit, bis wir den Schatz, den wir besaßen, zu schätzen lernten. Vor diesem eisernen Willen (und der offensichtlichen Macht, ihn durchzusetzen) schmolzen Schwierigkeiten und Probleme wie Butter auf heißem Toast – wenige wagten es in der Tat jemals, sich ihm entgegenzustellen. Disziplin beruht im wilden Afrika zuerst auf der moralischen Macht; aber wenn diese versagt, wird als nächstes Mittel Gewalt zum einzigen Gesetz.

Lange danach, als wir weit draußen an einer abgelegenen Station im Landesinneren waren, fragte uns unser Freund, der offizielle Vertreter von König und Empire, wie dieser Headman sich verhalte; und auf die Antwort, dass wir vollkommen zufrieden seien – dass kurzum die gesamte Routinearbeit wie eine Maschine liefe –, entgegnete er, dass ihn das nicht überrasche; dass er es in der Tat genau so erwartet habe. Natürlich fragten wir, ob unser Freund diesen wilden Anführer schon einmal getroffen habe. „Oh ja; er hat seine Haftjahre hier in der Kettensträflingsabteilung abgeleistet!“ „In der Kettensträflingsabteilung! Wofür?“ „Oh, ich glaube, es war Mord.“

Nun lässt eine solche Antwort, die mehr oder weniger beiläufig geäußert wird, jeden, der den gewöhnlichen britischen und insgesamt bewundernswerten Respekt vor den Zehn Geboten hegt, innehalten. Aber bei näherer Überlegung erkennt man, dass moralische Standards in Zentralafrika eine breitere Basis besitzen als zu Hause. Andere Länder, andere Sitten; wilde Länder... nun ja, nicht wilde Sitten, aber Sitten, die an die Umgebung angepasst sind. Der Schluss, zu dem ich gelangte – und den ich immer noch vertrete –, ist, dass man im äquatorialen Afrika in der gegenwärtigen Epoche keinen besseren Headman haben kann als einen respektablen Mörder – einen Mörder auf der eigenen Seite. Bedenken Sie, dass Ihr Lieblingsmörder seine Tat bereits gesühnt hat und gesetzlich wieder ein freies und verantwortliches Mitglied der afrikanischen Gemeinschaft ist. Aufgrund dieses Schlusses schrieb ich Monate vor Beginn meiner nächsten Expedition nach Ostafrika und bat unsere Agenten in Mombasa dringend, uns erneut die Dienste dieses selben Headman zu sichern; oder zumindest in Ermangelung seiner Person einen anderen genau wie ihn. Vielleicht mochte darin ein gewisser Funke Teufelei liegen, denn unsere guten Freunde in Mombasa antworteten schwach, dass sie ihr Bestes tun würden, aber dass sie noch nie zuvor davon gehört hätten, dass „Attentäter so hoch im Kurs stünden!“

Leider für uns scheiterten ihre Bemühungen; und unser zweiter Headman war ein armseliges, energieloses Exemplar, ohne Seele zum Führen oder die Macht zur Kontrolle. Das Ergebnis bedeutete endlosen Ärger, Tag für Tag, bei der Leitung und dem Management unserer Safari, wobei die Disziplin, soweit vorhanden, jene war, die wir selbst durchsetzten.

Das Ende war, wie bereits angedeutet (S. 236), offene Meuterei; als die Kräfte der moralischen Überzeugung notwendigerweise durch jene ersetzt werden mussten, die durch den Sjambok repräsentiert werden. Der gewünschte Effekt erziehlend.

KAPITEL XXIV

VERSTREUTE NOTIZEN ÜBER OSTAFRIKANISCHES WILD

I. Über bestimmte Antilopen, denen wir nicht begegnet sind

Bongo. — *Tragelaphus euryceros.*

Es erscheint unglaubwürdig, dass ein großes wildes Tier, das zudem eine prächtige Trophäe trägt, in unmittelbarer Nähe existieren kann – wie es dies am Eldama Ravine tut, keine zwanzig oder dreißig Meilen von der Uganda-Bahn entfernt –, und dennoch unseren besten Jägern trotzt. Und nicht der Bongo allein, denn in denselben tropischen Wäldern des Mau und von Laikipia lauert auch, ungesehen und ungeschossen, das Riesenwaldschwein, das (nach einigen Haut- und Knochenfragmenten, die man von Eingeborenen erhielt) *Hylochoerus meinertzhageni* getauft wurde.

Das scheinbare Paradoxon mildert sich erheblich, wenn man die gewählte Heimat dieser beiden unbekannten Tiere zu Gesicht bekommt. Es ist das, was gemeinhin als „undurchdringlicher Wald" bezeichnet wird; und damit ist, wenn Sprache überhaupt eine Bedeutung hat, das Rätsel sofort erklärt. Aber ist irgendein Wald undurchdringlich? Ich hätte die Möglichkeit bezweifelt, hätte ich nicht selbst diese Walddschungel des Mau gesehen. In begrenztem Maße, langsam und mühsam, mögen sie durchdringbar sein; alles darüber hinaus muss der vollen Kraft der Jugend vorbehalten bleiben, wenn Eifer und physische Macht keine Grenzen kennen. Da dieses Alter in meinem Fall bereits verdoppelt war, muss das kompromisslose Epitheton anerkannt werden – für mich sind diese Wälder undurchdringlich.

Der Bongo ist ein gewaltiges Tier, eine der schwersten Antilopen, mit einer Schulterhöhe von 4 Fuß und massiven, aufrechten Hörnern von fast einem Yard Länge. Diese belegen durch ihre abgeflachte, abrupt gedrehte Form und Krümmung deutlich die Verwandtschaft des Besitzers mit den Buschböcken; und der Bongo steht in der systematischen Klassifizierung zwischen dieser Gattung und den Njalas oder Schirrantilopen.

Situtunga. — *Tragelaphus spekei.*

Eine wasserliebende Antilope, beschränkt auf dichte Sümpfe und Papyruslager, hauptsächlich, wie es scheint, in der Region des Victoria-Nyanza.

Gerenuk. — *Lithocranius walleri.*

Bemerkenswert in der Erscheinung – mit seinem abnormal langen, giraffenartigen Hals – ist das Gerenuk ebenso bemerkenswert in seiner Verbreitung. Sein Hauptquartier liegt in Somaliland, von wo es sich südwärts über das (britische) Jubaland bis zum Tana-Fluss ausbreitet; aber dort macht es halt. Im Großen und Ganzen findet man kein Gerenuk in der zentralen Zone von Britisch-Ostafrika (entlang der Uganda-Bahn). Aber weiter südlich, nach einem leeren Gürtel von 100 Meilen oder mehr Breite, tauchen diese Antilopen in den Seringeti-Ebenen südlich von Voi wieder auf.

Hunter-Antilope. — *Damaliscus hunteri.*

Nur am Tana-Fluss und nördlich davon.

Topi. — *Damaliscus jimela.*

Diese Art hatten wir in unser Programm aufgenommen; wir wurden jedoch durch den Ausbruch des Nandi-Aufstands daran gehindert, ihren Lebensraum im Mau-Hochland zu erreichen. Das Topi ist dort nicht selten, aber zahlreicher am Tana-Fluss und in Jubaland.

Pferdeantilope. — *Hippotragus equinus.*

Diese wurde in Ostafrika immer als seltenes Tier betrachtet; dennoch hätten wir ihr mit Glück an verschiedenen Punkten unserer Reisen begegnen können – etwa am Athi oder im Land zwischen Nakuru und Baringo – doch solch gutes Geschick war uns nicht beschieden.

Rappenantilope. — ***Hippotragus niger.***

Nur in der Küstenregion zu finden, insbesondere in den Shimba-Hügeln, einige Stationen die Bahnstrecke von Mombasa hinauf; und in keiner großen Zahl – zwei oder drei kleine Herden mit schwachen Trophäen. Da wir viel bessere Exemplare aus dem Transvaal besaßen, suchten wir in Ostafrika nicht nach der Rappenantilope. Meine beiden besten Bullen, geschossen im Lebombo-Buschveld, massen 44,5 bzw. 42 Zoll. Diese, zusammen mit vielen anderen feinen Trophäen, verlor ich durch den Ausbruch des Krieges im Transvaal – Oktober 1899 –, als die Buren das Haus und das Lager meines Begleiters niederbrannten.

Kudu. — ***Strepsiceros kudu.***

Wir haben dies nicht versucht, obwohl Baringo eine bekannte Lokalität ist. Seine Schlupfwinkel dort liegen in besonders steinigen Bergen – Haufen von schroffen Felsblöcken, verborgen inmitten von zähem Gras und geschmückt mit Dornenranken, das härteste Gelände. Der tödlichste Feind des Kudus in dieser Region ist der Wildhund.

Kleiner Kudu. — ***Strepsiceros imberbis.***

Die große Schwierigkeit besteht darin, diese Antilopen zu sehen, bevor sie einen sehen, denn ihre eigentümliche Färbung und die Dichte des Busches machen sie fast unsichtbar.

II. Über die Wachsamkeit des Wildes

Alles Wild ist von Natur aus wachsam und auf der Hut. Nie, auch nur für einen einzigen Augenblick, ist die Möglichkeit einer Gefahr ganz aus ihrem Bewusstsein verbannt: und dies spiegelt sich in jeder Haltung und jedem Ausdruck wider. Aber in Ostafrika, wo der Mensch nur einer (und dazu eine untergeordnete Größe) unter zahlreichen mehr gefürchteten Feinden ist, sind diese Merkmale bis zu einem Grad verstärkt, der vielleicht jenseits der Kraft von Feder oder Stift liegt, ihn darzustellen.

Illustrierend für diesen Punkt: Wie selten sieht man hier Wild liegend oder in Positionen völliger Ruhe? Zwar erblickt man während der Monate auf dem offenen Veld gelegentlich solche Szenen; aber sie sind Ausnahmen. Man kann sich fast an jeden einzelnen Fall erinnern.

Diese Bemerkungen gelten natürlich nicht für die großen Dickhäuter, die nichts zu befürchten haben – außer dem Menschen allein; und in geringerem Maße für den Büffel, der, von nächtlicher Lebensweise, den ganzen Tag über liegt, gewöhnlich jedoch im dichtesten und undurchdringlichsten Dschungel. Das Nashorn hält seine tägliche Siesta ganz offen, oft unter einem einsamen Baum in völlig exponierter Lage liegend. Doch seltsamerweise legt sich der Elefant niemals nieder.

Ich kann mich nicht entsinnen, jemals Gnus oder Zebras in Ostafrika dabei gesehen zu haben; obwohl mehrere solcher Fälle bei Sing-Sing-Wasserböcken, Gazellen und (seltener) bei Kuhantilopen und Impalas in Erinnerung bleiben. Die Gewohnheit ist mehr oder weniger zufällig – nicht wie in Europa, wo man das Rotwild (aller Arten) und auch Ziegen sich regelmäßig bei Tag niederlegen sieht.

Diese hohe Entwicklung der Wachsamkeit beim ostafrikanischen Wild ist eindeutig nicht auf den Einfluss des weißen Mannes zurückzuführen, der hier erst seit wenigen Jahren jagt, sondern auf die Anwesenheit ihrer unzähligen natürlichen Feinde.

KAPITEL XXV

SCHUTZ DES GROSSWILDS

(insbesondere in BEZUG auf BRITISCH-OSTAFRIKA)

Eine der größten Gefahren für das Großwild liegt paradoxerweise in seinem Überfluss. Die schiere Anzahl täuscht; und das gilt ganz besonders für Afrika, wo viele der größeren Tiere weithin sichtbar in der offenen Ebene leben. Es ist nicht verwunderlich, dass Neuankömmlinge oder Siedler (Männer, die vielleicht noch nie in ihrem Leben Wild gesehen haben) zu dem Schluss kommen, sie könnten inmitten dieses Überflusses ohne Maß schlachten.

Doch werden die Nachdenklichen unter uns niemals die offensichtliche Lektion lernen? Ganze Faunen, so reich wie jene, die noch überleben, sind während unserer Generation vor unseren Augen von der Erde getilgt worden. Man denke an das abscheuliche Massaker an den Bisons in den Prärien Westamerikas in den 1880er Jahren. Man denke an die Vernichtung der Rentiere in Norwegen in den 1890er Jahren, eine Barbarei, die nur fünf Jahre dauerte – begünstigt durch Cordit und billige Repetiergewehre. Man denke drittens an das unaufhörliche Schlachten auf dem südafrikanischen Veld, wo ganze Gattungen schöner Geschöpfe durch eine unbarmherzige böotische Rasse dezimiert oder mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurden.

Erst wenn das Unheil angerichtet ist, jammert die Welt. Krokodilstränen fließen in wissenschaftlichen Kreisen. Für diese Tränen habe ich wenig Sympathie. Was nottut, ist Tatkraft, solange noch Zeit ist, um die Sicherheit jener Faunen zu gewährleisten, die noch überleben, und um eine Wiederholung solcher Grausamkeiten auf britischem Boden unmöglich zu machen. Praktische Maßnahmen und die Macht, sie durchzusetzen, sind das einzig Wesentliche; und diese müssen im Voraus getroffen werden. Ärzte nützen nichts, wenn der Patient bereits tot ist.

In Britisch-Ostafrika haben wir ein faunales Erbe angetreten, das seinesgleichen sucht. Es ist unsere Pflicht, diesen prachtvollen Besitz ungeschmälert an künftige Generationen weiterzugeben – immer unter Vorbehalt der Notwendigkeiten weißer Besiedlung.

Momentan droht keine ernsthafte Gefahr. Die Jagdverordnungen des Protektorats sind im Wesentlichen praktisch. Die größte Gefahr für das Wild war zu allen Zeiten der Einsatz des Pferdes. Das „Hetzjagen“ (*riding-down*) von Wild und das wahllose Schießen in fliehende Herden ist die schlimmste aller Barbareien. Meine Erfahrung zeigt, dass für jedes auf diese Weise getötete Tier im Durchschnitt fünf oder sechs andere verwundet entkommen, um nutzlos auf dem Veld zu verenden. Ich verurteile diese Kombination aus Pferd und Gewehr zutiefst. Es ist unsportlich und für die Dezimierung der südlichen Herden verantwortlich. Ich fordere dringend, dass dieses Hetzjagen in unseren Territorien illegal gemacht wird.

Eine geringere Bedrohung ist die Tendenz enttäuschter Siedler, in Zeiten wirtschaftlicher Depression über die bloße Existenz des Wildes zu schimpfen. Vor zwei oder drei Jahren

wurde der reisende Sportsmann noch mit offenen Armen empfangen; er war der beste Kunde der Kolonie, das Wild ihr bestes Aktivum. Doch nun, da Spekulationen fehlschlugen und Finanzkrisen herrschen, muss ein Sündenbock her: „das Wild". Zeitungen, die früher das „herrliche Wild" priesen, fordern nun die Abschaffung von Schutzgebieten.

„Welchen Nutzen hat das Nashorn?", fragen sie. „Es ist gefährlicher als malerisch und destruktiv. Was nützen Bestien wie Flusspferde, Löwen oder Büffel? Sie sind nur als gefährliches Ungeziefer einzustufen!"

Nun, mein lieber Herr Redakteur, haben Sie bedacht, dass das Verbrechen der Ausrottung bis ans Ende der Zeit irreparabel bleiben wird?

Hier ist eine weitere Frage aus derselben Quelle: „Warum sollten riesige Gebiete als Schutzgebiete reserviert bleiben, während der tüchtige Einwanderer mit mäßigem Kapital dort nicht siedeln darf?" Ich werde diese Frage beantworten: Jene Gebiete – wie die Athi-Ebenen – wurden von Experten als für Menschen absolut unbewohnbar eingestuft. Das Fehlen von Wasser, das Vorkommen der Tsetsefliege und Malaria verhindern jede Besiedlung.

Die Athi-Ebenen sind über 100 Meilen lang, und es gibt dort kein permanentes Wasser. Ein Siedler könnte dort keine Woche überleben. Wie überleben dann die Wildherden? Viele Arten benötigen kein Wasser; der nächtliche Tau genügt ihnen. Andere wandern. Das Gnu und das Zebra trinken zweimal täglich; sie ziehen hunderte Meilen weit zum nächsten Wasser. Der Siedler kann das nicht. Er muss bleiben – und sterben.

Kein vernünftiger Mensch hat je gefordert, dass die Interessen des Wildes Vorrang vor denen des weißen Mannes haben sollten. Aber es gibt Gebiete, die für eine Besiedlung nicht zur Verfügung stehen. Dort ist es unsere Pflicht, Gottes schöner wilder Schöpfung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Schließlich werden oft unbelegte Behauptungen aufgestellt, das Wild würde Krankheiten wie das „Ostküstenfieber" übertragen. Dies sind komplexe biologische Fragen. Bevor diese nicht wissenschaftlich untersucht wurden, ist es bloßes Vorurteil, sie als Fakten darzustellen. Es ist die Pflicht der Regierung, Experten zu ernennen, um diese Fragen vor Ort zu studieren. Das Wild vorab zu verurteilen, ist so absurd, wie jemanden erst aufzuhängen und ihn danach vor Gericht zu stellen.

Das Wild kann angesichts exzessiven Abschießens nicht fortbestehen. Großtiere vermehren sich nur langsam; in Afrika werden zwei Drittel des Zuwachses für den Erhalt von Löwen und anderen Raubtieren benötigt. Der Anteil, der für den Menschen bleibt, übersteigt sicher nicht drei bis fünf Prozent pro Jahr. Wenn das Wild nur als Zielscheibe für Schießübungen betrachtet wird, wird es bald verschwinden.

Die Zukunft des Wildes hängt weitgehend von den Siedlern ab. Ich wage es, ihnen diese Definition eines Sportsmannes anzubieten: „Einer, der das Wild so liebt, als wäre er sein Vater."

Dies ist eine Liste meiner Veld-Notizen über die Vogelwelt in Britisch-Ostafrika, die ich als Ergänzung zu den Jagderlebnissen zusammengestellt habe.

EINLEITUNG

In Äquatorialafrika findet sich ein europäischer Ornithologe in einer völlig neuen Vogelwelt wieder – der der „äthiopischen Region“. Neue Familien und fremde Formen begegnen einem auf Schritt und Tritt. Da unser Hauptziel stets das Großwild war, beruhen diese Notizen fast ausschließlich auf Feldbeobachtungen, nicht auf der Untersuchung von Bälgen. Dennoch hoffe ich, dass sie für vogelbeobachtende Leser von Interesse sind.

JAGDBARE VÖGEL

Frankoline (Francolins)

Sie sind die wichtigsten Federwildarten Afrikas, vergleichbar mit Rebhuhn oder Moorhuhn.

- **Ulu-Frankolin** (*Francolinus uluensis*): Der Vogel der Athi-Ebenen.
- **Schütts Frankolin** (*F. schuetti*): Häufig im dichten Busch; dunkelbraun mit Doppelsporen.
- **Jacksons Frankolin** (*F. jacksoni*): Die größte Art; Schnabel und Beine korallenrot.

Frankoline mit nackter Kehle (Spur-Fowl)

- **Cabanis’ Frankolin** (*Pternistes infuscatus*): Ein großer, lärmender Vogel im dichten Busch.

Wachteln (Quails)

- **Harlekinwachtel** (*C. delegorguei*): Sehr häufig; Unterseite rötlich-kastanienbraun.

Perlhühner (Guinea-Fowl)

- **Reichenows Helmperlhuhn** (*Numida reichenowi*): Die gewöhnliche Art mit hohem, knöchernen Helm.
- **Geierperlhuhn** (*Acryllium vulturinum*): Ein prächtiger Vogel mit leuchtend blauer Brust und langen Halsfedern.

Flughühner (Sand-Grouse)

- **Braunbauch-Flughuhn** (*Pteroclurus exustus*): Mit langen Spießfedern am Schwanz. Alle Flughühner kommen täglich eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang zum Trinken an die Flüsse.

WASSERVÖGEL UND WATVÖGEL

Rallen und Blässhühner

- **Teichhuhn** und **Kammblässhuhn**: Häufig auf den Seen Naivasha und Elmenteita.
- **Afrikanische Binsenralle** (*Podica petersi*): Ein außergewöhnlicher Vogel mit dem Schnabel eines Lappentauchers, dem Schwanz eines Kormorans und gelappten Füßen wie ein Blässhuhn.

Watvögel (Waders)

- **Grünschenkel**, **Waldwasserläufer** und **Kampfläufer**: Häufige Wintergäste aus Europa.
- **Säbelsteppenvogel** (*C. asiaticus*): Kommt im Winter in Scharen auf den trockensten Ebenen vor.
- **Stelzenläufer** (*Himantopus candidus*): Häufig auf den Salzseen Elmenteita und Nakuru.

Schnepfen (Snipes)

- **Afrikanische Schnepfe** (*Gallinago nigripennis*): Die häufigste Schnepfe Ostafrikas, kaum von der europäischen Bekassine zu unterscheiden.
- **Bunt-Goldschnepfe** (*Rhynchaea capensis*).

GROSSVÖGEL DER EBENEN

Trappen (Bustards)

- **Riesentrappe** (*Eupodotis kori*): Ein gewaltiger Vogel, der im offenen Veld lebt. Obwohl er groß erscheint, wiegt er selten mehr als 28 lbs (ca. 12,7 kg).
- **Steppentrappe** (*Neotis caffra*): Ein kompakter Vogel von etwa 10-11 lbs.

Kraniche (Cranes)

- **Kronenkranich** (*Balearica gibbericeps*): Häufig auf den Athi-Ebenen; schläft nachts in hohen „Fieberbäumen“.

REIHER, STÖRCHE UND VERWANDTE

Reiher (Herons)

- **Goliathreiher** (*Ardea goliath*): Ein riesiger Reiher, beobachtet am Nakuru-See.
- **Kuhreiher** (*Bubulcus lucidus*): Begleitet oft das Großwild und frisst Zecken und Parasiten von deren Rücken.

Störche (Storks)

- **Hammerkopf** (*Scopus umbretta*): Ein seltsamer Vogel, der an schlammigen Ufern Frösche jagt und riesige Nester aus Zweigen baut.
- **Marabu** (*Leptoptilus crumeniferus*): Ein Aasfresser, der oft mit Geiern an Kadavern zu sehen ist. Sein dolchartiger Schnabel verschafft ihm Respekt.
- **Sattelstorch** (*Ephippiorhynchus senegalensis*): Ein Riese mit auffälligem Schnabel, der Frösche an Sumpfrändern jagt.

Ibisse

- **Heiliger Ibis** (*I. aethiopica*): Häufig an allen Seen.

GÄNSE UND ENTEN

- **Sporenente** (*Plectropterus gambensis*): Groß, schwarz-weiß, weit verbreitet.
- **Nilgans** (*Alopochen aegyptiacus*): Sowohl auf Grasebenen als auch an Seen zu finden.
- **Gelbschnabelente** (*Anas undulata*): Das afrikanische Gegenstück zur Stockente.
- **Pfeifente**, **Löffelente** und **Knäkente**: Wintergäste aus Europa.

FLAMINGOS UND ANDERE FISCHFRESSER

- **Flamingos** (*Phoenicopterus roseus*): Kommen in riesigen Scharen am Nakuru-See vor.
- **Schlangenhalsvogel** (*Plotus rufus*): Sitzt oft mit ausgebreiteten Flügeln auf Ästen über dem Wasser, um zu trocknen.
- **Pelikaner** (*Pelecanus onocrotalus*): Riesige Trupps wurden im August auf ihrem Zug zum Nakuru-See beobachtet.

GREIFVÖGEL (BIRDS OF PREY)

Geier (Vultures)

- **Afrikanischer Sperbergeier** (*Pseudogyps africanus*): Der häufigste Aasgeier.
- **Schmutzgeier** (*Neophron monachus*): Ein brauner Vogel, der jedes Lager als Abfallverwerter begleitet.

Adler (Eagles)

- **Gaukler** (*Helotarsus ecaudatus*): Auffällig durch seinen extrem kurzen Schwanz und die roten Beine, die im Flug sichtbar sind.

- **Schreiseeadler** (*Haliaeetus vocifer*): Bekannt für seine weithin hörbaren, durchdringenden Rufe an bewaldeten Flussufern.

Eulen (Owls)

- **Fleckenuhu** (*Bubo maculosus*): Ein großer Uhu der felsigen Schluchten.
- **Kap-Ohreule** (*Asio capensis*): Schläft tagsüber gesellig am Boden im Buschland oder im Schilf.

Papageien

Man erwartet in den Tropen, an jeder Ecke Affen und Papageien zu sehen, doch in Britisch-Ostafrika trifft man kaum auf sie. Unsere persönliche Bekanntschaft beschränkte sich auf einige Tiere im Flug nahe Mombasa und eine lärmende, bronzegrüne Art bei Baringo.

Eisvögel

- **Streifenfischer** (*Halcyon chelicuti*): Ein braungrauer Vogel, der nur am Rücken Blau zeigt. Man sieht ihn ebenso oft im trockenen Veld wie an Flussufern.
- **Graufischer** (*Ceryle rudis*): Groß und auffällig, schwarz-weiß gesprenkelt. Er rüttelt oft wie ein Turmfalke über dem Wasser.
- **Riesenfischer** (*C. maxima*): Eine prächtige schwarze Art mit weißen Fleckenreihen, beim Männchen mit einem rötlichen Brustfleck.
- **Zwergfischer** (*Corythornis cyanostigma*): Klein und leuchtend azurblau. Überall häufig.

Blauracken (Roller)

- **Blauracke** (*Coracias garrulus*): Ein Zugvogel, den man im Winter im Hochland beobachtet.
- **Gabelracke** (*C. caudatus*): Diese langschwänzigen Racken waren im März im Tiefland bei Simba und Makindu häufig.

Bienenfresser (Bee-eaters)

- **Blauwangenspind** (*Merops persicus*): Eine große, leuchtend grüne Art.
- **Bienenfresser** (*M. apiaster*): Die europäische Art. Merkwürdigerweise brütet dieser Vogel sowohl im Frühjahr in Spanien als auch im Herbst in Südafrika.

Wiedehopfe (Hoopoes)

Die europäische Art (*U. epops*) ist selten, wurde aber im Winter im Hochland gesichtet. Der **Afrikanische Wiedehopf** (*U. africana*) ist hingegen häufig; er hat dunklere Flügel

ohne die weißen Querbinden des europäischen Verwandten.

Baumhopfe (Irrisor)

Waldvögel ohne Haube, mit glänzend metallischem Gefieder in Dunkelgrün und Purpur. Sie fallen durch ihr raues, schallendes Lachen im Gebüsch auf.

Nashornvögel (Hornbills)

(Oft fälschlich „Tukane“ genannt, welche jedoch exklusiv in Südamerika vorkommen.)

- **Nördlicher Hornrabe** (*Bucorax caffer*): Erinnert an einen Truthahn, wenn er am Boden stolziert und Jagd auf Reptilien und Insekten macht. Im Flug zeigen sich breite weiße Bänder auf den Flügeln.
- **Trompeterhornvogel** (*Bycanistes buccinator*).
- **Kronentoko** (*Lophoceros melanoleucos*): Tokos sind eine kleinere Gattung der Nashornvögel. Das Männchen hat die kuriose Angewohnheit, das Weibchen während der Brutzeit in einer Baumhöhle einzumauern und es durch einen schmalen Schlitz zu füttern.

Nachtschwalben (Nightjars)

- **Ruderflügel-Nachtschwalbe** (*Cosmetornis vexillarius*): Die langen, wehenden Schmuckfedern werden nur zur Brutzeit im April getragen.
- **Mosambik-Nachtschwalbe** (*C. fossei*): Von Athi bis Mombasa nach Sonnenuntergang überall zu hören.

Maussperlinge (Colies)

Mausgraue Vögel mit Haube und sehr langen Schwänzen. Sie klettern geschickt an Baumstämmen wie Baumläufer oder Kleiber. Da ihre Zehen alle nach vorne gerichtet werden können, haben sie einen extrem festen Griff.

Kuckucke

- **Weißbrauen-Spornkuckuck** (*Centropus superciliosus*): Ein heimlicher Vogel des Schilfs mit einem gluckernden Ruf, der an Wasser erinnert, das aus einer umgestülpten Flasche sprudelt.

Turakos (Touracos)

Hierzu gehören die „Go-away-birds“ (Lärmvögel). Sie bewohnen die Wälder des Hochlands. Der Graulärmvogel ärgert Jäger oft, indem er das Wild durch seinen Warnruf „Go-away“ alarmiert.

Honiganzeiger (Indicator)

Mehrere Arten kommen vor, die besonders durch ihr Verhalten bekannt sind, Menschen zu Bienennestern zu führen.

Schwalben

Unsere gemeine **Rauchschwalbe** ist im Winter zahlreich vertreten. Im Februar beginnt die Mobilisierung für den Flug nach Norden.

Nektarvögel (Sunbirds)

Eine rein tropische Gruppe von 80 bis 100 Arten. In prächtigen Farben – Karmin, Purpur, Gold – schimmern sie wie Juwelen in der Sonne, während sie von Blüte zu Blüte schnellen, um Insekten zu fangen.

Lerchen und Pieper

- **Fischers Buschlerche** (*Mirafra fischeri*): Erzeugt ein vibrierendes Klappern mit den Flügeln im Flug.
- **Gelbkehlpieper** (*Macronyx croceus*): Eine auffällige äthiopische Pieper-Art.

Webervögel (Weaver-Birds)

In Afrika gibt es etwa 250 Arten. Überall sieht man ihre Nester; oft hängen hunderte an einem einzigen Baum. Die **Siedelweber** (*Philetaerus*) bauen Gemeinschaftsnester unter einem gemeinsamen Dach.

Glanzstare (Glossy Starlings)

Auffällige Vögel in allen Waldgebieten. Besonders interessant ist ihr Erscheinen bei Veld-Feuern: Wenn die Eingeborenen das trockene Gras abbrennen, jagen Stare, Blauracken und Falken inmitten von Rauch und Flammen die fliehenden Heuschrecken.

Rabenvögel

- **Geierrabe** (*Corvultur albicollis*): So groß wie ein europäischer Kolkrabe, mit einem gewaltigen Schnabel. Er ist ein furchtloser Abfallverwerter in den Lagern.

Diese Liste umfasst über sechzig Arten britischer Vögel, darunter fast zwanzig unserer kleinsten und zierlichsten Sommermigranten, die in Ostafrika überwintern.